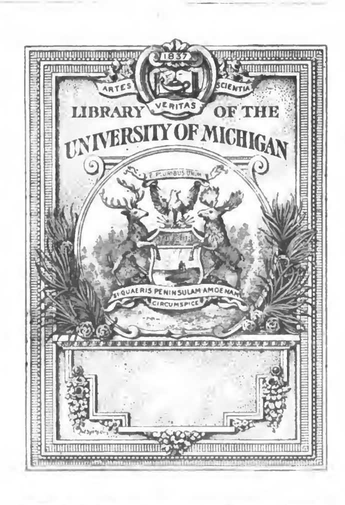
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens




1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1886.

Dreizehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des dreizehnten Bandes.

Der Teufelsmedikus.

Historischer Roman

von

L. Haidheim.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Als Burkard Keller in tiefer Nacht am Burgthor klopfte, dauerte es eine ganze Weile, bis man ihm aufmachte, und kaum hatte ihm der Pförtner in's Gesicht geleuchtet, um ihn zu erkennen, als er sich bekreuzend rief:

„Ihr habt es auch gesehen, Herr, Ihr habt das Gespenst verfolgt? Habt Ihr auch nicht Schaden genommen?"

„Ja, ich habe es gesehen!" sagte Burkard Keller eintönig und ging an dem erschrockenen Alten vorüber, ohne ein Wort weiter, aber so müden Schrittes, als wenn er viele Meilen gewandert sei.

Sein Weg führte ihn gewohnheitsmäßig zuerst nach des Markgrafen Stube. Derselbe schlief, aber Ursula trat ihm entgegen.

„Ist es wahr, Herr? Ihr sollt es mir selbst sagen! Die noch wach waren in der Burg, hat der Johann mit seinem Bericht fast toll gemacht vor Schrecken, und mich vor Sorge um Euch; sagt nur um aller Heiligen willen,

ist es wahr? Die Männer wollten nicht hinaus in den Wald, Euch zu suchen. Ist es denn wirklich wahr?"

„Ja, es ist wahr!" sagte er in dem müden Tone, der seinen Bewegungen entsprach, aber er sah scheu an ihr vorbei.

„Ihr habt sie gesehen?" fragte Ursula wieder.

„Wen, sie?" fuhr er auf.

„Nun, die Heidengöttin? Ihr wißt ja, Herr, die sie da angebetet haben, wie die alten Leute von ihren Vorvätern erzählen hörten, ich hab' Euch neulich das Becken gezeigt, Ihr hieltet es für eine Opferschale!"

„Ja so!" machte er einsilbig und sah vor sich hin in's Leere.

Sie beobachtete ihn unruhig. „Ich habe es nie glauben wollen, daß sie sich noch sehen läßt, Herr, nun habt Ihr's aber selbst erlebt! Doch, Herr Burkard, sinnt auf ein gutes Werk, daß Ihr dem Unheil entgeht, ich bitte Euch; es bedeutet dem nichts Gutes, dem sie erscheint!" sagte Ursula ernst.

„Es bedeutet nichts Gutes!" wiederholte er in der ihr an ihm ganz unbegreiflichen Verstörtheit.

„Aber man kann sich lösen, Herr, die Fürbitte der heiligen Jungfrau ist mächtiger, als aller Heidenspuk," mahnte sie wieder.

Die Fürbitte der Jungfrau! Das Wort weckte ihn aus seiner Lethargie.

„Ich baue ihr eine Kapelle dort, sie muß mich losbitten!" sagte er lebhafter, aber traurigen Tones.

„Herr, erzählt mir, sprecht Euch von der Seele, was Ihr erlebt habt, das thut Euch gut!" bat sie.

„Laßt! laßt!" sagte er, und nachdem er eine Weile vor sich hin gestarrt, schüttelte er sich wie im Entsetzen und dann barg er das Gesicht in beide Hände.

Seine alte Freundin stand rathlos. Sie war abergläubisch, trotz ihres starken Geistes. Burkard Keller, den sie für überaus klug und gelehrt hielt, und der ihr in allem Wissen so weit überlegen war, erschien so völlig gebrochen, und das erfüllte sie mit Furcht und Grauen.

Und nun erhob er sich, und nach einem abermaligen Blick auf seinen Herrn ging er.

„Betet für mich, Ursula!" sagte er bittend.

Großer Gott, es mußte ihm Arges widerfahren sein!

— — — — — — — — — — — —

Am anderen Tage wußte es Jeder in der Burg, der Heidenspuk, der uralter Sage zufolge im Walde umging, war dem Herrn v. Keller und dem Johann erschienen. Johann war seiner eigenen Aussage nach weggelaufen, so schnell seine Füße ihn tragen wollten, Herr Burkard aber hatte sein Schwert gezogen und das fliehende Gespenst verfolgt. Daß die Gespenster nur zu fliehen scheinen, um den Verfolgenden in sicheres Verderben zu locken, war männiglich bekannt; fraglich blieb nur, wie Herr Burkard sich endlich gerettet, denn daß er tapfer sein Schwert gezogen, der muthige Herr, daran zweifelte nicht ein Mensch in der Burg, am wenigsten Johann, obwohl er sich keine Zeit gelassen, sich nur einmal auf seiner eiligen Flucht umzusehen.

„Der Herr Burkard ist mit Unrecht als unchristlich verschrien worden, er stiftet eine Kapelle, er hat einen Geist gesehen, aber der hat ihm nichts anhaben können, denn er

ist heil und gesund in der Burg wieder angekommen," das war jetzt das allgemeine Gespräch, und in der That zog schon am Mittag des nächsten Tages Burkard Keller in den Wald, den ihm mitgegebenen Leuten den Platz anzuweisen, wo der Grund zu dem Bethause gelegt werden sollte, denn es trieb ihn ein heißer Eifer, der heiligen Maria seine Ehrfurcht in solcher Art zu beweisen.

„Inmitten der neun Linden soll es stehen," hatte Burkard die Markgräfin gebeten.

„Ihr habt einen guten Platz gewählt zu gutem Werke," entschied die hohe Frau, aber sie dachte bei sich kopfschüttelnd, er sei doch für seine Jugend und seine immerhin glückliche Lebensstellung ein gar wunderlicher Mensch; nahm er nicht sonst ein Ansehen an, als gehöre er zu den Freigeistern, welche sich nicht an die Satzungen der Kirche kehren, und jetzt plötzlich, wo er im Walde diese seltsame Begegnung gehabt, jetzt hatte er eine fieberische Eile, das Bethaus für die heilige Jungfrau zu erbauen, eine Hast und einen brennenden Eifer, als sei der nächste Tag schon zu spät.

So war es auch. Die hohe Frau hatte ganz richtig die Stimmung erkannt, die ihren Günstling beherrschte.

In seiner inneren Zerrissenheit und in der Verstrickung, in welche er sich durch eigene Schuld gefangen sah, ohne zu wissen, wie daraus zu entrinnen, erschien ihm die Flucht zu den Füßen der Mutter der Gnaden die einzige Rettung, und nicht bald genug konnte er sein gutes Werk in Angriff nehmen. Ach, wie verlangte ihn, ungeschehen machen zu können, was er gethan, die Treulosigkeit und den Be-

trug, die auf seinem Herzen lasteten, in strenger Buße zu sühnen.

In Kuppenheim, wo man in vielfacher Verbindung mit der Burg stand, war das Abenteuer Burkard's schnell und mit den gewöhnlichen vergrößernden Zusätzen bekannt geworden. Da er nicht selbst kam, machte Hubert sich auf, den Bruder zu besuchen, um von ihm den Sachverhalt zu erfahren.

„Ich habe in meiner Kindheit oft gehört, es ginge eine Waldfrau um, und wem sie sich zeige, dem deutet es Unglück," hatte der Vogt, der sonst kein furchtsamer Mann war, im ersten Schrecken bedenklich gesagt.

Wollt Ihr nicht mit mir gehen, Isa?" fragte Hubert.

„Ich ginge schon gern mit Euch, Hubert," hatte diese geantwortet, „aber ich habe wenig Freude auf der Burg zu holen, denn die Kordula ist jetzt ganz und gar lieb Kind bei der Frau Durchlaucht, und sie ist voll Spott und Galle auf mich, weil der Graf mir nachging, eh' ich des Burkard's Braut wurde. Auch wißt Ihr ja, daß sie auf alle Art den Burkard an sich zu locken versucht hat. Die Grete von der Burg, unseres Gärtners Tochter, hat erzählt, die Kordula habe gesagt, ich habe Euren Bruder durch Euch zu mir zurück holen lassen, er sei nur gezwungen zu mir gekommen, aber lieb habe er mich doch nicht, das könne ein Kind sogar sehen."

Das arme Ding weinte, und Hubert Keller ging ihr Schmerz tief zu Herzen. Doch konnte er ihr kaum Tröstliches sagen, denn so gern sein Bruder auch neulich in Kuppenheim zu weilen schien, so war Hubert doch sehr

aufgefallen, daß Burkard eine unerklärliche Kälte gegen das liebliche Mädchen wider Willen mehr verrieth als zeigte; ja, er hatte die Ueberzeugung gewonnen, der Bruder werde viel mehr durch den Wunsch, bei ihm zu sein, nach des Schwiegervaters Hause gezogen, als durch das Verlangen nach der Braut.

So forderte er Isa auch nicht weiter auf, als er sich am anderen Morgen auf den Weg machte, aber es fiel ihm fast schwer, sie daheim lassen zu müssen, und den ganzen Weg über stand sie ihm vor den Gedanken in ihrem freundlich-heiteren, wirthschaftlichen Walten, und er malte sich aus, wie die Yburg gewinnen würde durch eine so liebliche Herrin.

Ganz unbegreiflich erschien ihm Burkard's Gleichgiltigkeit, und der Verdacht, daß Ursula doch vielleicht Unheil säe, begann sich von Neuem in ihm zu regen.

Als er sich jenen neun Linden näherte, wo er und Burkard neulich die seltsame Musik hörten, fiel ihm dieser Umstand wieder ein, und er fragte sich, ob wohl darin ein Zeichen, eine höhere Mahnung für Einen von Beiden gelegen haben möchte. Doch dann konnte es nur Gutes bedeutet haben, denn waren es nicht die Kirchenglocken in Kuppenheim, mit denen das seltsame Tönen zusammen fiel?

Schon hörte er jetzt Menschenstimmen und das Klirren von eisernem Werkzeug; gleich darauf sah er, wie sechs oder sieben Leute beschäftigt waren, die Erde auszugraben, um die Fundamente der Kapelle legen zu können.

Burkard stand mit dem Baumeister von der Burg daneben, sie sprachen lebhaft, der Baumeister hielt einen

Maßstab in der Hand und zeichnete auf einem Brettstück die Umrisse des Baues, die er dann auf dem Waldboden abmaß.

Als Burkard seinen Bruder kommen sah, verwandelte sich sein Aussehen; Hubert merkte es, aber er begriff den Ausdruck nicht, den das heute besonders hager und abgezehrt scheinende Antlitz Burkard's trug.

Derselbe empfing ihn zudem mit der gewohnten brüderlichen Herzlichkeit, und, den Baumeister entlassend, nahm er Hubert's Arm, um mit diesem weiter zu gehen.

„Ich weiß schon Alles, Bruder, Du hast die Waldfrau gesehen! Ist es denn wahr? Wirklich wahr? Es trieb uns, von Dir selbst zu hören, wie es gewesen ist mit der Erscheinung. Wärst nicht Du es, mein eigener Bruder, der es erlebt hat, ich glaubte es nie und nimmer, denn die furchtsamen Leute laufen vor einem Nebelstreifen davon und sagen hernach: ‚Ein Geist! Ein Geist!‘ Du aber bist kein Gespensterseher, also erzähle.“

Doch Burkard erzählte nicht. Er sagte nicht einmal ein Wort, seufzte nur schwer und bat fast ungeduldig: „Quäle mich nicht auch, Bruder! Du siehst, mir ist es ernst um meine Seele. Hilf mir, sei geduldig mit mir, aber frage nicht.“

Nein, nein, Hubert wollte nicht fragen, wenn es den Bruder verdroß; aber immer wunderlicher und beunruhigender erschien ihm dessen Stimmung und Benehmen.

„Burkard, Burkard, wie bist Du so anders geworden als sonst, da wir noch mit einander Alles theilten, Freud und Leid, wie es eben kam! Von letzterem hatten wir,

Gott sei Dank, nicht viel. O Burkard, wärest Du noch der Alte! Dir ist Dein Glück und die viele Ehre, die man Dir anthut, nicht zum Segen geworden!" rief er traurig.

„Nein, kein Segen!" sagte leise Burkard.

Hubert Keller, liebevoll bemüht, den Bruder zu zerstreuen, bestellte die Grüße aus Kuppenheim und warum Isa nicht mitgekommen sei, aber mitten in seinem Bericht wurden sie angehalten durch das Rufen des Baumeisters: „Herr! Herr Burkard, kommt doch und seht!"

Sie waren schon ein Stück auf dem Wege zur Burg weiter geschritten; jetzt kehrten sie um, denn des Mannes Ton bedeutete offenbar, daß Unerwartetes dort vorgefallen war.

„Schaut, Herr, wir sind auf einen großen Stein gestoßen, der mir aussieht wie ein Grabstein," sagte der Mann dann ihnen entgegentretend und sichtlich zweifelhaft, ob es recht sei, eine Grabesruhe zu stören.

Sie schritten bis zu der Grube vor, die kaum erst zwei Schuh tief war. Die Arbeiter hatten eben einen großen Felsstein von der darauf ruhenden Erde befreit. Der Stein war dünn, unregelmäßig von Gestalt und unbehauen, wie man ihrer genug am Berge überall umher liegen sehen konnte, aber er hatte nicht nur durch seine Lage ganz das Aussehen, als schließe er ein Grab, sondern am breiteren Ende desselben war man schon so weit mit dem Losgraben gekommen, daß man sehen konnte, wie unter demselben etwas gleich einer Wand aus Felssteinen sichtbar wurde.

„Es kann ein Schatz sein!" hatten die Arbeiter unter

sich geflüstert und gruben ohne Befehl mit heißem Eifer weiter.

„Soll man es nicht lieber ruhen lassen?“ meinte Hubert Keller, von der ersten Annahme, daß ein Grab darunter sei, ausgehend.

„Wir müßten dann die Kapelle um die Länge des Steines weiter zur Seite bauen,“ wandte der Baumeister ein, und sich zu Burkard wendend, fügte er hinzu: „Es ist hier just die Linie für die Seitenwand; die Linden bilden einen Kreis, es wird sich nicht halb so schön machen, wenn wir die Wände verrücken.“

Unterdeß hatte Hubert sich gebückt, ihm schien eine Inschrift auf dem Stein zu stehen.

Sie machten die Erde davon, welche sich in allerlei Vertiefungen gesetzt.

Da war ein Kreuz; zwei Striche roh in den Stein gehauen, daß sie das Zeichen des Kreuzes bildeten, und da noch eins, auch da und dort, sie fanden dies selbe Zeichen fünfmal, und die Kreuzchen bildeten zusammengestellt wieder das Kreuzeszeichen, aber das Alles doch in einer Weise, wie sie es nie zuvor bei Grabmälern gesehen hatten, und darunter gab es noch andere unlesbare Zeichen.

Unterdeß hatte einer der Arbeiter seine Spitzhacke genommen, sie unter den Stein gebracht und ohne große Schwierigkeit den Stein gehoben, nur wenig erst, aber doch so, daß die Neugier verlockend an Alle herantrat.

„Ein Heidengrab!“ sagte der Eine.

„Ei was, da ständen nicht Kreuze darauf!“ wies ihn ein Anderer zurück.

„Ein Schatz wohl gar!" In dem Gedanken begegneten sie sich Alle, die Herren wie die Arbeiter.

„Wir wollen es öffnen; ist's ein Grab, so soll die Kapelle zur Seite gerückt werden," bestimmte Burkard Keller.

Die Leute stemmten ihre Werkzeuge dicht neben einander unter den Stein, er gab nach, hob sich und glitt auf die andere Seite.

Gespannt und neugierig schauten Alle in die Oeffnung. Im ersten Augenblick malte sich in allen Gesichtern die lebhafte Enttäuschung, denn was sie erblickten, war freilich eine vierkantige Höhlung, die einer Grabhöhle glich, aber auf dem Boden derselben lag nur ein Haufen trockenen Erdreichs. Dann mußten sie Alle lachen. Mitten in dem Lachen aber hatte Burkard Keller sich herab gebeugt, etwas Weißes, nicht größer, als ein handgroßer Kieselstein, schien da zu liegen, und ohne Neugier hatte er es aufnehmen wollen.

Doch, das war kein Kiesel, sondern ein Stein von beträchtlicherem Umfange, den die Erde und der Staub leicht bedeckten. Derselbe rührte sich nicht, wohl aber glitt der trockene Staub leicht zur Seite und enthüllte eine größere weiße Fläche, die eine regelmäßige Form hatte.

„Es ist Marmor!" sagte erstaunt der Baumeister.

Sie machten sich daran, zu untersuchen; ein Marmorblock war es und — was da? Füße darauf? — Nach einer Viertelstunde immer athemloserer Arbeit lag vor ihnen ein weißes steinernes Frauenbild, verstaubt, geschwärzt hier und da, aber ohne Frage ein Frauenbild mit einem kleinen, zierlichen Kopfe und wunderbar natürlichem Men-

schenausdruck in dem zartgeformten schönen Antlitz. Wallende Gewänder, vom Hals bis auf die Füße gehend, zeigten anmuthigen Faltenwurf.

In dem Eifer, das Bild zu erkennen, waren Alle bemüht, es von dem daran heftenden Staube und Schmutz zu säubern; ein Arbeiter hatte den Einfall, aus der ganz nahen Quelle Wasser herbei zu holen, und siehe da, weiß und unverletzt trat ein liebliches Frauenantlitz hervor, dann auch der Hals, die Hände, ein Theil des Gewandes.

Schweigend, mit brennenden Augen war Burkard Keller der Eifrigste von Allen gewesen. Das Bild glich, er sah es sofort, der Kordula, wie wenn sie selbst es wäre.

War das Zufall? War es Schickung?

„Die heilige Jungfrau sendet mir ihr Bild für meinen Altar," flüsterte er dann fast tonlos vor Aufregung seinem Bruder zu. Die Ueberreizung seines in letzter Zeit so unbeschreiblich beunruhigten Geistes, verbunden mit der ihm so oft aufgedrungenen Ueberzeugung, daß er ein besonders begnadeter Mensch sei, wurde durch dies ihm als ein vollkommenes Wunder erscheinende Ereigniß zu einer Ekstase, die ihn glauben ließ, Maria, die Gnadenvolle, gebe ihm durch dies Steinbildniß ein Zeichen ihrer Erbarmung. Fiebernd, mit heißer Gluth auf den eingefallenen Wangen, sah er immer nur auf das Steinbild nieder, unermüdet daran arbeitend, es vollständig in seiner Weiße herzustellen, dazwischen hastige Befehle gebend, um Hebewerkzeug, Stricke und dergleichen aus der Burg herbei zu schaffen, und dann wieder entzückt die sich enthüllende Schönheit des Marmorkunstwerks anschauend und leise den Bruder darauf aufmerksam machend.

„Wie hold — wie schön!" murmelte er wieder und wieder. Auch Hubert war voll erfreuten Wunderns und Staunens.

Die Kunde des Ereignisses war nach der Burg gelangt durch den Arbeiter, welcher Stricke und sonstige Geräthe holte.

Ein Muttergottesbild gefunden! Und an der Stelle, wo der Herr Burkard die Kapelle bauen wollte! Ein Wunder! Eine sichtbare Gnade Gottes!

Wo war Graf Antonio? Er liebte ja die Kunst der Malerei wie diejenige, welche schöne Marmorbilder oder Holzschnitzerei hervorbrachte.

Ach, wie zur Unzeit war er mit Torbelli abgereist, man wußte nicht genau, wohin, nach Heidelberg und weiter. Man hatte Beide gerufen, einen römischen Prälaten, der zum Besuch dort weilte, angenehm in seiner eigenen Sprache zu unterhalten.

Alles stürmte hinaus.

Ja, ja, in Wahrheit, ein herrliches Marienbild war gefunden!

Ursula, in die Stube ihres Herrn gebannt, verging fast vor Neugierde, die Markgräfin sogar fühlte sich versucht, mit hinaus zu pilgern, und ließ nur davon ab, weil sie bedachte, daß es ihrer Würde nicht zieme, so mit dem Haufen hinab zu stürmen.

Es wurde Abend und spät; der Mond schien hell, und jetzt erst kehrte Burkard Keller auf die Burg zurück.

Die Herrin ließ ihn sogleich rufen und er berichtete in hoher, freudiger Aufregung, die fast der Begeisterung gleich

kam; sie hatte ihn nie so gesehen, außer etwa in der ersten Zeit, da es ihm so gut gelang, den kranken Herrn zu beruhigen.

„Eine Gnade der Mutter Gottes ist es, deren ich nicht werth bin," das war der demüthige Ausdruck der Freude des von seinen vielen Gegnern als so hochmüthig und stolz verschrienen Mannes.

Zu Ursula sprach er noch Anderes. „Ich trage vieles im Sinn, Ursula, was nicht nach der Meinen Kopf sein wird; aber mich dünkt, mein bester Platz wäre eine stille Klosterzelle!" sagte er mit sehnsüchtigem Blick.

„Um Gott, Herr, was kommt Euch in den Sinn?"

Er ging nicht weiter auf die Sache ein, sondern starrte grübelnd vor sich hin, wie es jetzt mehr als je seine Art war. Dann aber sagte er aufsehend: „O Ursula, wie schön ist die Heilige! Ich frage mich, ob Menschenhände das herrliche Bild gemacht haben können? Ihr sollt nur sehen dies liebliche, unschuldige Antlitz, diese zarten Formen der Wangen, des Halses und diesen kleinen Kopf mit dem leichtgelockten Haar. Ich bin ja verständig genug, mir zu sagen, daß der Himmel nur in so weit ein Wunder an mir thut, daß er mich das Bild finden läßt, aber glaubt mir, es ist so schön, so liebreizend, wie noch kein Maler die Jungfrau sich vorgestellt hat und wie nirgends ein Weib lebt."

Wem das Bild glich, verschwieg er.

„Ihr seid ja ganz hingerissen, Herr, von Eurem Fund!" sagte Ursula lächelnd.

„Ja, ich bin es, es wird nun Alles gut werden. Die

Gnadenreiche soll ihre Kapelle haben, so schnell der Baumeister sie fertig schaffen kann, und das wird mir —"

Und nun schwieg er wieder.

Aber er war von dieser Zeit an freudiger. Jede Minute, die er sich dem Dienst des Kranken abmüßigen konnte, verbrachte er neben der rasch aus der Erde wachsenden Kapelle, die größer und stattlicher wurde, als man gedacht.

Der frühe Morgen und der Abend sahen ihn dort, und die Arbeiter erzählten, der als Gottesfeind verschriene Herr Burkard sei nicht nur ein äußerst freigiebiger und freundlicher Herr, sondern auch gar fromm, denn er stehe oft mit gefalteten Händen lange, lange vor der Heiligen und dann liege auf seinem Antlitz eine tiefe Andacht.

In den Gemächern der Markgräfin sah man ihn in dieser Zeit nicht anders, als wenn er eine Meldung, die seinen Patienten betraf, zu machen hatte. Die hohe Frau schalt Kordula darüber eines Tages, ihr und Antonio's Uebermuth hätten Keller vertrieben. Sie war ohnehin unzufrieden mit Kordula, die den verliebten Grafen plötzlich nun wieder sehr wegwerfend behandelte.

Daß Antonio dies ertrug, er, der so herrisch und hochfahrenden Sinnes war, wunderte Jeden, am meisten die hohe Frau, welche es heimlich oft genug bereute, die Verlobung der Beiden geplant und gefördert zu haben. Jetzt hatte sie ja nur vor dieser Sorge Ruhe, wenn Antonio, wie es oft die Geschäfte, oft sonstige Zwecke mit sich brachten, fort mußte. So froh sie der Sinnesänderung Kordula's bei Antonio's Ankunft gewesen, so wenig wollte ihr das

Wesen derselben nachher behagen, nicht nur weil es ein sehr ungleiches war, sondern weil Kordula offenbar Gedanken mit sich herumtrug, die sie zwar sorgsam verbarg, welche aber gegen ihren Willen und noch mehr gegen ihr Wissen ihrem schönen Antlitz oft eine tiefe Blässe und Unruhe aufprägten. Man mußte nur sehen, wie ihre sonst so strahlenden Augen oft trübe und verwacht aussahen, wie ihre Blicke starr vor sich hin gerichtet waren, und wie, so bald man von ihrer nahen Hochzeit sprach, sie in offenbarer Unruhe allerlei Vorwände geltend zu machen suchte, um dieselbe noch hinaus zu schieben.

Wurde Graf Antonio ihrer Launen einmal müde, so weinte sie, zeigte sich niedergeschlagen und demüthig und wußte damit in kurzer Frist seinen Zorn und seinen Aerger zu besiegen.

Da erklärte sie sich eines Tages, gedrängt von allen Seiten, mit schneebleichen Lippen bereit, ihre Hochzeit auf den St. Johannistag festzusetzen, wenn man sie bis dahin nur noch in Geduld ertragen und ihren Launen nachgeben wolle. Sie sei krank, setzte sie dabei weinend hinzu, der Badener Arzt wolle es zwar nicht glauben, aber man solle nur den Keller rufen, zu dem habe sie nun einmal Vertrauen, und der werde schon wissen, was die seltsame Fieberangst bedeute, die ihr den Schlaf raube und welche sie zu jeder Tagesstunde hinaustreibe aus der Burg in den einsamen Wald, wo allein ihr dann jedesmal wohler werde.

„Das ist das Blut,“ sagte die Markgräfin, wollte aber nichts davon wissen, den Keller herbei zu holen, sondern rief Ursula, daß diese von ihrem Kräuterthee bringe. Als

Ursula dann mit festem Blick in die Augen der Patientin sehend, dieser sagte: „Was Euch fehlt, Fräulein, ist das schlichte, stille Leben einer ehrsamen Hausfrau. Ihr seid jetzt hin und her gezogen von allerlei widersprechenden Wünschen und wollt Euch in Eurem Geist nicht fügen in die Einsicht, daß Ihr nicht Alles auf einmal haben könnt." Da meinte die Herrin, die Ursula habe ganz Recht, die Ehe sei freilich ein fester, bindender Zwang und die Mädchenfreiheit aufzugeben nicht allemal leicht, aber wenn der Kordula denn wirklich gar so schwer falle, der letzteren zu entsagen, so solle sie lieber doch jetzt, da es noch Zeit sei, offen reden.

Aus dem strengeren Ton der hohen Frau klang Kordula nicht mehr die herzliche Liebe entgegen, welche sie sonst in so reichem Maße genossen, und erschreckt fühlte sie, daß sie nicht weiter gehen dürfe in ihrem anscheinenden eigenwilligen Trotz.

Was sollte sie thun? Wie sollte sie sich helfen in der Qual ihrer schrecklichen Lage? Und Burkard Keller sah an ihr vorüber, als sei sie ein Nichts. O, der Pein!

— — — — — — — — — — — —

Der Bau der Kapelle ging bei dem Eifer des Erbauers rasch vorwärts; Burkard Keller fand immer eine Stunde, hinab zu eilen nach den neun Linden, um den Arbeiten der Maurer und Zimmerleute zuzusehen. Er ließ die Steine nach schönen Mustern künstlich behauen und hatte einen tüchtigen Holzschnitzer kommen lassen, den Altar auf das Schönste zu fertigen.

Von Kuppenheim aus erschien jetzt sein Bruder häufig

in der Burg; Isa und ihre Eltern waren auch gekommen, und man hatte in den Gemächern der Markgräfin einige Stunden zusammen verlebt, Isa's und Burkard's Hochzeit war besprochen worden, und obwohl man den Tag noch nicht bestimmen wollte, so hatten der Vogt und seine Gattin doch mit sichtbarer Genugthuung die dem jungen Paare bestimmten Wohnräume besichtigt und mit der, an allen diesen Dingen lebhaft theilnehmenden Frau Markgräfin über die Ausstattung geredet.

Daß Isa still und in sich gekehrt war, wie sie sich in letzter Zeit öfter gezeigt und dies meist nur in Gegenwart ihres Verlobten, fiel nicht weiter auf, neben der unbefangenen Heiterkeit Hubert Keller's, dessen frische Laune zuweilen Alle zu lustigem Lachen hinriß. Da ferner auch Burkard, seit er die Kapelle baute, wieder sicherer und ruhiger sich gab, da durch keine fremden Zeugen die schönen Stunden getrübt wurden, so verging der Tag in angenehmster Weise, und man kehrte vergnügter wie seit langer Zeit nach Kuppenheim zurück, begleitet von Burkard, der ihnen den fast schon vollendeten Bau und das einstweilen in einem festen Holzkasten verwahrte Wunderbild der Heiligen zeigte und sich nicht genug thun konnte, die Schönheit desselben zu preisen.

Es war ein wonnig stiller Sommerabend; seit langer Zeit zum ersten Mal kam über Burkard's Herz wieder die Hoffnung auf Glück und der Wunsch nach einer friedlichen Häuslichkeit.

„Sieh, Isa," sagte er leise mit bebenden Lippen zu dieser und nahm ihre Hand in die seinige, „wir werden

in dem Segen der heiligen Jungfrau stehen, sie hat ihre Hand schützend und helfend über mir gehalten, das danke ich ihr lebenslang."

Zum ersten Male seit langer Zeit sprach er so zu ihr aus seinem tiefsten Herzen heraus, aber in ihren Augen glänzte ihm kein Verständniß, und ihre Lippen hatten kein Echo, wie ein solches Wort sie forderte. Isa hatte sich seitwärts gewendet; sie sagte keine Silbe, zog leise ihre Hand aus der seinigen und erst nachher bemerkte er, denn der Vogt redete ihn eben an, daß sie nicht mehr die blühende Rosenfarbe auf den Wangen trug, die er gewohnt war, bei ihr zu sehen. Er seufzte tief. Sein Herz war von dem furchtbaren Kampfe, den er immer von Neuem zu führen hatte, so wund und so bekannt mit dem wildesten Leid und dem tiefsten Schmerz, daß ihm Isa's bleiche Wangen tiefes Mitleid einflößten.

Er zürnte ihr nicht, daß sie ihn kalt behandelte. „Ich kann nichts Besseres verlangen," sagte er sich und gedachte der ersten Zeit ihres Brautstandes, wie sie sich ihm so herzlich hingegeben. Seine Hoffnung ging dahin, daß er sühnen und wieder gut machen wolle, wenn sie sein Weib sei.

Diese unselige Liebe zu Kordula mußte ja endlich sterben; er wollte es und wenn es ihn tausendfaches Herzblut kostete, er und sie waren jetzt einmal aus einander. Er konnte und wollte nicht vergessen, wie sie ihn bethört hatte. Er vermied sie, wo er konnte, und es war ihm eine grausame Freude, an ihr vorbei zu sehen. Daß es Stunden gab, wo er wahnsinnig vor Sehnsucht nach ihr sich in seine

Stube einschloß und auf den Knieen um Selbstbeherrschung in heißem Gebete rang, das war's, was ihm zeitweise allen Jugendmuth niederbrach.

In seiner geheimen Noth baute er dann nur um so eifriger an der Kapelle.

Der Mai war vorüber gegangen, die Frühlingspracht machte der sommerlichen Herrlichkeit Platz.

Unter den neun Linden erhob sich die vollendete Kapelle, auf deren Altar das Marmorbild in hier nie gesehener Schönheit der Formen prangte.

Selbst dem rohen Sinn der ungebildeten Menge, die neugierig herbeilief, flößte es Ehrfurcht ein durch seine stille, hoheitvolle Lieblichkeit, und die bewundernden Burgleute und Dorfmädchen konnten nicht genug staunen über die seltsame Aehnlichkeit des Heiligenbildes mit dem Fräulein v. Jugenheim.

Diese Aehnlichkeit wollten Andere dann nicht finden, aber sie waren stark in der Minderheit.

Wenn man Herrn Burkard auf dieselbe aufmerksam machte, so schwieg er mürrisch; man sah, er hörte es nicht gern. Die schönen Altardecken und die schweren Silbergeräthe, welche theils die Kuppenheimer Frauen, theils der alte Ritter v. Keller in die Kapelle gestiftet, erregten nicht minderes Staunen, gar nicht zu reden von dem schönen Meßgewand, welches die Frau Markgräfin mit der Ursula Hilfe gestickt und welches im Kasten bereit lag für die Rückkehr des auf einer Reise erkrankten Beichtvaters, der die Kapelle kommenden Sonntag in der Frühe einweihen sollte.

Der heutige Tag war dazu verwendet worden, den

Raum um die Kapelle herum zu säubern; die Linden spendeten tiefen Schatten, man konnte sich kein schöneres Plätzchen denken im ganzen meilenweiten Walde.

Frohen Herzens war Burkard Keller noch in später Nachmittagsstunde nach Kuppenheim hinab geritten und in seiner heutigen Stimmung hätte er gar zu gern den Bruder mit sich genommen, ihm noch vor Abend die nun ganz fertige Kapelle zu zeigen. Aber Hubert war nirgends zu finden und kam auch nicht, obwohl Burkard wartete, so lange er konnte.

Isa saß still und gedankenvoll bei ihrer Näharbeit und schrak zusammen, als der Vater sie neckend anredete.

So mußte Burkard heimreiten, ohne den Bruder gesehen zu haben.

„Ich kann mir nicht vorstellen, wo er hingegangen sein mag, als etwa auf die Burg, Dich zu besuchen," sagte der Vogt und setzte dann hinzu: „Ja, ja, so wird es sein, und er hat wohl den kleinen Umweg am Hause des Waldwärters vorbei gemacht, der ihm zwei junge Rüden verkaufen will, so habt Ihr Euch verfehlt."

„Gewiß, so wird es sein!" stimmte die Vögtin ein, „er wird Dir haben sagen wollen, daß er uns am Montag nach dem Einweihungsfest verlassen muß. Er habe nun genug gefeiert, sagt er, und es treibe ihn fort, er müsse beim Vater auf der Yburg bleiben, denn da nun Du nicht dorthin zögest, sei er dem Vater doch schuldig, ihm zur Gesellschaft auf der Burg zu leben. Wir hätten ihn gern länger noch unseren lieben Gast genannt, denn wohin er kommt, bringt er Freude."

Burkard Keller hörte betroffen von diesem Entschluß Hubert's. Der Bruder hatte Recht, die Yburg und der alternde Vater bedurften seiner fröhlichen Gesellschaft, aber —

„Was werde ich anfangen ohne ihn?“ fragte er sich und wurde sich von Neuem bewußt, wie innig die Liebe war, die ihn und den Bruder verband.

Ihm wurde zu Muthe, als werde mit Hubert auch die Zufriedenheit und Ruhe wieder von ihm gehen. Daß es zunächst des Bruders verständige Theilnahme und frohe Laune gewesen, neben dessen klarer unbeirrter Pflichttreue, die ihm über die inneren Kämpfe zeitweise hinweg geholfen, schien ihm plötzlich ganz zweifellos, und etwas wie Angst vor der eigenen Schwäche überkam ihn.

„Ich dachte, er bliebe bis zu unserer Hochzeit und meine, die Isa soll ihn darum bitten. Die Eltern bestimmen uns den Tag vielleicht nunmehr, und so bald als möglich,“ hatte er, getrieben von diesen Empfindungen, gesagt.

Der Vogt hörte den Wunsch gern. Nicht, daß es ihn gedrängt hätte, sich von der lieben einzigen Tochter zu trennen, sondern weil dem kernhaften Manne im Gedanken an seine eigene Brautzeit das wunschlose kühle Dahinleben des Brautpaares ganz unbegreiflich erschien.

„So soll es sein, wir wollen Alles mit dem Hubert gehörig bereden,“ versprach er vergnügt, und Burkard umarmte Isa heute zärtlicher als sonst, wenn auch immer mit demselben tiefen Ernst, der ihm eigen geworden.

„Sie ist so kühl und ruhig, sie hat sich doch auch ganz verändert,“ fiel ihm heute wieder und zum ersten Male

peinlich an ihr auf. Eine sonderbare Angst beklemmte plötzlich sein Herz, ohne daß er zu sagen gewußt hätte, was er fürchte.

Er ritt in tiefen Gedanken beim Abenddämmern heim. Daß Hubert fort wollte, lag ihm sehr schwer auf der Seele. Und je länger er darüber nachdachte, wie es sein würde, wenn Hubert's klare Ruhe ihm fehlen, wenn er seiner Gegenwart nicht mehr täglich sich freuen könne, und wenn nun Isa sein Weib — Kordula das des Grafen sei, um so schwerer legte sich wieder die Unruhe und der beklemmende Druck auf sein Herz.

Er hatte Kordula seit jenem Abend, da sie seiner bei den neun Linden wartete, kaum anders als bei den Mahlzeiten gesehen und auch dann nur flüchtig, ohne daß er sie, sie ihn zu beachten schien.

Nun ging der verhältnißmäßige Frieden der letzten Zeit ihm mit einem Male wieder verloren. Sein Herz sehnte sich plötzlich wieder nach Kordula; er sah mit Schrecken, daß er in Selbsttäuschung befangen gewesen, wenn er gemeint hatte, er werde die Liebe zu ihr überwinden.

„Ich kann nicht dagegen. Sie ist in mein Herz hinein gewachsen, sie lebt in meinem Blut, in meinem Hirn, sie beherrscht mich ganz und gar!“ murmelte er in einem wahren Entsetzen vor all' dem Widerspruch seines Wesens.

So kam er bei der Kapelle an.

Tiefe Stille lag auf dem von dunklen Baumschatten umhüllten Platze, nur ein matter schräger Strahl des vor Kurzem erst aufgegangenen Mondes fiel auf das in tiefer Nische stehende Marmorbild. Er schloß das die Kapelle

umgebende Eisengitter mit seinem Schlüssel auf, sank, seine Arme in leidenschaftlicher Sehnsucht nach der Heiligen Hilfe um ihre Füße schlingend, nieder und betete in heißer Inbrunst. Ach, ohne die machtvolle Hilfe der Heiligen war er nichts als ein elender, heuchlerischer Sünder. Zerknirscht und mit dem glühenden Schmerz um seine verlorene Herzensruhe flehte er die Erbarmungsvolle an, ihn zu erretten, indem sie diese unselige Leidenschaft von ihm nahm.

Er hatte nicht bemerkt, daß bei seiner Ankunft eine Männergestalt hinter die Kapelle flüchtete. Noch weniger ahnte er, daß seine Seelennoth, sein heißes Beten einen Zeugen hatte.

Es war spät, als er endlich auf der Burg anlangte. Der alte Anton lag schlafend, den Kopf und die Arme auf die Tischplatte gestützt, im Vorzimmer; er schickte ihn zu Bett, und schlaftrunken taumelte der Alte hinaus, etwas murmelnd, was wie „Götzendiener" und „heidnisches Unwesen" klang; auch den Namen des Signor Torbelli glaubte Burkard Keller zu hören.

Doch schon war der alte Mann fort, muthlos und todtmüde sank er selbst auf sein Lager.

Früh am anderen Morgen stand aber Anton schon vor demselben, ihn zu wecken.

„Herr, Ihr müßt aufstehen, es braut wieder einmal ein Unwetter gegen Euch in der Burg" sagte er in einer an ihm ganz ungewohnten Aufregung.

Dem Erstaunten erzählte er dann, der Graf v. Oettingen sei gestern von Heidelberg zurückgekehrt und habe

nichts Eiligeres zu thun gehabt, als das so wunderbar gefundene Heiligenbild und die neue Kapelle in Gesellschaft Torbelli's zu besichtigen. Voll Zorn seien Beide dann aber zurückgekehrt; es heiße nun unten bei der Dienerschaft, der Graf habe gegen die Markgräfin erklärt, sie und alle Anderen seien von dem Herrn Burkard betrogen, elend betrogen und verführt; keine Heilige, keine Madonna sei das Steinbild, sondern ein altes Götzenbild — nie und nimmer dürfe die Frau Markgräfin dulden, daß dem Bilde christliche Verehrung gezollt würde, auch werde kein Priester die Kapelle anders weihen, als bis ein wahrhaftes Gnadenbild darin aufgestellt sei, und solle der Graf das ganze Land aufrufen gegen den Götzendiener, den Teufelsmedikus.

Anton war noch in vollem Berichten, als Ursula vor der Thüre um Einlaß bat.

„Ich bin nur eilig hergelaufen, Euch zu warnen, Herr Burkard. Wappnet Euch mit Geduld; Graf Antonio und sein Torbelli haben jetzt endlich Ursache gegen Euch gefunden, sie thun zum Mindesten so. Vor Gift und Galle sind sie Beide wie toll, weil man Euch in Heidelberg so gerühmt hat. Nun ist Euer frommes Werk eine gute Gelegenheit, den Haß an Euch zu kühlen. Euer Bild soll zertrümmert werden, als heidnischer Greuel, und in Freiburg ein hölzernes bestellt und das sollt Ihr aufstellen, das sei dann doch eine echte Mutter Gottes."

Kaum hatte Ursula sich entfernt, als Burkard zu seiner Herrin beschieden wurde.

Sollte er denn durchaus keinen Frieden haben? Finster und trotzig folgte er dem Diener auf dem Fuße. Ha!

So mochte Antonio sich wehren, er ließ sich seine Heilige nicht rauben.

„Herr Burkard, seht nicht von vorn herein so trotzig aus, gebt in diesem Einen nach!“ bat ihn die Markgräfin leise, indem sie ihm bis in ihr Vorgemach entgegen kam.

Im Zimmer stand der Graf, streng, höhnisch, ruhig, wie er sonst nie war, und hinter ihm Torbelli, den er als Zeugen mit sich gebracht hatte.

„Herr Keller, Eure Absicht ist löblich, aber Euer Urtheil verkehrt; nicht die Mutter Gottes schickt Euch ihr Bildniß, sondern Satanas sucht Euch durch ein heidnisch Götzenbild zur Anbetung seiner selbst zu betrügen. Danket Gott, daß ich noch früh genug kam, Euch zu warnen,“ empfing er ihn.

„Mich wundert nur, Herr Collega,“ fuhr Torbelli fort, ehe Burkard dem Grafen antworten konnte, „daß Ihr den Teufelsbetrug nicht merktet, der Ihr doch all' den Greuel der alten Roma noch in den Trümmern habt sehen können, über welche jetzo Sankt Peter's Kirche emporsteigen wird. Solcher Götzenbilder, wie Ihr eines für der Madonna geheiligtes Ebenbild ausgebt, findet man daselbst im Schutt alter Paläste übergenug. Hahaha! Ihr solltet das nicht gewußt haben? Mich dünkt eher, Ihr habt Ursache, Euren Götzen, die Euch verlassen, wie man an Eurem Kranken gewahr wird, doppelte Anbetung zu erweisen, und da wollt Ihr andere fromme Christen zu gleichem Greuel verführen?“

„Frau Markgräfin, habe ich diesem da auf sein albernes Gerede zu antworten, oder wollet Ihr die Gnade haben,

mich und den Herrn Grafen zu hören, daß wir Beide unsere Meinung sagen?" war Burkard's einzige Antwort, aber seine wogende Brust verrieth seine Aufregung.

„Gebt nach, lieber Keller," überredete diese, „der Signor Torbelli hat Euch, wie Graf Antonio verlangte, sein Zeugniß gegeben, es fällt gegen Euch aus, aber Ihr könnet nicht leugnen, Torbelli sprach nur die Wahrheit, was die heidnischen Bildsäulen betrifft, und was er weiter sagte, das sollt Ihr seiner rechtgläubigen Frömmigkeit zu gut halten, welche im Eifer vielleicht zu weit ging, Ihr aber könnt ja leichtlich zu Freiburg eine andere Mutter Gottes schnitzen lassen und habet dann den Trost, daß Ihr gewiß wisset, kein heidnischer Frevel hängt daran."

„Ich soll meine Marmorheilige auf Befehl dieser Beiden aufgeben?" keuchte Keller mit roth unterlaufenen Augen.

„Zuverlässig! Man verlangt nichts Unbilliges, Herr Keller," sagte kalt Graf Antonio.

„Nie und nimmer, Graf, betet Ihr, zu welchem Heiligenbild Ihr wollt, meine Heilige lasse ich nicht!"

„Herr! Ihr seid jetzt im Zorn, weil wir ein Vorhaben stören, auf welches Ihr Euren Sinn gesetzt habt. Besinnt Euch in Ruhe und Ihr werdet mein Verlangen befolgen. Ich glaube Euch gern, daß Ihr ein Betrogener, nicht ein Betrüger seid," beruhigte anscheinend sanftmüthig der Graf.

„Es mag dem Herrn Medikus auch wohl schwer fallen, seine Inbrunst einem christlichen Bild zuzuwenden. Will man doch wissen, daß er selbiges umarmt wie eine Geliebte," reizte Torbelli.

Burkard Keller dachte an seine Andacht gestern Abend und an das Geräusch, welches er gehört.

„Ihr elender Lauscher!" schrie er auf.

„Ist es denn wahr?" rief die Markgräfin entsetzt.

Das brachte ihn wieder zu sich. Sie wollten ihn ja nur reizen zu einer Gewaltthat.

„Frau Markgräfin Gnaden, vergebt meine Hitze. Es geht über Menschenkraft, sich immer und immer angefeindet zu sehen," entschuldigte er sich.

Die Markgräfin verwies Torbelli mit strengem Ton seine Reden. „Denn ich kenne den Ritter und es gelingt Niemandem, ihn bei mir anzuschwärzen," fuhr sie fort. „Ihr aber, Keller, gebt jetzt Frieden, folgt der Einsicht Graf Antonio's und verzichtet darauf, daß man das Marmorbild weihe."

„Er braucht's ja nicht zu thun! Das Bild lasse ich nun einmal nicht, denn es ist wie von Gott gesandt, mir in der höchsten Seelennoth zu helfen."

„Hört Ihr's, Durchlaucht! Das ist Sakrileg, das ist schändlicher Frevel!" reizte der Italiener.

Die Markgräfin rang in großer Unruhe die Hände. Sie hatte Keller viel nachgesehen, meinte sie jetzt, viel zu viel. Sie zürnte ihm nun wegen seiner Heftigkeit und seines unbeugsamen Trotzes und entließ die Streitenden in tiefer Verstimmung.

Burkard Keller, fürchtend, daß Torbelli ihm einen schlimmen Streich spielen möchte, indem er die Marmorheilige zerstöre, eilte sofort nach der Kapelle hinab.

Noch war nichts geschehen; still, weiß und hehr stand

das Bild auf dem Altar. Aber — was war das? Am Fuße desselben kniete Hubert in tiefer Andacht. Auch er betete also inbrünstigen Herzens zur heiligen Jungfrau? Auch ihm war dieses Steinbild ein vollgiltiges Zeichen ihrer Gegenwart?

Das war ein schöner und beruhigender Anblick für den Empörten; es schien ihm abermals, als sende ihm die Heilige selbst eine sichere Gewähr ihrer Gnade. Er wußte nun auch, daß er nicht nur den Bruder, sondern den ganzen mächtigen Anhang der Keller v. Yburg hinter sich haben würde, wenn Antonio den Streit an die Oeffentlichkeit brächte.

Hubert Keller hörte kaum die nahenden Schritte, als er sich von seinen Knieen erhob.

Er sah sehr ernst aus, wie es sonst nicht seine Art war; eine heiße Röthe verdrängte die Blässe, die auf seinen Wangen lag, für einen Augenblick, dann wurde er wiederum noch bleicher als zuvor. Burkard sah ihn erstaunt an.

„Ich habe Dich hier erwartet; mein Herz sagte mir, Du würdest kommen, und hätte mich etwa der Wunsch getäuscht, so wäre ich auf die Burg gestiegen, denn ich mußte Dich sprechen," sagte Hubert, ehe Burkard ihm seine Erlebnisse berichtet.

„Ich will Alles hören, mein Bruder, aber lasse mich Dir zuvörderst erzählen, was ich erlebt habe," fuhr ihm Burkard noch heiß und aufgeregt in seine Rede.

„So sprich," sagte geduldig Hubert, aber Burkard sah, der Bruder hörte kaum auf seinen mit neuer Heftigkeit

vorgebrachten Bericht; als er geendet, bat derselbe nur mit sichtbarer Gedrücktheit: „Nun höre mich und gedenke, daß wir vergeben sollen, wie wir Vergebung hoffen."

Was war denn das? Was bedeutete dieser Ton an dem frischen, frohherzigen Hubert?

„Du weißt, Burkard," begann dieser, da sie Arm in Arm auf dem Platze hin und her gingen, „Du weißt, wie lieb und freundlich der Vogt und seine Frau mit mir gewesen sind, und wie ich nun schon Monate lang bei ihnen hause, einen Tag wie den anderen in Freude und guten Muthes verlebend."

„Ja, ich weiß. Und nun? Habt Ihr Euch entzweit?" sagte Burkard, den Bruder scharf ansehend, denn der erschien ihm heute sonderbar verändert.

„Nein, nichts als Liebe haben sie mir gethan, und Du auch, Alle! Und ich — ich habe schlecht gehandelt gegen Dich und sie —"

„Gegen mich, Bruder? Gegen die Tietenaus? Sei doch kein Thor! Du, mein lieber, treuer Hubert schlecht gegen mich?"

„Ja, Burkard, und es muß heraus, das Bekenntniß. Tödte mich, wenn Du willst, aber glaube mir auf mein Ritterwort, wir haben es Beide nicht gewußt. Erst heute — die Isa —!" Es entstand eine Pause, die Brüder standen Auge in Auge.

„Du liebst sie! Ihr habt Euch lieb!" rief plötzlich Burkard Keller, vor dem es wie ein Blitz niederfuhr; eine Sekunde genügte, und er wußte Alles, er hatte Alles kommen sehen, ohne darüber zu denken, denn er war mit

sich selbst allzu beschäftigt gewesen. Jetzt, wo er das Wort rief, erinnerte er sich, daß er dies längst hätte wissen müssen, und zugleich sagte er sich auch: „Du hast kein Recht zum Zürnen.“ Aber wer begreift die Widersprüche des Menschenherzens? Ein tiefer Schrecken machte ihn fast sprachlos; ihm war, als entziehe Hubert ihm in Isa die gehoffte Vergebung des Himmels, ja, als könne er Isa selber deshalb nicht missen.

Hubert war sehr blaß, doch lag in seinem gewöhnlich so heiteren Antlitz heute eine tief ernste Festigkeit, welche auch ohne Worte sagte, daß er entschlossen sei, fest zu halten, was er besaß.

Schweigend stand er vor dem Bruder, der in einer wunderlichen Mischung von tiefem Schrecken, Verdruß und Erleichterung nicht wußte, was sagen, was denken.

„Glaubst Du meinem Ritterwort, daß wir es Beide nicht wußten?“ fragte dann Hubert, als Burkard noch immer schwieg.

„Ich hätte es selbst wissen müssen — ich!“ rief Burkard.

„Du? Und Du hast mich nicht gewarnt, mich nicht zurück gehalten? Was soll werden? Die Isa und ich haben einander lieb für Leben und Tod! Schilt mich, aber sage kein Wort gegen sie! Du, Du hast nicht das Recht dazu!“ Hubert hatte die Worte in heftigem inneren Kampfe herausgestoßen.

Burkard Keller war schlimm zu Muthe. Isa, die er grausam vernachlässigt hatte, erschien ihm jetzt erst in ihrem Werth. Die unschuldvolle Fröhlichkeit, die geduldige Unter-

werfung, die sie trotz ihrer kleinen, gelegentlichen Zornesäußerungen seiner Rücksichtslosigkeit gegenüber so oft bewiesen, und die liebliche Sittigkeit ihres Wesens stiegen in diesem Augenblick, wo er sie für sich verloren wußte, im Preise, daß er den Bruder um ihren Besitz hätte beneiden mögen, wenn ihn nicht das Gefühl der eigenen Verschuldung doch zu lebhaft durchdrungen hätte. Ach, ging mit Isa sein guter Engel von ihm, oder wollte die Heilige ihm selbst die Lösung aus seiner tiefen Verstrickung in Heuchelei und Sünde zeigen? Der Gedanke machte in ihm Alles licht und hell.

Ohne ein Wort der Erwiederung hatte er sich umgewendet, die nächste Sekunde sah ihn vor dem Marmorbilde knien, und nie hatte er inbrünstiger gebetet als jetzt, wo er ohne Worte vor der Heiligen lag.

Erstaunt sah Hubert seinem Thun zu. Das, das war sein als Teufelsmedikus von seinen Neidern verschrieener Bruder?

Und jetzt stand Burkard wieder auf; Hubert sah, es war mit ihm eine große Veränderung vorgegangen. Der Schimmer all' seiner guten Seelenkräfte lag auf seinem Antlitz.

Er hatte beide Hände Hubert's ergriffen.

„Ihr liebt Euch, Bruder, Ihr seid nicht schuldig! Die Liebe kommt ungerufen und ist da, ohne Anfrage; wem sie aber das Herz genommen, das ganze Herz, der ist ihr Unterthan; sie ist eine strenge Herrin — ich weiß es," sagte er mit tiefem Ernst.

„Du? Und doch willst Du —? Du willst dennoch auf die Isa verzichten? O, jetzt weiß ich's — Du hast —"

„Sprich es nicht aus. Die Isa ist einer vollen Liebe werth, sie soll Dein sein!" unterbrach ihn Burkard hastig.

„Wie ist es möglich?" murmelte der Andere und sah ganz befremdet dem Bruder in das freudestrahlende Antlitz.

„Sage ihm Alles, bekenne jetzt," sprach eine Stimme in Burkard's Herzen, und schon wollte er, des Bruders Arm von Neuem nehmend, beginnen: „Ich habe Dir viel zu sagen —" da bedachte er, daß er in dessen Augen dadurch unfehlbar tief herabsinken mußte, denn Kordula war ja dem Grafen Antonio verlobt, und sie Beide hatten für ihren lang dauernden Betrug keine einzige Entschuldigung. Wie klein und wie verrätherisch würde er, der allzu lange geschwiegen, jetzt durch ein offenes Bekenntniß seinem Bruder erscheinen! Ihm, der offen und ehrlich sogleich den geraden Weg fand!

So drängte er das Verlangen nach einer ehrlichen Beichte immer wieder in sich nieder aus falscher Scham und Hochmuth.

Nicht jetzt schon durfte er Alles gestehen, aber bald. Sobald als Kordula nun ihr Verhältniß zu Antonio gelöst haben würde, beruhigte er sich selbst.

Noch heute mußte er sie sprechen. Er wollte ihr dann die frohe Nachricht mittheilen, sie würde ebenso beglückt darüber sein, wie er, und Alles konnte nun noch schnell gut werden. Fieberhaft schlugen seine Pulse. Ein Gedanke drängte in seinem Kopfe den anderen. Schweigend schritten beide Brüder durch den stillen Wald, Beide von schwerer Angst und Sorge befreit, Beide froh, daß die alte brüderliche Liebe heute sie enger als je verband, und Beide mit

jedem Herzschlage vorwärts drängend, der Geliebten diese glückliche Wendung zu verkünden.

Die ganze Burg war unterdeß in Aufregung über des Grafen Antonio und Signor Torbelli's Erklärung, die Heilige Burkard's sei ein teuflisches Götzenbild, und nicht die Jungfrau habe es als Zeichen ihrer Gnade ihm gesendet, sondern der böse Feind habe eigens, um durch dies Blendwerk die Bewohner der Burg zu bethören, die seltsame Art der Auffindung möglich gemacht. Dafür sprach auch die merkwürdige Aehnlichkeit, und es wurde bereitwillig genug von Vielen geglaubt, als sich plötzlich — Niemand wußte, woher es kam — ein Gerücht durch die Burg schlich, dies Marmorbild sei die Teufelin, die zu stiller Nachtzeit sich zu süßem Kosen mit Burkard in ein lebend Weib verwandele. Hatte nicht jener Knecht damals das gespenstische Wesen erblickt, wie es dem Ritter winkte? Und war er da nicht so verstört heim gekommen?

In den Ställen, den Küchen und Kellern, in den Kammern der Herrschaften, und wohin man sonst kommen mochte, überall wurde nur das eine Thema verhandelt, und Alles, was man letzten Winter hindurch gegen Burkard und die Ursula zusammen gebracht, fand nun bei dem Signor Torbelli eine gute Aufnahme. Er war ruhelos von Einem zum Anderen gelaufen, Jeder hatte ihm berichtet, der Eine Dies, der Andere Jenes, und dies Alles mit Geschicklichkeit zusammengestellt und zu Papier gebracht, gab eine von Torbelli verfaßte Anklageschrift, vor deren Gewichtigkeit die Markgräfin, als Antonio ihr dieselbe vorlas, auf das Tiefste erschrak.

„Ihr tastet mir da die beiden Menschen an, Vetter, die, wie Ihr wißt, mir selbst und noch mehr unserem unglücklichen Herrn die unentbehrlichsten in der Burg sind!" rief sie erbleichend vor der Schwere der Anklage.

„Unentbehrlich ist kein Mensch hienieden, Durchlaucht," erwiederte Torbelli auf seines Herrn Augenwink, „und es schmerzt mich zu hören, daß Eure Hoheit diese beiden Sünder die unentbehrlichsten Menschen in der Burg nennt. Sagt doch, was hat sich denn Großes in des durchlauchtigen Herrn Zustande zum Vortheil verändert? Ich finde ihn eher bleicher und abgemagerter als früher."

Die Markgräfin schwieg bedrückt. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte, und eine große Erleichterung gewährte es ihr, daß eben jetzt ihr Sohn in den Burghof ritt.

„Bleibt, Antonio, Ihr sollt meinen Sohn sogleich sprechen."

„Hat man dem Herrn Nachricht gesendet, daß er just heute herauf kommt?" fragte dieser argwöhnisch.

„Von meiner Seite ist das nicht geschehen, vielleicht von der des Herrn Burkard, oder auch mag der Zufall es so günstig fügen," war die Antwort der Markgräfin.

„Sieh da, Antonio! Seid gegrüßt. Auch Ihr, Signor Torbelli, seit wann sind die Herren zurück?" begrüßte der Markgraf die Beiden nicht allzu freundlich.

„Graf Antonio kehrte gestern Abend von Heidelberg heim, und ich bin recht froh darüber, da mir aller Muth zu den Geschäften zu fehlen beginnt," sagte die Markgräfin.

„Nun, Antonio, dankt für das Zeugniß und macht Euch der Mutter nützlich," mahnte der regierende Herr.

„Ich bin eben im Begriff," sagte spitz der Graf.

„Ah! ich nicht minder, denn ich merke schon, wir meinen die gleiche Sache," gab Markgraf Philipp zurück. „Der Eberstein erzählt mir da, als wir just nach Rastatt reiten, daß hier oben eine wahre Empörung herrsche und schon wieder des Vaters Pfleger, der Keller und die Ursel in aller Leute Munde seien. Ich aber habe dem alten Ritter mein Wort gegeben, daß ich seinen arg angefeindeten Sohn vor seiner Neider übler Nachrede schützen wolle. Merkt Euch das, Antonio, und auch Ihr, werther Signor! Zum Kukuk, was ist denn jetzt wieder geschehen? Warum laßt Ihr nur den Mann nicht in Ruhe, der uns unschätzbar beim Vater ist?"

Torbelli war ganz grau vor Wuth, aber er mußte seinem Herrn das erste Wort lassen.

„Ihr wisset, durchlauchtiger Herr Vetter, daß für meinen Neid der Keller nicht hoch genug steht," protestirte zornig Graf Antonio. „Aber es handelt sich um ernstere Dinge."

Dann erzählten er und Torbelli, daß sie darauf bestehen müßten, das gottlose Bild zerstört zu sehen.

„Ihr seid wohl thöricht, solches Geschrei um Nichts zu erheben; wenn das Bild geweiht ist, so ist es ein Gegenstand der Anbetung, ob von Holz oder Stein, und hat die Kraft wie jedes andere auch," sagte der Markgraf.

Torbelli und Graf Antonio schrien laut auf, riefen allerlei von heidnischen Greueln und sprachen vom Teufelsmedikus.

„Frau Mutter, wie könnt Ihr dulden, daß man mit solchem Schimpfnamen den braven Keller verunehrt?" fuhr

zornig der Markgraf auf. Und dann wendete er sich an Keller's Gegner: „Ich würde Euch um der Mutter willen ungern aus unserem Dienst entlassen, Antonio, Ihr wißt wohl, daß für Euch hier besser vorgesorgt wird, als Ihr verdient, also hütet Euch und treibt mir den Streit nicht weiter. Sonderbar ist's doch, daß hier oben der beste Frieden herrscht, sobald Ihr fort seid! Ihr aber, Signor Torbelli, Ihr mögt auch wissen, daß man von seinen Gästen zuerst fordert, den Frieden des Hauses zu ehren, oder dasselbe zu meiden, und nun gehabt Euch Beide wohl!"

Damit entließ er die vor Wuth Zitternden.

„Herr Burkard bittet um kurzes Gehör," meldete gleich darauf ein Diener.

„Seht, da geht die Sache weiter, ewig soll man Frieden machen zwischen den Zänkern," murrte der Markgraf.

Burkard Keller sah ungleich heiterer und frischer aus, als all' diese Zeit her, der Markgraf sah es mit Freude.

„Es ist das alte Lied, ich weiß schon!" rief er dem Freunde entgegen.

„Und Ihr werdet mein Heiligenbild schützen, Herr?" sagte dieser, seine Hand in die des Markgrafen Philipp legend.

Die Markgräfin wurde abgerufen.

„Was habt Ihr denn Keller, Ihr seid offenbar froh, wie lange nicht?" fragte der Markgraf.

„Laßt mich noch eine kurze Weile darüber schweigen, Herr," bat dieser, „es wird mich dann zu Euch treiben, Eure Gnade und Euer Wohlwollen, welches Ihr mir so

oft schon bewiesen, von Neuem anzurufen, und wenn Ihr mir gewährt, was ich Euch bitten werde, so gelobe ich Euch treu auszuharren bei unserem Herrn, bis Gott ihn in Gnaden abruft."

„Das ist ein Wort, Keller! Darauf hin könnt Ihr schon etwas Rechtes bitten!" rief der Markgraf erfreut.

„Das werde ich auch, Durchlaucht, es wird nichts Geringes sein! Eurer Gnade steht die Bewilligung zu und ich hoffe Euch auch triftigen Grund anzugeben, dieselbe walten zu lassen," erwiederte dieser, immer mit der Miene stiller Freudigkeit.

„So nehmt Ihr also der Beiden Geschrei nicht mehr zu Herzen als nöthig?" fragte der Markgraf.

„Ah! Wegen der Kapelle!" rief offenbar sich erst jetzt an diesen Streit wieder erinnernd Keller und nun flog eine Wolke über sein Gesicht.

Der Markgraf sah ihn verwundert an. Er verstand seinen einstigen Spielkameraden schon lange nicht mehr; aber er ehrte ihn um seiner Treue willen, und die alte Anhänglichkeit übte ihren unverminderten Einfluß.

„Ach, ja, mein Heiligenbild!" wiederholte Keller, gleichsam aus einem freundlichen Traume aufschreckend.

„Nun, freilich! Darum handelt es sich ja; deßwegen bin ich nur gleich selbst heraufgeritten! Der Eberstein sagte mir's. Einen Ritt nach Rastatt, den wir machen wollten, habe ich darum auf morgen aufgeschoben. Aber nun laßt Euch bitten, Keller, redet und streitet nicht selbst in der Sache; übergebt mir dieselbe und seid gewiß, ich thue für Euch, was ich kann."

„Glaubt nur den Einflüsterungen nicht, Durchlaucht, meine Heilige ist ein Gnadenbild, an mir selbst hat sich seine Kraft schon bewiesen, ich kann Euch jetzt gleich den Beweis noch nicht geben, aber, wenn es erst offenbar werden wird, dann sollt Ihr selbst sagen, ob ich nicht im besten Recht bin!" bat Burkard mit leuchtenden Augen.

„Ihr seid und bleibt ein wunderlicher Mensch, Keller," lachte der Markgraf, froh, den sonst so Reizbaren heute ganz gelassen zu finden, und sich selbst fragend, was in aller Welt demselben denn so Freudiges begegnet sein möge.

„Das Beste wird sein, man läßt die Gegner sich erst ein paar Tage beruhigen," sagte der Markgraf später zu seiner Mutter und befahl dann dem Grafen Antonio, die Anklageschrift gegen Keller und Ursula vorerst für sich zu behalten.

Die Einweihung der Kapelle sollte vertagt werden, Keller fand sich seinerseits willig darein, dies Zugeständniß zu machen; Antonio und Torbelli indeß, denen der Markgraf damit eine gewisse Genugthuung zu geben dachte, waren auf das Aeußerste erzürnt, und wenn sie auch gehorsam dem Befehle, sich weiterer Rede über den Vorgang zu enthalten, schweigend in der Burg umherstrichen, so redeten ihre Mienen deutlich genug von der Gewalt, die man ihnen anthat.

Ursula merkte von dem Allen weniger als sonst. Sie hatte in diesen Tagen mit ihrem Patienten mehr als gewöhnlich zu thun, da Burkard Keller, wenn auch seine Pflicht gegen denselben nicht versäumend, ihr doch die Unterhaltung desselben allein überlassen hatte.

Die letzten Tage besonders hatte er sich nur auf kurze

Zeiten in des Kranken Gemächern gezeigt, so that er aber meist, wenn der junge Markgraf oder die Markgräfin sich dem Herrn widmeten.

Heute hatte er sie bei Seite genommen.

„Ursula," fragte er sie lächelnd und mit aufgeregten Blicken. „Ursula, gebt mir Euren Stubenschlüssel und erlaubt mir, daß ich dort Jemand treffe, den ich sonst nirgends ungestört sprechen kann."

Sie hatte erschreckt und abwehrend aufgesehen; er ließ ihr nicht Zeit zu einer Antwort, sondern fuhr hastig fort: „Ihr könnt Euch wohl selbst sagen, daß ich Euch nicht bitten würde, wenn ich andern Rath wüßte, und ich denke, Ihr vertraut mir genug."

„Wen wollt Ihr bei mir sprechen, Herr Burkard, könnt Ihr mir das sagen?" fragte sie.

„Nicht jetzt, Ursula! Später! In der nächsten Zeit wird es offenbar werden."

„Ich gebe Euch meinen Schlüssel nicht, ich biete nicht die Hand zu Dingen, die ich nicht kenne," sagte sie herb, wie sie noch nie gegen ihn gewesen war.

Ihr Ton verdroß ihn um so mehr, als ihn die Bitte schon hart angekommen war. Er wurde roth und blaß. Seine Empfindlichkeit litt; von der Ursula hatte er eine solche Weigerung nicht erwartet.

Sie sah, daß sie ihn beleidigt hatte. „Gebt mir die Versicherung, daß es ein Mann ist, den Ihr im Geheimen sprechen wollt," suchte sie einzulenken.

„Das kann ich nicht. Ich gönne Euch auch nicht die zweite Bitte," sagte er schroff sich abwendend.

„Herr, so sagt wenigstens, daß — es nicht die Kordula ist!“

„Sie ist's gerade! Ich vertraue Euch das Geheimniß, damit Ihr seht, es ist nichts Unrechtes, in das Ihr willigt.“

„Nichts Unrechtes? Herr, sie ist meiner Herrin Schwesterkind und derselben ganz an's Herz gewachsen! Was denkt Ihr von mir?“ schrie Ursula auf.

„Daß Ihr eine Närrin seid!“ wollte er ausbrechen, aber er besann sich, daß sie im Recht war.

Er war aber zu weit gegangen im Vertrauen auf der Ursula Ergebenheit, sie mußte wenigstens schweigen und darum bat er sie jetzt mit Ueberwindung.

„Nein, Herr, ich schweige auch nicht; meine Herrin ist mir näher als Ihr, den ich doch so hoch gehalten habe!“ rief sie entschlossen.

„Ursula! Ihr habt einmal einen Liebsten gehabt, ich glaube, ich kenne ihn, schweigt um seinetwillen, ich bitte Euch um nichts Unrechtes!“ sagte er da und sah ihr tief in die Augen.

Sie sank auf ihren Stuhl zurück, Thränen stürzten aus ihren Augen. „O, Gott, Herr Burkard!“ stammelte sie.

Er faßte ihre Hand. „Ursula, ich will Euren Stubenschlüssel nicht, Ihr sollt Eure Herrin auch nicht betrügen, wie Ihr es nennt, aber um des Vaters willen! Ihr habt ihn noch heute lieb, Ursula! schweigt, schweigt nur bis morgen, daß ich erst die Kordula verständigen kann,“ bat er eindringlich.

Sie legte die Hand vor die Augen, weinte und schwieg.

So mußte er Kordula auf andere Weise zu sprechen suchen.

Er sah Antonio mit dem Markgrafen Philipp nach den Ställen gehen, die Markgräfin war bei ihrem Gemahl. „Und müßte ich sie auf ihrem eigenen Zimmer suchen, ich muß sie sprechen!“ dachte Burkard. Fragen mochte er Niemand nach ihr; er schritt eilig durch die Gänge nach den Stuben der Fräulein.

Da hörte er ihre Stimme, als er am Bügelzimmer vorüber ging. Sie sprach freundlich zu einer Dienerin, die er nicht sah; doch bemerkte er den gedrückten, traurigen Klang ihrer Stimme. Wenn man ihn hier sah, mußte man sich billig wundern, was er hier suche. Er trat deshalb in den langen Gang, auf welchen viele Thüren mündeten.

Hier drückte er sich in eine dunkle Ecke und wartete.

Daß ihm zwei Augen schon länger nachgesehen, daß der Doktor Torbelli von seiner Stube aus seine Bewegungen belauschte, bemerkte er nicht. Jetzt kam Kordula aus der Bügelstube, jetzt betrat sie den Gang.

Er wollte nun doch nicht so heimlich lauern; rasch trat er aus seiner Ecke hervor und stand jetzt im vollen Licht des Tages nicht weit der Thüre, hinter welcher sein Feind nun neugierig lauschte.

Kordula erschrak sehr. Dann blickte sie ihn zagend an und dann sanken Beide sich in die Arme; es bedurfte keiner Worte.

Unter heißen Küssen fühlten sie sich plötzlich versöhnt. „Es hat sich Wichtiges ereignet,“ hörte Torbelli Burkard

sagen: „Hubert — Isa, heute Abend bei der Kapelle — ich erwarte Dich!"

Mehr war nicht verständlich, es genügte auch vollkommen, um so mehr, als abermals ein ersticktes jubelndes „O Ihr Heiligen, habt Dank! habt Dank!" von Kordula's Lippen und dann wieder ein unbestimmtes leises Geräusch von Küssen ertönte. „Wir dürfen hier nicht gesehen werden!" sagte dann Burkard hastig. Dann leise Schritte, und darauf tiefe Stille.

Wer Torbelli jetzt gesehen hätte! Einen Augenblick war er im Begriff gewesen, wie ein Tiger aus seinem Versteck hervor zu springen; aber er besann sich rasch eines Besseren.

„Der Heuchler! Der Teufelsmedikus!" lachte er höhnisch vor sich hin, indem er sich die Hände rieb.

Ihm kam diese Entdeckung trotz allen Geredes vom Winter her so völlig unerwartet, daß er beinahe den eigenen Augen nicht getraut hatte; zugleich wuchs aber eine furchtbare Schadenfreude in ihm empor.

Kordula! — Seines Herrn Braut! Im innigsten Einverständniß mit diesem Keller! Und wer weiß wie lange schon! O, dieser Keller! Er sollte es büßen!

Der Venetianer war im Fieber. Er konnte es kaum ertragen, seine Entdeckung vor der Hand für sich behalten zu müssen. Tausend Gedanken schwirrten ihm durch den Kopf, wie er diesen frechen Heuchler, den beneideten Keller, vor der ganzen Burgbewohnerschaft entlarven könne. Aber dann fiel ihm ein, daß er Kordula, die Verwandte der Markgräfin zu schonen habe! Sollte er Graf Antonio

Alles entdecken? Doch dann hieß es ja eben: Beweise! Und würde der hochmüthige Oettingen glauben, was seine Ehre so bitter kränkte?

Torbelli hohnlachte im Stillen.

„Wie er sich wundern wird. Wie mein schöner Graf seine Augen aufreißen wird, wenn ich ihm begreiflich mache, welch' ein Gimpel er war!"

In unruhigem Grübeln ging er umher. Es schien ihm eine Pein sonder Gleichen, seine Ungeduld zügeln zu müssen. Ja, ja, Beweise! Es galt das Paar zu überraschen.

— — — — — — — — — — — —

Beim Vogt in Kuppenheim verging die letzte Hälfte des Tages in großer Aufregung.

Hubert war vor Mittag aus dem Walde heimkommend durch das ganze Haus gelaufen und hatte mit so jubelndem Tone nach: Isa! Isa! gerufen, daß diese, die bleich und fast krank aussehend, da sie ein wirkliches Unwohlsein nicht eingestehen wollte, von der Mutter zu leichter Arbeit in die Speisekammer gerufen worden, aus derselben schier athemlos hervor und Hubert entgegenstürzte.

Die Vögtin war hinter ihr her gelaufen, kam aber zu spät und sah nur noch, wie Hubert, den Arm um Isa geschlungen, diese in höchster Eile in die Laubengänge des Gartens zog. In demselbigen Augenblick drang ein brenzlicher Geruch aus der Küche zu der überraschten Vögtin und so stürzte dieselbe in eben solcher Eile wieder in die unteren Regionen des Hauses zurück und rettete, was noch zu retten war. Sie stand dann kopfschüttelnd über dem

zu stark gekochten Fruchtsafte, vielleicht zum ersten Mal in ihrem Ehestande ihre Hausfrauenkümmernisse völlig vergessend, in dem unbehaglichen Befremden über die ihr denn doch allzu freundschaftliche Vertraulichkeit Isa's mit dem Schwager.

Der Mittag war dann in leidlicher Unbefangenheit vorübergegangen. Hubert und Isa gaben freilich der einmal aufmerksam gewordenen Mutter zu denken, indeß sie nahm sich vor, ihrer Tochter am Abend gründlich die Meinung zu sagen und ließ einstweilen die auffallende Heiterkeit und Vertraulichkeit der Beiden auf sich beruhen.

Wie wurde aber den arglosen Eltern, als Hubert nach der Mahlzeit und dem darauffolgenden Mittagsschläfchen des Vogts wieder zu ihnen in die Stube trat und ihnen auseinander setzte, daß er und die Isa ein Paar werden, und daß Burkard, sein geliebter Bruder, von dem Verlöbniß zurücktreten wolle.

Was zwischen den Brüdern einerseits und Isa und Hubert andererseits schon als völlig klar und naturgemäß anerkannt war, machte indessen nicht so ohne Weiteres denselben Eindruck auf den Vogt. Dem erschrockenen Mann, der sich gar nicht sogleich auf den Gang der Ereignisse zu besinnen wußte, wollte es zuerst scheinen, als habe Hubert sich hinter des Bruders Rücken seiner wankelmüthigen Tochter Liebe erschlichen; ein heftiger Zorn gegen die beiden Letzteren wallte in ihm auf, und es gehörte Hubert's ganze Besonnenheit dazu, den Erregten zu einer ruhigen Ueberlegung zu bringen und der Vögtin Schelten und Wehklagen zu überhören.

Dann war nach langem Hin- und Herreden unter der herbei gekommenen Isa eifriger Mithilfe endlich den Eltern klar geworden, daß sie fortfahren dürften, ihre Tochter zu lieben und stolz auf sie zu sein, und daß der Stellvertreter des kaltsinnigen und wunderlichen Bräutigams ihrer Tochter, der fröhliche, liebenswürdige Hubert, kein schlechter Ersatz für den Zurücktretenden sei.

Der Alte schüttelte zwar den Kopf und kratzte sich hinter den Ohren über die verflixte Geschichte, die ein sauberes Gerede landaus, landein geben würde, die Mutter aber war nach einem Blick auf Isa mit dem Tausch so von Herzen zufrieden, daß sie auch ihrem Gatten lebhaft zusprach, und so hörten denn Beide freundlich und wohlmeinend zu, als Hubert ihnen erzählte, Burkard habe ihm versprochen, schon morgen das geheimnißvolle Dunkel zu lüften, welches ihn so schwer bedrückt und zu seinem tiefen Schmerz so ungerecht gegen die holde Isa gemacht habe, deren Werth er nicht genug preisen könne.

„Redensarten!“ sagte die Vögtin, „paßt auf, dahinter steckt mehr! Er hat am Ende eine andere Liebschaft!“

„Aber nicht mit der Ursel, Mutter, für so schlecht und abscheulich werdet Ihr ihn nicht halten!“ rief Isa aus, die jetzt schon in der Stimmung war, Burkard zu entschuldigen.

„Unsinn! Der hat so gut Augen im Kopf wie Andere auch, und ob er auf seine Marmorheilige so viel hielte, wenn sie nicht aussähe wie gewisse —“

„Mutter!“ riefen Hubert und Isa gleichzeitig.

„Nun, ich schweige ja schon! Aber was ich sage, das

ist nur, was alle Welt sagt, der Ritter v. Geroldstein sogar hat gegen die Vögtin von Gernsbach darüber gestichelt."

„Ich glaube es nicht, bis ich's mit Augen sehe!" erklärte der Vogt.

Hubert Keller schwieg; ihm gingen sonderbare Gedanken durch den Kopf.

Ein Bote von der Burg unterbrach das Beisammensein. Herr Burkard schickte ihn mit fröhlicher Nachricht für Hubert. Der alte Herr von der Yburg, ihr Vater, hatte sich, zur Zeit von seiner grimmen Feindin, der Gicht, befreit, aufgemacht, die Söhne, sowie die Tietenaus zu besuchen und vor Allem seinen geliebten Herrn, den alten Markgrafen, noch einmal zu sehen. Zugleich wollte er die heißen Quellen gegen sein Leiden benutzen, wie Burkard ihm unaufhörlich anempfohlen hatte. Hubert möge gleich zum Abend kommen und auf der Burg bleiben, ließ Burkard sagen, und zum morgenden Sonntage hätte ihm die Frau Markgräfin, die den Ritter Keller gar herzlich aufgenommen, die Tietenaus zu Tisch zu laden befohlen. Da könnte dann Alles besprochen und abgemacht werden, was die Brüder auf dem Herzen hätten.

So überraschend und groß die Freude Hubert's auch war, den Vater zu so gelegener Stunde auf Hohenbaden begrüßen zu können, so schwer schien es ihm, sich just heute von Isa zu trennen. Das Glück, einander angehören zu dürfen in Frieden und Rechtschaffenheit, kam ihnen, so kurz die Zeit inneren Kampfes und Sorgens auch gewesen, vor wie ein unendlich mühsam und qual-

voll errungenes Gut, und sie hätten Beide am liebsten still bei einander sitzen mögen, sich umfangen haltend, Hand in Hand, wie zwei Gerettete.

Dennoch ließ sich gegen Burkard's Botschaft keine Einwendung machen.

Dem Vogt war es sogar lieb, daß Hubert allein ging, mochten er und Burkard dem Vater ihre Sache nur erst allein vorstellen; ihm wollte es doch noch immer nicht behagen, daß ein so wunderlicher Tausch stattfinden sollte. Wenn ihm auch Hubert's klare, offene Natur im Grunde verständlicher und vertrauter war, so hatte er sich doch in die Zugehörigkeit Burkard's zu ihm und seinem Hause zu tief hineingelebt, um das Unbehagen über Vorgänge überwinden zu können, welche er noch nicht einmal zu übersehen vermochte und die anzuerkennen man ihm ohne Weiteres zumuthete.

Hubert hatte sein Pferd zu satteln befohlen, in sein frohes Verwundern über des Vaters Besuch mischte sich nun schon die Freude, ihm ohne Zögern von Mund zu Mund sagen zu können, wie sich Alles zugetragen hatte.

Auf Hohenbaden hatte inzwischen der so stürmisch begonnene Tag einen ruhigeren Verlauf genommen. Das treffliche Mittagessen stimmte vielleicht eine Weile die Gemüther friedlicher; Herr Philipp dachte so, denn der Doktor Torbelli saß mit sanftmüthigen und heiteren Mienen hinter seinem Teller, und auch Burkard Keller's Antlitz trug dieselbe helle Freudigkeit, die dem Markgrafen Philipp schon am Morgen aufgefallen war. Obgleich anscheinend zwischen ihm und einigen der Herren noch immer kein

sonderlich freundliches Einvernehmen bestand, so konnte dies in einem größeren Kreise kaum auffallen, da doch Niemand dem gelehrten und hochgeehrten Arzt des Markgrafen die Achtung versagte, die er freilich in seiner stolzen, schroffen Art auch mit großer Bestimmtheit forderte.

Burkard Keller hatte endlich den rechten Weg gefunden. In den Morgenstunden, die er stiller Ueberlegung gewidmet, war ihm klar geworden, was er jetzt thun solle und wie er seiner Pflicht, die Geliebte möglichst vor Vorwürfen und Tadel zu schützen, nachzukommen vermöge.

Seit Monaten hatte er sich gefühlt, wie in einer düsteren Wolke vorwärts schreitend, getrieben von einer Macht außer ihm, willenlos und nur stets sich sagend: „Der Weg ist nicht der rechte!" stets fürchtend, daß ein Abgrund zu seinen Füßen ihn und mit ihm Kordula verschlingen werde.

Jetzt auf einmal war diese furchtbare Wolke verschwunden; er sah einen Ausweg aus dem Labyrinth von Unrecht und Unwahrheit, in dem er sich und Kordula verstrickt hatte! Entschlossen und freien Sinnes sich fühlend, schien ihm jede Schwierigkeit leicht zu überwinden. Je eher er sprach, um so besser! Kordula sollte erst den Ausgang erfahren, nichts wissen von seinem Vorhaben, bis es ihm gelungen war.

Darum sah er plötzlich so hell und freudig aus.

Als nach der Tafel der Markgraf eben ein Waffenspiel vorschlug, meldete ein Diener dem höchlich Ueberraschten, der Ritter Keller, Herrn Burkard's Vater, komme soeben vor das Schloß geritten.

Und so war es. Die Diener halfen dem noch nicht gar so alten Herrn, er mochte in der Mitte der Fünfziger stehen, aus dem Sattel; lachend und stöhnend zugleich brachte er die steifen Glieder zur Erde und stand dann, auf seines herbeigeeilten Sohnes Arm gelehnt, inmitten der ihn frohlockend begrüßenden Herren, noch immer ein stattlicher Mann, mit grauem Haar und Bart und stolzen, frohen Blicken, die den Sohn musternd betrachteten.

„Nach vielen langen Jahren zum ersten Mal wieder hier!" sagte er, mit einem Anflug von Rührung sich in dem engen Schloßhofe umsehend, und gleich darauf mit einem Achselzucken und einem Blick auf seine ungelenk gewordenen Kniee lachend hinzufügend: „Und alt und steif geworden; aber Gott sei Dank, das Herz ist noch gesund und guter Dinge!"

„Vater, lieber Vater, Du kommst wie vom Himmel gesandt!" hatte Burkard Keller gerufen und den alten Herrn umarmt.

„Braucht mein Herr Markgraf mich?" fragte dieser.

„Ich selbst, Vater, ich selbst, ich habe Dir viel zu sagen! Doch komm herein, steh' nicht hier in der Zugluft, unser Herr Philipp ist just hier und ihn wird's freuen, Dich zu sehen!"

„Zugluft! Pah! Ich habe die Gicht in die Flucht geschlagen!" prahlte fröhlich der Alte, humpelte aber ziemlich bedenklich und war ganz zufrieden, daß ihn ein Page, den die Markgräfin gesandt, gleich in den Speisesaal rief, das versäumte Mahl nachzuholen.

Der Empfang, der ihm dann von seinem jungen Für-

sten und dessen Mutter wurde, weckte von Neuem die weiche Stimmung, die den alten Ritter wider seinen Willen hier überkam. Er hätte am liebsten gleich stehenden Fußes zu Herrn Christoph gehen mögen, aber dagegen protestirte Burkard energisch, und die Markgräfin bestand darauf, der alte Freund müsse erst essen und ruhen. Markgraf Philipp rief dem Kellermeister ein Wort zu, ihn zu einem rechten Eingriff in die besten Sorten zu ermuthigen, denn der alte Keller wußte einen guten Affenthaler zu schätzen.

So saßen sie wiederum wohl eine Stunde zusammen, der alte Ritter v. Keller war dem markgräflichen Hause zu eng befreundet, als daß es nicht schier unerschöpflichen Stoff gegeben hätte für die lebhafteste Besprechung.

So heiter und seelenvergnügt hatte der alte Herr wohl seit Jahren nicht ausgesehen, wie heute, wo man ihm die Anerkennung für die beiden Söhne in freigebigster Weise zollte.

Wäre nur nicht der Gedanke an Herrn Christoph gewesen, der ihm das Herz schwer machte! Fast fürchtete er sich vor dem Wiedersehen, denn was er hier hörte von dem Zustande des einstigen Waffengefährten, klang trauriger noch, als er befürchtet hatte.

Auch Burkard litt unter diesem Bericht, der einen schmerzlichen Gegensatz bildete zu dem Lobe des Markgrafen Philipp. Was hatte er im Grunde denn nun erreicht durch sein Wissen und Können, und durch diese selbstverleugnende Aufopferung, die man ihm so dankbar nachrühmte?

Nach und nach hatten die alten Bekannten des Ritter

Keller sich verlaufen; so traulich, wie es im Zimmer der Markgräfin war, konnte die große Speisehalle nicht sein, auch mußte man auf die gar zu gern horchenden Diener Acht haben, und zudem hatte Burkard Keller, als sie des gegenseitigen Austausches einstweilen genug gethan, dem Markgrafen zugestimmt, der ein Ruhestündchen für den alten Herrn vorschlug.

Ein kleines Sträuben, aus Höflichkeit und zum Schein, wurde schnell überwunden; ehe Burkard den Vater in das Gastzimmer führte, bat er den Markgrafen leise um ein geneigtes Gehör.

„Ich habe Euch Ernstes zu offenbaren, gnädiger Herr, was mich betrifft und noch ein anderes Wesen, und wenn meine durchlauchtige Frau dabei sein wollte, so wär' es in Einem abgethan und ich könnte mein Urtheil von Euch empfangen, eh' der Vater erwacht!" setzte er noch hinzu.

„Schon wieder Eure Heilige?" meinte Herr Philipp lachend.

Aber da er Burkard's beinahe feierlichen und doch freudigen Ernst sah, und auch Frau Ottilie schon neugierig wurde, so bestimmten sie ihm denn die nächste Stunde.

Burkard führte den Vater auf das ihm bereitete Zimmer, schickte dann einen Boten an Hubert und ging noch eilig einmal, Herrn Christoph zu sehen, den er schlafend fand.

Erst hier fiel ihm ein, was dieser Tag der treuen Ursula bringe. Sie hatte aber offenbar schon davon ge-

hört, denn sie war in ihrem schönsten Sonntagsstaat und sah gar stattlich und vornehm aus, was ihm aber mehr als das auffiel, das war die große, stille Freude in ihren Mienen, dieser Ausdruck von hoffender Erwartung eines großen Glückes.

„Ursula! Wie seid Ihr noch schön! Ich sah Euch nimmer so!" rief er überrascht, und dabei fiel ihm ein, wie sie lebenslang keine andere Liebe gefühlt, als die zu seinem Vater, und wie diese warme, demüthige Liebe niemals kälter geworden.

Arme Ursula! Ein tiefes Mitleid mit ihr überkam ihn. Gewiß hatte sein Vater auch an die Ursula gedacht, als er heute hierher ritt; aber wie so ganz anders empfand dies schlichte, niedrig geborene Weib für den hoch über ihr stehenden geliebten Mann, als dieser für sie.

Er war für Ursula die Sonne ihres Lebens gewesen, deren letzter Abendschimmer sogar noch genügte, ihr Herz zu erhellen und es stark und geduldig zu machen!

Und er? Eine liebe, freundliche Erinnerung blieb ihm die Liebe der schönen Schwarzwaldtochter, sie war ein holder Schmuck seiner jungen Jahre gewesen — mehr nicht.

Arme Ursula! Er hatte noch mit keiner Silbe nach ihr, der Pflegerin seines Herrn Christoph, gefragt.

„Wie muß es den Vater freuen, Euch wiederzusehen!" hatte er aus wahrstem Empfinden heraus ihr zugerufen, ehe diese Erwägungen ihm kamen. Sie faltete mit hellem Lächeln die Hände und schwieg. Arme, treue Ursula.

„Herr Burkard!" rief sie ihn dann, als er gehen wollte, zurück, und da er sich fragend umsah, hielt sie

ihm ihren Stubenschlüssel entgegen, mit einem solchen Ausdruck von Dankbarkeit und Glück, daß er fühlte, sie wollte ihm das Beste opfern, was sie opfern konnte, die unbedingte Treue gegen ihre Herrin.

„Ich danke Euch, Ursel," lehnte er den Schlüssel ab, „ich danke Euch und nehme den Willen für die That, aber ich habe schon andere Verabredung getroffen und Ihr sollt noch heute erfahren, daß ich nicht willens war, Euch mehr zuzumuthen, als ich gegen unsere durchlauchtige Frau zu verantworten gesonnen bin."

Sie blickte ihn groß und erstaunt an, aber er nickte nur und ging dann eilig davon.

— — — — — — — — — — — —

Vor seiner fürstlichen Herrin und dem Markgrafen aber stand Burkard Keller eine halbe Stunde später und hatte eine harte Probe seiner Geduld und Bescheidenheit zu bestehen, denn Mutter und Sohn nahmen die Eröffnung, die er ihnen machte, keineswegs mit Ruhe auf.

„Ich liebe Fräulein Kordula, und sie liebt mich gleichermaßen, so daß wir nicht von einander lassen wollen und können. Den Grafen Antonio liebt Kordula nicht, hat ihn nie geliebt, und Euch, Frau Markgräfin, oftmals in heißer Herzensnoth gebeten, Ihr möchtet sie von dem voreilig geschlossenen Bunde lösen. Und nun flehe ich Euch an, meine durchlauchtige Herrin, beweiset uns Eure Huld und Gnade, indem Ihr gut heißet, was Ihr nicht mehr ändern könnet; und Euch, Herr Markgraf, bitte ich inständig, tretet mit Eurem vermittelnden Wort dazwischen, daß Alles noch gut werde!"

Das war der Inhalt von Burkard's Rede, und wie sie ihm auch erschrocken und erzürnt zusetzten, er hielt ihnen tapfer Stand und fühlte sich in der endlichen Selbsterlösung von all' dem heimlichen Unrecht so voll ruhigster Siegesfreude, daß ihn kein bitteres oder gereiztes Wort erhitzte, und keine Einrede ungeduldig machen konnte.

Den aufgeregt Forschenden erzählte er nach und nach treulich, wie das Alles gekommen; wie auch er sich in seinen Gefühlen für die liebliche Isa, die nun in Hubert's Liebe erst wahres Glück erkennen lerne, getäuscht, und wie sie alle Drei, Kordula, er und Isa, nur das erste Aufflackern eines flüchtigen Wohlgefallens in schwerem Irrthum für die wahre Liebe genommen.

Des Markgrafen Augen ruhten trotz der peinlichen Lage, in welche ihn Burkard dem Grafen Oettingen gegenüber brachte, fast mit Wohlgefallen auf dem Jugendfreunde, der so energisch und fest schilderte, wie unmöglich es ihm gewesen, diese Liebe in sich zu besiegen. Hatte doch Antonio sich weder die Zuneigung noch die rechte Hochachtung seines fürstlichen Verwandten zu erringen gewußt.

Auch der Markgräfin anfänglicher Zorn sank zusammen; freilich, die Verpflichtung, die sie Antonio gegenüber hatten oder zu haben dachten, blieb.

In diese Ueberlegung hinein erschien dann erquickt und ausgeruht der alte Ritter; von Neuem gab es unangenehmes Erstaunen und eifriges Ueberreden, bei welchem die fürstlichen Herrschaften, fast wider ihren Willen, Burkard's Fürsprecher wurden.

Die eine Thatsache, daß Hubert und Isa mit Burkard's Bewilligung ein Paar wurden, stand fest.

„Laßt Einen nur zur Besinnung kommen," rief der Alte aus und setzte dann bedächtig hinzu, „und vor Allem, halten wir doch ja reinen Mund über dies Alles, bis Graf Antonio mit Vorsicht verständigt ist! Ich fürchte, das wird ein böser Handel werden, und —"

Aber er kam nicht zu Ende mit dem Wort. Burkard rief: „Ich stelle mich ihm mit Freuden, ja, ich weiß, daß ich ihm eine Sühne schuldig bin, und mir wird es eine Wohlthat sein, mir die Kordula im ehrlichen Kampf zu verdienen."

„Wird damit die Sache für unseren Herrn Markgrafen besser?" sagte verdrießlich der alte Herr, der selbst in seiner Jugendzeit freilich nicht minder schnell die Hand am Degen gehabt hatte, „Euch mit kaltem Blut gegenseitig umzubringen, ist auch noch nicht der rechte Weg!" setzte er ärgerlich hinzu.

„Mir scheint, Ihr wollt Euch wohl noch gar bedanken für die Ehre, unserer Frau Mutter Schwesterkind als Eure Schwiegertochter zu bekommen?" rief der Markgraf lachend.

Und dies Lachen gab dem Vater wie dem Sohne guten Trost. Burkard hatte die Hand des jungen Fürsten in warmer Dankbarkeit ergriffen und sich darauf niedergebeugt.

„Man muß in der Stille und mit Freundlichkeit die böse Sache zu einer guten zu machen suchen! Ihr und die Kordula sollt schweigend und in Vorsicht abwarten,

bis wir Gräfin Maria verständigt und den Antonio in guter Weise entfernt haben. Auch wollen wir darüber nachdenken, wie man ihn entschädigen mag; aber Ihr, Burkard, haltet Euch still und lasset die Leute nicht merken, was es gibt, bis wir Euch dazu Erlaubniß ertheilen!"

Das war die Entschließung der Markgräfin. Sie war nicht eben erfreut, denn die Aussicht auf all' diese Auseinandersetzungen und möglicherweise auch viel Zank und Streit war ihr keineswegs angenehm, aber sie gab Burkard Keller dennoch die Hand und sagte mit ernster Herzlichkeit: „Ihr müßt fühlen, Keller, daß ich Euch an mein trauriges Haus fesseln will um jeden Preis; darum gebe ich Euch, damit Ihr nicht ermüdet, die Hoffnung auf das Glück, das Ihr ersehnt."

„Und Ihr sollt erleben, Herrin, daß mein Dank nicht erlischt und meine Treue Eurer heutigen Huld nie vergißt," sagte er in freudiger Bewegung. Denn nun war ja Alles gut, das bedingte Versprechen war immerhin ein Gutheißen der Thatsachen.

Burkard Keller athmete hoch auf. Hätte er doch Kordula nur gleich sagen können: „Tröste Dich, Geliebte, wir haben gesiegt!" Aber er mußte still halten, wie auch die Ungeduld ihn peinigte, denn nun sollte sein Vater zu Herrn Christoph gehen, und da war die Nähe des Arztes unerläßlich.

Aber, o Schmerz! Der unglückliche Fürst erkannte seinen einstigen Jugendfreund, dem er doch so viel Liebe bewahrt hatte, nicht. „Was will der fremde alte Mann

hier?" fragte er seinen „Ulrich", und der Ritter weinte vor Kummer, Herzweh und Rührung über die Treue, welche dennoch der umnachtete Geist ihm bewahrte.

Es war ein vergeblicher Versuch gewesen, einen Funken des Erinnerns zu entzünden.

Im Vorzimmer stand nachher die Ursula.

Das? Dieser grauhaarige, humpelnde alte Herr — Ulrich, Herr Ulrich, ihr Geliebter?

Er empfand ganz ähnlich.

Dann sahen sie sich schweigend in die Augen; er hatte ihr, fortgerissen von der Bewegung, die ihm nun doch bei dem Blick in diese Augen, die ihm so deutlich und bescheiden von der alten Liebe und lebenslanger Treue sprachen, die Hand gereicht, und nun war ihnen Beiden plötzlich, als schiene wieder die Sonne jener seligen Tage über ihnen, als sängen die Vögel wie einst, da sie im Walde heimlich einander küßten, und als ob Jugend- und Herzensglück ihnen wiedergekehrt wäre.

Die Gegenwart der Markgräfin gestattete keine Aeußerung ihrer Empfindungen.

„Die Ursula! Ich habe sie dazumalen auch noch gekannt!" sagte der Ritter nur. Er fühlte sich mehr erschüttert, als er zeigen mochte, und davon klang seine Stimme fast hart. Die ganze Gestalt der armen Ursula bebte vor geheimer Aufregung, und nun lösten ihre Hände sich schon aus einander, und mit einem Ausdruck des Bedauerns in den theuren, stark gealterten Zügen wandte der Ritter sich zum Gehen.

Sollte das nun Alles für die arme Ursula sein? Alles,

was sie so lange, lange Jahre von einem solchen Wiedersehen geträumt und gehofft?

„Ursula, der Vater bleibt eine Woche auf der Burg!" flüsterte tröstend Burkard ihr zu.

Sie sah ihn mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an. „Ihr seid gut, Herr Burkard, immer gut und freundlich, Gott segne Euch!" sagte sie leise.

Und dann saß sie wieder allein bei dem kranken, stumpf vor sich hin starrenden Fürsten, und was sie ersehnt und erfleht, vor ihrem Tode noch zu erleben, das war gekommen, war vorüber gerauscht, und nun sollte sie so wieder weiter leben — Tag für Tag — einer dem andern gleich? Aber warum nicht? Hatte sie nicht Glück genug im Leben gehabt? Und war nicht das höchste Glück, daß sie ihn noch einmal wieder gesehen? Ach, wie sie ihn noch immer liebte! Wie er noch immer für sie jung, schön und herrlich war. Durfte sie sich arm nennen? Sie war ja glücklich — sehr glücklich. Und Thränen heiliger Freude tropften auf des alten Mädchens gefaltete Hände.

Burkard Keller bebte vor Ungeduld.

Er hatte Kordula nach der Kapelle bestellt; es dunkelte schon, sie wartete seiner in Angst und Furcht, und in seinem Herzen loderte die helle Freude über die guten Nachrichten, die er für sie hatte. Jede Minute des Zögerns schien ihm ein Raub an ihr.

Hubert war gekommen. Der Vater und die Söhne hatten einander viel zu sagen, aber Burkard war infolge seiner geheimen Unruhe stumm und zerstreut geblieben.

Endlich hatte er sich frei machen können. Durch das Pförtchen, welches er gewöhnlich zu seinen einsamen Wegen in den Wald benutzt hatte, entfernte er sich auch heute unbemerkt, während Kordula, sich den Anschein gebend, als wolle sie nach Baden hinab, durch das große Thor getreten und tiefer unten am Berge auf wenig betretenem Wege der Kapelle zu gegangen war.

„Endlich!" rief auch sie, hinter einem Tannengebüsch hervortretend, als Burkard mit langen Schritten ihr entgegen kam.

Die Liebenden konnten kaum Worte für ihr Glück finden, nachdem die erste stürmische Freude vorüber war.

Ach, wie schilderten sie einander das Leid, welches sie sich gegenseitig angethan. Wie baten sie einander das Mißtrauen, den falschen Verdacht und den ungerechten Zorn ab, um mit tausend Küssen sich zu versichern, daß all' dieser Irrthum, dies Verkennen und Beleidigen ja nur hatte kommen können, weil der Fluch des Unrechts und der Heimlichkeit auf ihnen gelegen.

Jetzt sollte es anders werden! Kordula wußte ihr dankbares Entzücken über das energische Vorgehen Burkard's und dessen offenes Geständniß gegen die Markgräfin und Herrn Philipp, sowie gegen seinen Vater gar nicht warm genug auszudrücken, und das seinige war nicht minder groß, als er in ihren Augen den Stolz auf ihn und ihre bewundernde Liebe hell aufleuchten sah.

Sie waren Arm in Arm von der Kapelle weg nach einem jungen Tannendickicht gegangen, welches, seitab in einiger Entfernung von der Kapelle liegend, ihnen ein

sicheres Versteck gegen etwaige Vorübergehende bot. Keine jemals empfundene Wonne kam ihren heutigen Gefühlen gleich! Sie durften fortan einander angehören ohne Hehl und Gewissensbisse!

Antonio's Schicksal kümmerte Beide wenig.

„Er weiß es so lange schon, daß ich ihn nicht liebe," sagte Kordula, „fast genau so lange, wie ich selbst es wußte! Mit Thränen des Zornes habe ich ihm gesagt, daß er mir verhaßt sei, daß ich nur gezwungen ihn heirathen würde, wie ich zu der Verlobung mit ihm überredet worden sei, er hat gelacht und Spott getrieben mit meiner Angst, nun mag er allein weiter lachen!"

Sie war ganz roth vor Zorn. Burkard begriff den maßlos eitlen Antonio besser, der es nicht glauben wollte, daß Kordula ihn verschmähen könnte, und der dann, als er sich doch überzeugen mußte von ihrer Kälte und Abneigung gegen ihn, um keinen Preis die Leute wissen lassen wollte, was seiner läppischen Eigenliebe kränkend war, wenn er sich auch selbst beruhigte, Kordula sei nur launenhaft, und er könne sechs statt einer bekommen.

Dann dachten die Liebenden aber wieder der eigenen Glückseligkeit. Kordula zog ein Kästchen aus der Tasche, öffnete es und zeigte Burkard zwei goldene kleine Herzen, welche mit einer eben solchen Kette zusammen verbunden waren.

„Das halte ich in meinem Schmuckkasten, eine Verwandte der Mutter hat diese Herzlein als Amulet lebenslang um den Hals getragen und bei ihrem Tode der Mutter vererbt, in ihrem Nachlaß kamen sie auf mich.

Die wollen wir der Jungfrau in Deiner Kapelle weihen, Burkard, sie ist unsere Schutzheilige, sie hat Alles so gut gelenkt! Und Isa und Hubert wollen wir sagen, daß sie auch zwei Geldherzlein aufhängen sollen — als Dankzeichen!"

Die frohherzige Kordula war in der Schule des Leidens sehr viel ernsthafter und sinniger geworden: sie gefiel Burkard nur um so besser, und er zog sie mit einem zärtlichen Kuß in seine Arme.

Es war ein traulich stilles Plätzchen in dem duftenden jungen Tann. Das üppige Moos diente ihnen als Sitz; ringsum die dichte, grüne Mauer, über ihnen der Himmel, dessen tiefes Blau leichte Lämmerwölkchen trug, welche sich im Strahl der sinkenden Sonne rosenroth zu färben begannen.

— — — — — — — — — — — — —

Doktor Torbelli war Nachmittags nach dem neuen Schloß hinabgegangen, den Grafen v. Oettingen zu sprechen.

„Ich habe keinen Rückhalt in der Burg, Herr Graf, wenn nicht Ihr Euren Einfluß für mich und gegen den Teufelsmedikus in die Wagschale werfet. Ihr als ein Verwandter des Kaisers und zugleich unserer markgräflichen Durchlaucht, Ihr stehet in Rang und Ansehen, vornehmlich aber in Einsicht und christlicher Gesinnung über den anderen Herren, tretet Ihr auf meine Seite mit offener Kundgebung, so folgen Euch die Anderen, und es mag mir ja wohl endlich gelingen, diesen Teufelsdoktor zu verdrängen. Ich werde Euch den Dienst lohnen durch einen Gegendienst, den ich keinem Menschen leisten würde als nur Euch, aus

dankbarer Anerkennung Eures gerechten Widerwillens gegen den Keller, der uns Beiden ein Dorn im Fleische ist."

Das war der Inhalt seiner Worte, wenn er denselben auch nicht auf einmal, sondern gesprächsweise und gleichsam tröpfelnd dem nach Schmeichelei und Anerkennung allzu lüsternen Antonio bot.

Mit scharfen Blicken suchte er dabei bis in das Herz des Grafen zu dringen, um zu sehen, ob dieser wohl ein geeignetes Werkzeug für seine Pläne sein werde.

Daran brauchte er indeß nicht lange zu zweifeln. Graf Antonio's ganzes Gesicht verzerrte sich vor Wuth, sobald er nur Burkard's Namen hörte.

„Der Schuft, der Hund! Mit Schimpf und Schande soll er mir noch von der Burg! Wollen doch sehen, ob ihm seine Marmorheilige dagegen hilft!" knirschte er.

Ah! Torbelli hätte jauchzen mögen, er hörte deutlich die eifersüchtige Wuth aus des Grafen Ton, las auch ganz unverhüllt dessen Haß gegen Burkard in seinen Mienen. So offen hatte der Graf sich ihm noch nie gezeigt.

„Wenn es so steht, Herr Graf, so darf ich Euch wohl sagen, daß Ihr Recht thut, zu hassen, denn die Sünde soll der Christ hassen in jeder Gestalt! Um so verzeihlicher wäre Euer Eifer, selbst wenn er nicht so begründet wäre wie dieser, weil Ihr selbst es seid, der betroffen wird von des Keller's Falschheit und heimlicher Tücke!" sagte er flüsternd.

„Wie meint Ihr das?" bebte es von Antonio's Lippen, „was wollt Ihr damit sagen?"

„Nichts, Herr, nichts! Ihr wisset ja, was das Volk

flüstert von der Aehnlichkeit des Götzenbildes mit — Eurer Braut!"

„Bah! Unsinn! Auf das, was das dumme Gesindel sagt, höre ich nicht!" lehnte sich die Eitelkeit Antonio's auf gegen die Einflüsterung Torbelli's.

„Woran Ihr Recht thut! Der Teufelsmedikus hat Anderes zu bedenken, der wird nicht wagen, die Augen so hoch zu erheben. Eine Liebste hat er aber, und eines der Fräulein unserer Frau Markgräfin ist es, das weiß ich gewiß."

„Ihr? Ihr wißt das? Welches Fräulein? Welche ist's?" rief der Graf in sichtbarer Unruhe.

„Das kann ich Euch nicht sagen, Herr, ich hab' nur zufällig gehört, wie das Pärchen sich verabredete für heute Abend bei der Kapelle!"

„Ihr traft sie? Ihr? Wie war das möglich, Torbelli?"

„Sehr einfach, Herr! Ich wollte aus meiner Stube treten, Ihr wißt, sie liegt an demselben Gang, an welchem auch die Kammern der Edelfräulein liegen. Da, ich habe schon das Schloß in der Hand und die Thüre will ich aufmachen, da höre ich ein gar seltsam Geräusch, wie Küssen und ein zärtlich Flüstern, und wie ich durch den Spalt luge, ist's der Keller, und die er im Arm hielt, war eins der Fräulein, dann gleich darauf trennten die Beiden sich, ich hörte nur, daß er sagte: ‚Sei um sieben Uhr bei der Kapelle!' und dann trat sie in eins der Fräuleinstübchen".

„Es wird eine Zofe gewesen sein!" meinte bleich und mit bebenden Lippen Graf Antonio.

„Nein, Herr Antonio, sie trug keine Haube, sondern wallendes Haar und einen goldenen Reif um dasselbe. Auch sah ich Gold an ihrem Arme," widersprach der Doktor. Dann setzte er hinzu: „Im Uebrigen werde ich selbst die Beiden dort zu treffen suchen, denn ich meine, daß ich ein gutes Recht habe, dem Greuel mit dem Götzenbilde ein Ende zu machen. Ist das Teufelsbild erst in tausend Scherben, so wird der Zauber, welcher dem Teufelsdoktor die Uebermacht über uns Alle gibt, auch nicht so gar lange dauern. Ihr solltet mitkommen, Herr Graf, Euch kann's auch nicht einerlei sein, daß das Volk ringsum schreit, das sei ja das Fräulein von —"

„Schweigt, Torbelli!" donnerte Antonio.

Dann setzte er hastig hinzu: „Ich gehe mit Euch! Zum Teufel mit dem Teufelsbild und dem Teufelsdoktor."

Das war es, was der Venetianer wollte.

Auf einem Umwege langten sie bei der Kapelle an. Still und friedlich lag der Wald in seiner Frühlingsschöne, der Duft des jungen Buchenlaubes und all' der tausend Blüthen und Knospen mischte sich mit den langen gelben Lichtern, welche die untergehende Sonne auf die silberglänzenden Stämme der Buchen und das grüne Moos warf, Anemonen und Schlüsselblumen, Maiglöckchen und Veilchen, die zu Tausenden die Erde bedeckten, leuchteten durchsichtig im schimmernden Abendglanz, und die Nachtigallen schmetterten Wettgesänge zum Preise der Jugend und Liebe.

Leise schritten die beiden Männer heran, sachte, ganz sachte, die Liebenden, die sie hier zu treffen dachten, nicht

zu stören. Aber nirgend ein Laut, nirgend die Spur eines Menschen.

„Ihr habt Euch doch wohl geirrt, Torbelli!“ meinte mit merklich erleichtertem Ton Graf Antonio und suchte jetzt eine spöttische Sicherheit anzunehmen.

Der Venetianer schien selbst betroffen. „Wir haben sie verfehlt!“ murmelte er.

„Oder Ihr habt irgend eine Kammerkatze für ein Fräulein angesehen!“ höhnte Antonio, dem sofort wieder der Uebermuth kam, nun seine Eitelkeit vor der empfindlichen Demüthigung bewahrt blieb, welche Torbelli ihn hatte fürchten lassen.

„Seht nur einmal die sogenannte Heilige an, Herr Graf, ich habe mich ebenso wenig geirrt in dem, was ich heute früh hörte, als ich mich irren kann, wenn ich sage, dies Bild trägt bekannte, sehr bekannte Züge!“

Graf Antonio hatte einen widerwilligen Blick dahin geworfen, Torbelli konnte mit der Wirkung seiner Bosheit zufrieden sein.

Gleich darauf hallte ein donnerndes Krachen durch den Wald. — — —

„Was ist das? Was war das?“ hatten Kordula und Burkard, aus ihrem Kosen jäh aufgeschreckt, gerufen.

„Mein Bild, meine Heilige!“ fuhr in demselben Augenblick Burkard Keller zusammen, und ohne sich nur einen Athemzug lang zu besinnen, war er mitten durch das Tannendickicht gebrochen und hinaus gestürzt nach der Kapelle.

Lärm, tobender Streit, wüthendes Schreien klang dann zu der entsetzt horchenden Kordula. Sie erkannte Bur-

kard's Stimme mit dem Ausdruck grenzenloser Wuth und Empörung.

Dann wieder andere Stimmen, Schwerterklirren — Kampf? War das nicht Antonio's Stimme? Dann! O, Gott! — Und ohne sich weiter zu besinnen war sie, außer sich vor Angst und Schrecken, dem Geliebten gefolgt.

Da! da waren sie, Zwei gegen Einen! Burkard!

Er kämpfte mit einem kleineren, schlanken Manne! Antonio! Antonio! Und war das nicht Torbelli?

„Burkard, Burkard, sieh Dich vor!" keuchte sie. Jetzt war sie ganz nahe. Es war ein gellender Angst- und Schmerzensschrei, der durch den Wald hallte.

Zu spät! Torbelli hatte, den Grafen Antonio in Gefahr sehend, sich von hinten auf den in einer wahren Raserei vordringenden Burkard gestürzt, und warf so den, von der Gewalt des Stoßes Strauchelnden, in Antonio's Degen. „Verfluchter Teufelsmedikus!" schrie er dazu.

Ein schrecklicher Schrei, ein zweiter tönte durch die feierliche Abendstille!

Und neben dem Zusammensinkenden kniete jetzt die todesbleiche Kordula, schützte ihn vor dem Falle und rief in wahnsinniger Verzweiflung nach Hilfe.

Die Mörder aber liefen in wilder Hast davon und verschwanden im Walde. Es dauerte eine Weile, bis auf das Jammergeschrei der Unglücklichen ein Wildhüter herbei kam.

Der lief nach der Burg, um Hilfe zu holen und langte eben dort an, als die Kunde von Unerhörtem, Gräßlichem sich daselbst schon verbreitete.

Kaum einige Minuten vor ihm waren stürmenden Laufes der Signor Torbelli und Graf Antonio vor der Burg erschienen und hatten in athemloser Spannung scheu und bleich nach dem Herrn Markgrafen Philipp gefragt.

Der war noch da, sie eilten in die Trinkstube, wo er eben mit einigen Herren beim Vespertrunk saß.

Dort hatten sie das Schreckliche laut ausgeschrien: Graf Antonio und Torbelli hätten den Ritter Burkard überrascht bei teuflischer Buhlschaft! Das Marmorbild hatte er mit seinen Armen umschlungen gehalten und in schändlicher Liebesraserei geküßt. Da war den Beiden der Zorn übermächtig geschwollen, Antonio hätte den Verbrecher, den Abscheulichen, zum Zweikampf gefordert, und Torbelli das schmähliche Götzenbild vom Altar gestoßen. Bei der Kapelle aber liege der Teufelsmedikus. Gott habe ihn gerichtet, sagten sie.

„Ihr lügt! Ihr lügt!“ hatte aber der Markgraf in furchtbarem Zorn aufgeschrien und mit wildem Ton befohlen, beide Ankläger sofort gefangen zu nehmen.

Eine ungeheure Aufregung ergriff alle Männer. Sie begriffen sämmtlich, der Markgraf hatte Recht.

Da stürzte der Wildhüter wehklagend und hilferufend heran; sie sahen Alle ein, daß es zuerst hier Nöthigeres zu thun gab. Eine Bahre, Leinwand, Windlichter sollten gerüstet werden, man schrie und lief wie außer sich durch einander.

Der alte Ritter Keller saß unterdeß mit seinem Sohne Hubert fröhlich zusammen, da hörten sie den Lärm, und ein Knecht rief den Fragenden zu: Herr Burkard liege erschlagen bei der Kapelle!

Auch die Markgräfin und Ursula, die friedlich und ausruhend mit einander neben dem Lager des um diese Zeit meist ein wenig schlummernden Kranken saßen, wurden von der Unruhe in der Burg aufgeschreckt.

Vergebens forschten sie, Niemand wußte, was es gebe. Jeder schrie, der Herr Burkard sei ja soeben noch hier oder dort gesehen worden; eine, zwei Stunden zählten nicht in dieser Erregung; endlich stand ihnen eine Magd, die in fast wahnsinniger Aufregung schreiend und händeringend daher kam, Rede.

„Herr Burkard! Götzenbild! Kapelle! todt! Der Satan habe ihm den Kopf in den Nacken gedreht!“ kreischte sie verworren. Es war Milla, von der die anderen Mägde sagten, sie schaue sich die Augen aus nach Herrn Burkard, und kaum hatte sie ihren Bericht gemacht, als sie in trostlosem Weinen in die Kniee sank.

Ursula hatte nichts weiter gehört.

Mit dem Aufschrei: „Herr Gott, bin ich es, die ihn in den Tod getrieben?“ sprang sie empor.

Die Markgräfin starrte sie entsetzt und verständnißlos an, sie aber stürzte ohne Erklärung davon. Drunten im Hofe war das Geschrei allgemein, Herren und Diener, Mägde und Zofen rannten durch einander, in der Verwirrung wurde Alles falsch verstanden, alle Befehle drei-, viermal gerufen und keiner richtig ausgeführt.

Bei der Kapelle! Erschlagen! Torbelli, Antonio! Das war es, was Ursula begriff. Die allgemeine Rathlosigkeit erschreckte sie und machte sie besonnen.

Zurücklaufend auf ihr Zimmer, wo sie, ihre Truhe



hastig öffnend, jenen Wundbalsam der Zigeuner hervorholte, stürzte sie dann aus dem Schlosse, in wilder Hast bergab, noch ehe die Bahre, das Leinzeug und die sonstigen Dinge für den Transport des Todten beschafft waren. Es tröstete sie und gab ihr Muth, daß man hoffte, überhaupt noch Verband benutzen zu können.

Die Dämmerung lag schon über dem Walde und die tiefe geheimnißvolle Stille des herannahenden Abends.

Ursula sah nichts davon und empfand es dennoch unbewußt. So viel Frieden und mitten darin der Mord! Da — Flammen? Ursula keuchte weiter, nur noch eine kurze Strecke, endlich sah sie, wie die Kapelle in hellem Feuer stand, und hörte, wie eine weibliche Gestalt jammernd flehte: „Stirb nicht! O bleibe! O geh' nicht von mir, Burkard!" Lebte er also noch?

Nun war sie da. Was kümmerte sie die brennende Kapelle, was fragte sie nach den Trümmern des herrlichen Marmorbildes, welche davor lagen. Die ewige Lampe, die heute dort zuerst angezündet war, mochte, vom Sturz der Statue herabgeschlagen, nicht erloschen sein, die Flamme hatte die Stickerei ergriffen und so den Brand entfacht. Ach, was dachte Ursula daran, es war ja Alles, wie sie es geahnt; da lag Kordula, selber todesbleich, auf den Knieen und hielt in wahnsinniger Angst den Geliebten in ihren Armen, ihn mit den zärtlichsten Bitten beschwörend, zu leben.

Ach, und er war todt! So sah kein Mensch mit einem Fünkchen Leben aus, dachte sie.

Erst jetzt sah Kordula v. Jugenheim die zitternde Ur-

sula, die athemlos vor Erschöpfung neben ihr niedersank. Diese hatte nur Augen für ihn, den trotz aller seiner Fehler so geliebten Herrn Burkard, der in einem Strom von Blut dalag.

„Ursula, ist er todt?“ hauchte das junge Mädchen, während diese mit zitternden Händen das Wamms Burkard's aufriß und nach dem Herzschlage suchte, ihr Ohr an seinen Mund legte, um zu horchen.

Nichts — nichts!

Ursula wollte, konnte es nicht glauben! Sie beugte immer wieder sich auf die Brust des Unglücklichen herab, horchte, legte die Hand auf die Stelle des Herzens und starrte dann trostlos in die Augen der verzweifelnden Kordula. Dazwischen wechselten sie hastig nur einzelne fragende und antwortende Silben.

„Es ist der Blutverlust, es kann das Herz nicht sein, der Stich geht der Schulter zu!“ sagte Ursula endlich. Sie hatte, bevor sie irgend etwas Anderes that, schon von ihrem Balsam in die Wunde gegossen, aus der noch immer Blut kam.

Jetzt stockte dieses. Sie wurde aber dabei noch blasser als sie war.

Entweder der Tod hemmte den Blutabfluß, oder — sollte es der Balsam sein?

Athemlos, bebend blieben sie neben einander auf den Knieen und starrten in das blutleere Antlitz. Ursula nahm Burkard's Kopf und legte ihn auf den Waldboden, Kordula ließ es ohne Widerstand geschehen, sie fühlte ein grenzenloses Vertrauen zu Ursula.

Und nun ging ein Seufzer, leise, unhörbar fast über die Lippen Burkard's.

„Er lebt!" schrie Ursula. Jetzt war noch Hoffnung! Sie hob seinen Kopf wieder empor. „Das Herz, es schlägt! Jetzt helfe uns Gott!" sagte sie in tiefster Erschütterung.

Neben ihr schrie Kordula mit aufgehobenen Händen in glühendster Inbrunst: „Laß ihn mir, Vater im Himmel! Maria, heilige Jungfrau, höre mich, bitte für mich!"

Jetzt kam ein ganzer Menschenhaufen. Alle nach einander stürzten herbei, der Markgraf Philipp einer der Ersten, dann Hubert.

„Er lebt noch, Herr!" rief ihm Ursula entgegen.

Ein Arzt war nicht da; der, welcher in seiner Freundlichkeit jedem Leidenden geholfen, lag hier sterbend, ohne Hilfe.

„Ursula! Ihr wißt, was Noth thut, rettet ihn, ich danke es Euch, wie Ihr wollt!" rief der Markgraf.

Hubert packte sie in seiner Aufregung bei beiden Schultern. „Ursula! Ursula! Was soll der Vater erleben?"

Sie richtete sich hoch auf.

„Laßt mich, Alle — Alle! Tretet bei Seite! Ich will thun, was die Ahne mich gelehrt hat!" sagte sie und sah aus wie eine Seherin.

„Thut es, thut es, Ursel, rettet ihn!" riefen sie.

„Tretet zurück!" forderte sie noch einmal. „Helft dem armen Ding da!"

Jetzt erst sahen sie darnach, daß Kordula in tiefer Ohnmacht zusammengesunken am Boden lag.

Ein paar der Diener nahmen sie auf ihre Arme, Mark-

graf Philipp stützte das wie eine verwelkte Blume herabhängende Köpfchen.

„Welche Strafe, welche Strafe für all' die Heimlichkeit!" murmelte er.

Ursula hatte sich um den Verwundeten zu thun gemacht, nachdem sie gebieterisch noch einmal befahl, ihr Raum zu geben.

Murmelnd und über der Wunde allerlei Bewegungen mit den Händen machend, hob und senkte sich ihr Haupt.

Wieder ein tiefer Seufzer, ein mattes Stöhnen, ein Zittern der Augenlider!

Sie nahm die Weinflasche, welche ihr einer der Herren bot, träufelte Wein auf Burkard's blaue Lippen und trennte mit einem Jagdmesser, welches man ihr bot, das Wamms ganz von der Schulter und Brust.

Dann legte sie von Neuem mit Balsam getränkte Leinwand auf die Wunde und einen festen Verband an. Geschickter konnte kein studirter Wundarzt verfahren.

Hubert wich nicht von ihrer Seite. Er reichte ihr, was sie brauchte, und dabei liefen ihm die heißen Thränen in den blonden, lockigen Bart.

„Laßt Eurem Vater sagen, er werde leben, wenn Gott uns beistehe!" flüsterte sie während ihrer Arbeit. An ihn, den sie immer noch liebte ohne Wunsch und Hoffnung, dachte sie auch jetzt.

Und wieder stöhnte Burkard und sie netzte seine Lippen mit Wein.

Ach, wie voll Freuden rannte man nach der Burg, die Hoffnungskunde dem alten Ritter zu überbringen.

Ein Freudenschrei rang sich jetzt aus Ursula's Brust.

Burkard Keller hatte die Augen geöffnet und starrte, langsam zum Bewußtsein kommend und sich nur mühsam seiner Lage erinnernd, träumerisch und matt zum Tode in die grünen Wipfel der Bäume; dann suchten seine Augen umher und fanden Ursula, Hubert, Herrn Philipp, den alten Anton — Alle waren sie da, nur die Eine fehlte!

Schweren Blickes suchte er weiter, da führte man die ganz Gebrochene zu ihm; ein bleicher Schimmer, gleich einem matten Sonnenstrahl durch schweres Gewölk brechend, flog über des Todwunden Antlitz und Kordula sank neben ihm nieder.

„Laß mich nicht allein, Burkard! O, nimm mich mit Dir!" schluchzte sie.

Er wiegte trüb das Haupt. „Wir hätten nun so glücklich sein können!" hauchte er traurig.

„Ihr werdet es sein, mein Burkard, Du mein Herzensbruder, Muth, nur Muth!" rief Hubert, der, wie der Markgraf, nun auch kniend neben dem Verwundeten lag und sich mühte, die kaum hörbaren Worte desselben zu verstehen.

„Getrost, Herr, mein Balsam hat nie seine Wirkung verfehlt," bat Ursula.

Seine Blicke dankten Allen, aber ihr Zuspruch weckte keine Hoffnung in ihm.

„Es hat nicht sein sollen! Ich habe es nicht besser verdient! Gott läßt mich hienieden büßen," sagte er leise. Und als die Umstehenden weinten, und Kordula seine kalten Hände mit ihrem Hauch und ihren Küssen zu

wärmen suchte, bat er diese: „Begrabt mich hier, Kordula, es ruht sich so sanft im stillen Wald!“

Sie hatte nur Thränen, und als sie wieder aufblickte, waren seine lieben Augen geschlossen — war das der Tod? War es nur Bewußtlosigkeit? Er lag wie vorhin, und schien nicht mehr zu athmen. Der eiligst herbeigerufene alte Geistliche, der selbst schon an dies Nöthigste gedacht und Alles bereitet hatte, gab ihm die Sterbesakramente.

Ursula behielt in der allgemeinen Bestürzung allein jetzt den Kopf oben und befahl mit Ruhe und Umsicht den Transport nach der Burg.

„Mein Balsam hat schon Manchen vom gewissen Tode gerettet, der Herrgott muß das Beste thun!“ sagte sie hoffnungsvoll. Sie ging neben der Bahre her und flößte ab und zu dem Verwundeten Wein ein.

Er lebte noch, als sie auf der Burg ankamen, das war Alles, was man sagen konnte.

Ursula ließ ihn in sein Zimmer tragen, und als er dort auf kühlem Lager gebettet war, trieb sie Alle hinaus, selbst Kordula durfte nicht mehr bei ihr bleiben.

„Wenn ich ihn Euch retten soll, seid gehorsam!“ forderte die Strenge.

Und nun erst kam Jedem das Bewußtsein, daß ein Ungeheures geschehen und damit die Zweifel und Fragen, die Streitigkeiten und Wortkämpfe über die Thatsache und die Angaben, welche Graf Antonio und Torbelli gemacht. Beide waren spurlos verschwunden.

„Das wird dem durchlauchtigen Herrn lieb genug sein, und würde man ja doch wohl Anstalten gemacht haben,

sie zu halten, wenn man ihnen nicht lieber auf den Rücken gesehen hätte!" Darüber waren Alle einig, wenn sie es auch nur flüsternd zu gestehen wagten. Freilich, wenn Burkard Keller starb — !

Viel Zeit zum Reden blieb nicht, denn nun kam das Neue, noch Schwerere.

Der kranke Markgraf Christoph rief unablässig nach seinem Pfleger, und als man ihm den vor Schmerz und Sorge ganz gebrochenen Ritter Ulrich schickte, hoffend, er werde sich an diesen vielleicht gewöhnen, brach er in solche Wuth aus, daß Keiner ihm zu nahen wagte; selbst Ursula nicht, denn er beschuldigte diese, ihm seinen Ulrich genommen zu haben.

„Gebt ihn mir heraus! Ihr haltet ihn versteckt! Ihr habt ihn ermordet!" schrie er unaufhörlich."

— — — — — — — — — — — —

Furchtbare Tage, unerträgliche Angst und Sorge und bitterer Kummer folgten. Nie hatte das Unglück so schwer auf der Burg zu lasten geschienen, als nun, wo Burkard fehlte. Niemand war im Stande, ihn bei dem an ihn gewöhnten Kranken zu ersetzen, und wüthend wies dieser jeden Anderen zurück, der sich ihm nahte.

Verzweiflung erfüllte das Herz der Markgräfin; Ursula rieb sich auf in der doppelten Anstrengung, und viele Tage schien es, als sei bei beiden Patienten alle Mühe vergebens. Täglich erwartete sie selbst Burkard's Tod und in ihrer Hoffnungslosigkeit erlaubte sie endlich Kordula, ihr in seiner Pflege beizustehen.

Aber als ahne der in heftigen Fieberphantasien Da-

liegende die Nähe der Geliebten, so sänftigten sich plötzlich seine Züge, so beruhigte sich sein wild erregtes Blut; und als Kordula, zum ersten Male wieder ein wenig lächelnd, ihm ihre Hand auf die glühende Stirne legte, da hob er seine abgezehrte Rechte und hielt die liebe, kühle Hand dort fest.

So blieb sie bei ihm, und Ursula sah bald, sie selbst könnte ihn nicht unermüdlicher, nicht umsichtiger pflegen.

Und dann durfte auch der alte Ritter kommen.

Kordula's liebe Hand wirkte Wunder! Burkard schlief sanft und lange, und wenn er auch etwa einen Moment erwachte, so fiel er doch gleich wieder in den sanften Schlummer der Genesung zurück.

„Er wird genesen!" sagte Ursula mit freudigem Stolze, als Ritter Keller bei ihr eintrat.

„Ursel! Ursel! Wie ist es möglich, daß Du für meinen Burkard so viel Liebe hast — und ich! Ich habe mit Weib und Kindern fröhlich dahin gelebt, und Du armes Mädchen hast nimmer ein ander Glück gefunden?" sagte der alte Herr ganz erschüttert.

„Ich habe kein besser Glück gesucht, Herr! Jene Zeit war meine Hochsommerzeit, da bleibt's warm die ganze dunkle Nacht durch, wenn auch die Sonne längst gegangen ist!"

„O Ursel! Ursel! Wie undankbar bin ich gewesen!"

Sie ließ ihren geliebten Herrn gar nicht weiter reden. Seine Hand ergreifend, bat sie ihn, niederzusitzen in ihrem großen Lehnstuhl, und erzählte ihm von Burkard, und wie der ein so liebes Herz habe und so verstehend mit

ihr von ihrer Liebe und Jugend geredet. Und dann holte sie aus ihrer Truhe ein kleines Kästchen, welches allein sie Burkard nicht gezeigt. Jetzt nahm sie es hervor und breitete stolz und glücklich vor dem weißbärtigen Manne alle die kleinen Geschenke aus, welche er ihr damals gegeben; jene Halskette hatte er ihr von Straßburg mitgebracht, die Gürtelspange aus Heidelberg, das Band mit den goldenen Blumen aus Köln, und vor ihm wurde so auch die alte Zeit wieder lebendig und tausend Dinge fielen ihm ein, an die er nie mehr gedacht.

Das war der armen geplagten Ursula jetzt die schönste Erholung! Und keine Ermattung, keine Ungeduld kam ihr, wenn sie in den langen Nächten bei dem Herrn Christoph daran dachte, wie gern Ritter Ulrich sich an jene Jugendtage hatte erinnern lassen.

So gingen die schweren Wochen hin und die herrliche Sommerzeit; der Schwarzwald sandte seine köstlichen Düfte nach den offenen Fenstern der Burg herauf. Der Herbst kam und die Luft wurde frischer, belebender, die Blätter begannen sich zu färben, und die Männer zogen schon wieder frohen Muthes zur Jagd hinaus.

Da that sich an einem lichten Septembertage das Burgpförtchen neben dem Thore auf, und ein todtenbleicher Mann trat, gestützt von Kordula v. Jugenheim, daraus hervor und grüßte mit glücklichem Lächeln hinunter in das herrliche Thal, welches hier in seiner ganzen Lieblichkeit vor ihm sich ausbreitete, mitten darin die Stadt mit ihren Kirchen und weißen Häusern.

„Es ist doch schön zu leben, Kordula!“ sagte er fröhlich und nahm, da eben die Sonntagsglocken zu läuten begannen, in ernstem Dankgebet das Barett vom Haupte.

„Ja, wohl ist's schön! Meine ganze Seele ist voll Glück, und ich kann immer nur fühlen, es wird uns über Hoffen und Verdienst gegeben,“ sagte sie.

Er nickte still und dann blickten sie wieder hinaus in das gesegnete Land und auf den Wald, dessen Wipfel zu ihren Füßen leise wogten wie die grünen Aehren des Kornfeldes. „Ich bin viel zu geringe aller Deiner Huld!“ betete der früher so hochmüthige Burkard Keller.

— — — — — — — — — — — —

Zu Ende Oktober wurde in Kuppenheim die Hochzeit Hubert's und Isa's gefeiert, und Burkard Keller konnte derselben mit seinem Vater, Kordula und Markgraf Philipp beiwohnen.

Zum ersten Male hatte er wieder ein Pferd bestiegen. Er und Kordula ritten, den Anderen voran, durch den schönen, schweigenden Wald, und es war dem glücklichen Mädchen keine Ueberraschung, daß den Geliebten verlangte, die Stelle wieder zu sehen, wo seine Kapelle und sein armes, schönes Marmorbild gestanden.

Sie folgte ihm mit stillem, freudigem Lächeln.

Erstaunt hielt er dort sein Roß an. Keine Kapelle war mehr zu sehen, keine Spur von ihr und all' der Zerstörung jenes Schreckenstages. Aber unter den neun Linden erhob sich jetzt ein großes, schön geformtes Kreuz, und in demselben in tiefer Nische das Bild der allerheiligsten Jungfrau, der Gnadenreichen.

Kordula's Dank hatte keinen schöneren Ausdruck zu finden gewußt.

Noch viele, viele Jahre lebte der hochberühmte Doktor Keller auf dem neuen Schlosse zu Baden mit seinem geliebten Weibe zum Heil und Segen seiner kranken Mitmenschen, während sein Bruder Hubert als Herr auf der Yburg hauste und mit der blonden Isa dem Ritter Ulrich die alten Tage verschönte.

Als der arme Markgraf Christoph, von seinem schweren Unglück erlöst, in der Fürstengruft zu Baden ruhen durfte, zogen sie nämlich Alle hinunter von Hohenbaden in das freundlichere neue Schloß zum Markgrafen Philipp und seiner edlen Gemahlin, und die allheilende Zeit gab des Segens genug, um auch Markgräfin Ottilie und ihre treue Ursula noch wieder freudig in's Leben blicken zu lassen.

Burkard Keller aber hielt einen Wunsch fest durch sein ganzes gesegnetes Leben hindurch: „Im Wald möcht' ich begraben sein!"

Und so geschah ihm nach langen, thatenreichen Jahren denn auch von treuer Liebe.

Dort, wo der Weg nach Kuppenheim führt, mitten im stillen grünen Walde ragt noch heute ein uraltes, verwittertes Steinkreuz empor. Geisblatt umschlingt es mit liebenden Armen, und zu seinen Füßen zwischen dem Moose und den zahllosen Erdbeerpflänzchen leuchten wie zwei blaue Sterne die Blüthen eines vereinzelten Immergrün, gleich lieben treuen Augen hervor. — Gott weiß, wie es dahin gekommen sein mag!

Auf dem Kreuze aber steht in den Stein gehauen ein fast unleserlicher Name in gothischen Buchstaben, doch gibst Du Dir Mühe, so findest Du ihn bald heraus:

„Burkard Keller."

Ueber die Wipfel der stolzen Tannen und Buchen empor ragen die Trümmer der alten, herrlichen Burg Hohenbaden. Durch ihre hohlen Fensteröffnungen herein blaut der Himmel und lugt neugieriges, in den Mauern wurzelndes Grün.

Vom Thale herauf dringt der Schall der Kirchenglocken. Es ist still und feierlich da drinnen in der stolzen Halle des Rittersaales, und vom milden Sommerwind getragen geht es wie Geisterhauch leise, leise singend und klingend durch das uralte Gemäuer und erzählt von verschwundener Herrlichkeit, von vergangenen Freuden und Leiden!

Ende.

Das Drama im Kaiserschloß.

Novelle

von

Schmidt-Weißenfels.

1. (Nachdruck verboten.)

Als Fürst Potemkin, der vergötterte Liebling der matronenhaften Kaiserin Katharina II., im Jahre 1783 mit Feuer und Schwert die Krim erobert hatte, brachte er als Beutestück von daher ein bildschönes Kind nach Petersburg. Es war die damals dreijährige Tochter eines im Kampfe gegen die Russen gefallenen Tatarenhäuptlings. Da die Kaiserin entzückt von der Kleinen war, schenkte Potemkin sie ihr, und Katharina behielt sie in ihrer nächsten Nähe bei sich.

Seineb, wie ihr tatarischer Vorname war, wurde nun in den Schoß der russischen Kirche aufgenommen und in Alexa umgetauft. Sie wuchs in der nordischen Hofluft auf, und war die Gespielin der etwa gleichalterigen Töchter des Großfürsten Paul, des thronberechtigten Sohnes der Kaiserin.

Nach dem Tode Katharina's im Jahre 1796 und Uebernahme der Regierung des Reichs durch Paul I. änderte sich in den Lebensverhältnissen Alexa's nichts weiter, als

daß nun die Gemahlin desselben, die Kaiserin Maria Feodorowna eine geborene Prinzessin von Württemberg, sie in ihren mütterlichen Schutz nahm. Nach wie vor war sie der Liebling am Hofe, und man betrachtete und behandelte sie wie zur kaiserlichen Familie gehörig.

Das schöne Tatarenkind war inzwischen zu einer zwanzigjährigen Jungfrau herangereift. Ihre schlanke, zierliche Gestalt, ihr Gesicht, auf dem Unschuld und Natürlichkeit leuchteten, der blendend weiße Hals, der das Haupt mit schwarzen, glänzenden, vielfach in Zöpfen geflochtenen Haaren und mit den dunklen, schmachtenden Augen trug — dies Alles, sowie ihr lebhaftes und graziöses Wesen, übte einen berückenden Zauber auf ihre Umgebung aus, dem auch manch' Männerherz in leidenschaftlicher Liebe schon verfallen war.

Unter allen Bewerbern um ihre Hand hatte Alexa keinen Andern erhört, als den jungen Grafen Sergei Sorin, der eine Zeit lang Adjutant des Großfürsten Alexander, des ältesten Sohnes Kaiser Paul's, gewesen war, mit der Freundschaft desselben beehrt wurde und sich auch der besonderen Huld der Kaiserin Maria sowie der kaiserlichen Familie erfreute. Der Zar war ihm wegen seiner ritterlichen Eigenschaften wohl gesinnt und hatte ihn trotz seiner Jugend zum Befehlshaber eines Bataillons der Garde ernannt.

Seit Jahresfrist schon bestand zwischen Sergei und Alexa der Herzensbund im tiefsten Geheimniß. Der junge Graf wartete mit qualvoller Ungeduld immer noch auf die Erlaubniß seines Vaters, der als Sonderling auf

seinen Gütern bei Nischnei-Nowgorod zurückgezogen lebte, um offen mit seiner Werbung hervorzutreten. Aber nicht die Nachgiebigkeit des alten Bojaren Sorin gegen den glühendsten Wunsch seines Sohnes, sondern erst der Tod desselben ertheilte Sergei die Freiheit und das Recht, nunmehr offen um Alexa zu werben.

Innerhalb der kaiserlichen Familie, insoweit sie ihren Mittelpunkt in der Mutter fand, wurden dem Paare freudig und mit aufrichtiger Theilnahme die Glückwünsche dargebracht und nicht im Geringsten bezweifelt, daß auch der Zar diese Vermählung gern sehen werde, die ja in jeder Hinsicht als ein Glück für die tatarische Pflegetochter zu betrachten war.

Sergei begab sich daher zum Kaiser, um dessen Genehmigung zur Hochzeit zu erbitten. Klopfenden Herzens vor Furcht, daß der in seinen Launen mehr und mehr unberechenbar gewordene Despot seine Bitte doch ungnädig aufnehmen könnte, betrat er diesmal das St. Michaels-palais, das sich der Kaiser in prächtigster Ausstattung und mit einer neuen Kirche verbunden in kaum vier Jahren hatte erbauen lassen, und das er mit seiner Familie seit einigen Wochen bezogen hatte.

Der junge Mann ahnte nicht, daß sich der Monarch bereits mit seiner Angelegenheit beschäftigte, und zwar im Gespräch mit dem Grafen Kutaissow, seinem ehemaligen Barbier, den er zum Grafen, zum Oberstallmeister und zu seinem Vertrautesten in allen Hausangelegenheiten gemacht hatte.

Die Spione, welche Kutaissow und der Kaiser selber

in der Umgebung und in der Dienerschaft um die kaiserliche Familie hielten, hatten dem Ersteren bereits hinterbracht, was sich bezüglich Alexa's und Graf Sergei's ereignet hatte und ganz und gar nicht nach seinem Sinne war. Kutaissow hatte vielmehr dem Sohne seiner Schwester, einem wilden und häßlichen Georgier Namens Iwan Schahir, der eine wahnsinnige Leidenschaft für die schöne Tatarin nährte, das Versprechen gegeben, beim Zaren ein Wort für ihn einzulegen, nachdem er von Alexa selber mit seiner Liebeserklärung kurzweg abgewiesen worden war. Und einer der neuesten Günstlinge des Zaren war überdem dieser Iwan, nicht nur, weil Kutaissow durch seine eifrige Lobpreisung desselben dazu beigetragen, sondern auch weil der Georgier sich als Reiteroffizier im Kriege von 1799 durch tollkühne Handstreiche ausgezeichnet hatte. Suwarow hatte ihn dafür zum Hauptmann ernannt, der Kaiser, nachdem Iwan aus dem Felde zurückgekehrt und kürzlich zum ersten Mal nach Petersburg gekommen, ihn zu seinem Kurier bestimmt, dem er die wichtigsten diplomatischen Botschaften anvertraute, da er in demselben einen ihm auf Tod und Leben ergebenen, sklavisch gehorsamen Vollstrecker seiner Befehle sah.

Es handelte sich für Kutaissow jetzt darum, mit seinem Einfluß auf den Zaren der zu erwartenden Werbung des stolzen und von Alexa geliebten Grafen Sergei zuvorzukommen.

— — — — — — — — — — — —

Zar Paul stand am Fenster und hörte Kutaissow zu, während er hinausschaute auf den schneebedeckten Platz,

wo nach und nach Hunderte von Menschen mit ehrfurchtsvoll entblößtem Haupte, trotz einer grimmigen Märzkälte, an der langen Front des Residenzschlosses vorübergingen. Dies war sein Befehl, auch für den Fall, daß er nicht anwesend sei, und es gelüstete ihn täglich, sich von dieser demüthigen Unterwürfigkeit seiner Unterthanen zu überzeugen.

„Ja," hörte er seinen Vertrauten sagen, nachdem ihm derselbe Bericht über die Aufnahme der Werbung Sergei's bei der Zarin erstattet hatte; „es ist bei Ihrer Majestät gestern förmlich die Verlobung gefeiert worden."

Der Zar, der in die Uniform eines russischen Feldmarschalls gekleidet war, stampfte heftig mit dem Fuße auf, so daß der Sporn an seinem hohen Reiterstiefel klirrte.

„Offenbar ist diese Verbindung nach dem Herzen der Kaiserin und auch Ihrer kaiserlichen Hoheiten der Großfürsten Alexander und Konstantin," fuhr Kutaissow unbeirrt fort.

„Warum?" herrschte ihn der Monarch an, indem er sich vom Fenster abwandte.

„Warum, Sire? Graf Sorin steht ja doch seit der Zeit, daß er Adjutant bei Ihrem Sohne Alexander war, in großer Gunst bei der ganzen Familie. Auch Eure Majestät selbst —"

„Damals!" unterbrach der Kaiser wie ingrimmig und starrte dann unheimlich vor sich hin auf den persischen Teppich. Einst eine schöne männliche Erscheinung, wenn auch nur von mittelgroßer Figur, war er in der letzten

Zeit stark gealtert, und seine Haltung hier, wo er sich keinen Zwang darin anthat, gebeugt, obwohl er erst in's siebenundvierzigste Jahr getreten war.

„Damals!" wiederholte er. „Da traute ich ihnen noch! Damals waren meine Söhne noch keine Verschwörer. Alexander, der gehört zu ihnen, sicher! Aber ich werde ihn fassen, ich werde ihn zertreten mit den Andern —"

„O Sire!" suchte Kutaissow, indem er seinen grauhaarigen Kopf schüttelte, anscheinend den aufsteigenden Zorn seines Gebieters zu beschwichtigen, während aber seine schwammigen Gesichtszüge Genugthuung ausdrückten.

„Zertreten, ja, vernichten, Alle!" rief Paul I. noch erbitterter. „Verschwörer infame! Auch hierbei, bei dieser Liebesgeschichte mit Alexa, ist Alles hinter meinem Rücken abgemacht worden! Warum?" trat er Kutaissow drohend entgegen.

Der fürchtete sich nicht vor solchen, nur zu häufig schon erfolgten Wuthausbrüchen des unglücklichen Monarchen, dessen Mißtrauen auch gegen seine Söhne immer feindseliger geworden war.

„Warum, Sire?" entgegnete er gelassen. „Mein Gott! Wie Liebesgeschichten so häufig!"

„Ich will keine Heimlichkeiten in meiner Familie!"

„Sire, Sie wußten es ja längst, daß Fräulein Alexa und Graf Sorin —"

„Nichts da! Dieser Sorin hält zu ihnen, zu Alexander! Und seine Freunde, das sind meine Feinde, und gerade was sie wollen, das will ich nicht."

Der Vertraute zuckte bedauernd mit den Schultern

und sagte: „Graf Sorin wird auf solche Ungnade Eurer Majestät, wie ich leider annehmen muß, nicht gefaßt sein."

„Seine Schuld, seine Schuld!"

„Er war seines Sieges über alle Nebenbuhler so sicher! Auch Iwan Schahir gehörte zu diesen. Der arme Teufel jammerte mir heute früh noch die Ohren voll, daß er mit seiner Liebe für die schöne Tatarin so unglücklich sei. Ich sagte ihm natürlich, er möge sich diese Liebe aus dem Sinn schlagen. Gegen den unverkennbaren Günstling Alexa's käme er doch niemals auf."

„Warum nicht? Warum sagtest Du so etwas, Du Narr! Wer hat über diese Tatarin zu bestimmen? Mein Sohn Alexander etwa? Die Weiberstube da drüben? Oder Sorin? Bin ich nicht der Herr im Hause, und ist Alexa nicht meine Sklavin?"

„Sire, dieser Meinung wird weder das Hoffräulein Alexa, noch Ihre Majestät die Kaiserin, ihre hohe Beschützerin, sein," versetzte Kutaissow mit schlauer Berechnung.

Der Zar lachte ingrimmig auf.

„Sie hat es vergessen, die Verhätschelte, wie sie an den Hof kam. Ich nicht. Habe nie etwas Anderes in ihr gesehen, als eine Leibeigene, die der verfluchte Potemkin —"

„Sire! Rufen Sie sich diesen Mann nicht in Erinnerung; Sie hassen ihn, und mit Recht."

Paul brütete ob dieses Einwurfes seines ehemaligen Barbiers Minuten lang vor sich hin. Das Gift wirkte,

das derselbe in feinen Tropfen in die Seele des jetzigen Selbstherrschers warf, der unter der Herrschaft des Günstlings seiner Mutter Katharina ein klägliches, unwürdiges Leben hatte führen müssen.

Als er sein Haupt wieder aufhob, war sein Gesicht fahl, sein Auge gläsern und um seinen Mund zuckte es, als wenn er weinen wollte. Dann sagte er ruhiger wie zuvor: „Was ist es mit Iwan Schahir?“

„Er seufzt, Sire, wie ein Liebeskranker; er flucht und wüthet über sein Unglück, dieser schönen Alexa Hand nicht erhalten zu können. Dort drüben, wo sie der Liebling ist, will man ihm nicht wohl, rechnet man ihm seine Heldenthaten nicht an.“

„Es erklärt sich genugsam; denn da drüben hassen sie, wen ich liebe, wem ich traue.“

„Er ist auch kein Graf Sorin, so verführerisch, so stolz, so reich, wie dieser.“

„Ja, ja!“ fuhr der Kaiser jäh wieder auf. „Dieser Sorin gibt seinen Soldaten oftmals Branntwein und Thee zum Besten, um sich bei ihnen beliebt zu machen. Warum dies, Kutaissow? Das sind Verschwörerkünste!“

„Vielleicht,“ ging der Angerufene, ohne auf diesen Ausfall des ewig Argwöhnischen zu antworten, bestimmter auf sein Ziel los, „wenn Eure Majestät die Gnade hätten, sich für Iwan Schahir bei Fräulein Alexa zu verwenden —“

Er hielt inne und ließ einen lauernden Blick über das Gesicht des Kaisers gleiten.

„Eine Gnade!“ erwiederte dieser sinnend. „Ich bin

Schahir wohl eine schuldig. Wahrhaftig, hier wäre eine Gelegenheit. Alexa ist reich. Meine Mutter hat sie in ihrem Testament kaiserlich bedacht. Wer sie heirathet, erhält große Güter durch sie."

Ein häßliches, schadenfrohes Lächeln umspielte seine Lippen.

„Das wäre ein Streich auf die Verschwörung da drüben," fuhr er fort. „Sie fühlten doch den Herrn, sie müßten doch gehorchen und knirschen darüber, daß mein Wille und nicht der ihrige entscheidet. Wenn ich Iwan Schahir zum Gemahl Alexa's machte, wie er es wünscht ... Ja, ich werde sein Werber bei ihr sein."

„O Sire!" rief Kutaissow voller Rührung und Freude aus und küßte den Zipfel des Uniformfrackes seines Herrn in Demuth. „Welche Güte Ihres Herzens! Wie zaubern Sie Glück um sich! Iwan Schahir, mein Neffe, wird zu Ihren Füßen seinen Dank stammeln. Sein Leben ist Eurer Majestät geweiht. Ein Treuer mehr, der Ihr kostbares und ruhmwürdiges Leben gegen schleichende Feinde bewacht. O Sire, er wird sich Ihrer Gnade würdig erweisen!"

Und wirklich, diese Huldigung und diese Versicherung thaten dem Gewaltigen so wohl, als habe er eine schöne That vollbracht, die nur Glück und Segen verbreite.

In diesem Augenblick meldete der dienstthuende Flügeladjutant, der Gardemajor Graf Sergei Sorin bitte um eine Audienz.

Der Zar erschrak fast darüber. Verwirrt schaute er auf Kutaissow und zauderte mit der Antwort. Diese

Audienz kam ihm zu überraschend, er mochte etwas wie Scham empfinden, daß Kutaissow ihn bezüglich seines Anliegens überrumpelt habe.

Dieser wußte jedoch die für sein Interesse richtige Stimmung des schwachmüthigen Despoten herzustellen, indem er zu demselben sagte: „Es war ja voraus zu sehen, Sire, und ich vermeinte, Sie darauf vorbereitet zu haben. Graf Sorin hat gestern Abend mit Seiner kaiserlichen Hoheit dem Großfürsten Alexander sein Vorhaben besprochen, Audienz zur Werbung um Fräulein Alexa zu erbitten. Eure Majestät werden gewiß geruhen, ihm Ihre allerhöchste Entscheidung zu eröffnen."

Darauf winkte der Zar seinem Adjutanten, und Kutaissow zog sich in die entlegeneren Gemächer zurück. —

Mitten in seinem Zimmer stehend, empfing der Zar in der steifen, gebieterischen Haltung eines höchsten Vorgesetzten den Angemeldeten, der sich vorschriftsmäßig gleich beim Eintritt auf die Kniee niederließ und das Antlitz zu Boden gesenkt hielt.

„Was haben Sie Ihrem Herrn und Kaiser zu sagen?" redete ihn der Zar in kurzem, schneidigem Tone an. „Ich gestatte Ihnen, sich zu erheben und zu sprechen, Graf Sergei Sorin."

Der junge Mann war oft genug im Palast mit dem Zaren in persönliche Berührung gekommen, um die bizarren Manieren desselben nicht mehr überraschend zu finden. Seit den viereinhalb Jahren, daß Paul I. auf dem Throne Rußlands war, hatte er sich mehr und mehr zu einem asiatischen Despoten umgewandelt.

Sergei erhob sich auf die Erlaubniß des Gebieters, verbeugte sich stehend noch einmal ehrfurchtsvoll vor demselben, der unbeweglich wie eine Bildsäule auf seinem Platze mitten im Zimmer blieb, und richtete dann seine hohe, schlanke Gestalt mit angeborenem Stolze empor. In seiner Uniform der Chevauxlegersgarde bot er ein ebenso schönes als ausdrucksvolles Bild dar. Ueppiges, glänzend schwarzes, sich lockendes Haar bedeckte seine hohe Stirn; seine feurigen, dunklen Augen, die edel gebogene Nase, die frischen Wangen, der auf dem Munde mit weißblitzenden Zahnreihen sich abhebende feine schwarze Schnurrbart verliehen seinem Gesicht eine Anziehungskraft ungewöhnlicher Art. Unter den vielen schönen Offizieren der Petersburger Garde galt er mit Recht für einen der schönsten.

„Erhabener Herr!" redete er den Monarchen an, „die hohe Gnade, deren mich Eure Majestät so oft schon zu würdigen geruht, verleiht mir den Muth, sie in diesem Augenblick unterthänigst anzurufen, um das Glück meines Daseins zu krönen. Und ich darf es wagen, Sire, mit meiner Bitte diejenige einer heißgeliebten, von ganzer Seele mich wieder liebenden Dame zu vereinigen, die kaiserlicher Güte und Huld Alles verdankt. Alexa ist es, die mir längst ihr Herz geschenkt hat und um deren Hand ich Eure Majestät ehrerbietigst nun zu bitten wage."

Er schwieg und hielt seine Augen auf den Zaren gerichtet, der sich nicht rückte und rührte und einige Minuten lang durch Zurückhalten jeder Aeußerung auf diese Anrede den jungen Mann in Verlegenheit brachte.

„Ich weiß Alles," stieß er dann hervor, „Alles!"

Sergei nahm diese Aeußerung, so angriffsvoll sie klang, völlig unbefangen auf.

„O, Eurer Majestät durchdringender Scharfblick reicht auch bis in die Tiefen der Herzen!"

„In das Geheimniß derselben!" rief der Zar und rollte seine hellen Augen so drohend, daß Sergei nun doch betroffen wurde.

Dennoch fügte er mit Zuversicht hinzu: „Und dieses, Sire, so durfte ich und Alexa hoffen, wird Dero Mißfallen nicht erregt haben."

„Sie sind Ihrer Sache sehr sicher, Graf Sorin! Ich aber habe es anders beschlossen!"

Der unglückliche Sergei hatte Mühe, unter dem unvermutheten grausamen Schlag nicht zusammen zu brechen. Er starrte auf den Kaiser, als erwarte er eine Zurücknahme oder eine beruhigende Deutung seiner kalten Worte. Statt dessen vernichtete derselbe ihn vollends, indem er unbarmherzig sagte:

„Sie kommen zu spät, Graf Sorin."

Sergei schnürte es Brust und Hals zusammen; der Schweiß perlte auf seiner Stirn und er war bleich wie eine Leiche. Aber er raffte sich wieder auf, und ahnend, daß er auf Tod und Leben für seine Liebe kämpfen müsse, fand er die Entschlossenheit dazu.

„Zu spät?" bebte es von seinen blutleeren Lippen. „Ich, Sire, ich? Der seit Monaten das süße Geständniß der Liebe Alexa's besitzt? Ich, dem sie allein ihr Herz geschenkt, auf das kein Anderer, so wie ich, Anspruch erheben könnte!"

„Und dennoch ist einer Ihrer Nebenbuhler glücklicher gewesen als Sie und hat sich bereits meines kaiserlichen Wortes versichert."

„Was? Wie? Eure Majestät hätten Ihr Wort einem Anderen schon gegeben, einem Anderen, der Alexa's Hand begehrte?"

„Ja," tönte ihm die Bestätigung entgegen, „Iwan Schahir!"

„Iwan ... Schahir!" Sergei faßte sich an die Stirne, als müsse er sich vergewissern, daß er nicht träume, daß dies Alles nicht ein häßlicher Spuk sei. „Der Kurier Eurer Majestät?"

Er sagte dies mit einem Tone von Mißächtlichkeit und Ironie, den er nicht zu verhindern vermochte, und womit er denn auch den Zaren so reizte, wie dieser es förmlich erwünscht zu haben schien.

Paul kreuzte plötzlich die Arme über seiner Brust, und kirschroth im Gesicht entgegnete er erbittert: „Mein Kurier, mein treuer Kurier! Er ist Hauptmann, ich werde ihn zum Major ernennen, und er soll auch Graf sein, wie Sie. In dieser Beziehung wird Alexa keinen Schaden erleiden. Das mag Sie trösten, Herr Major!"

Sergei wagte das Aeußerste. Er fiel vor dem Zaren auf die Kniee, und sein Gesicht schmerzerfüllt zu ihm aufhebend, rief er mit rührender Stimme: „Nein, nein, Sire! Stürzen Sie zwei Menschen, die sich unbedroht in ihrem Herzensglück glaubten, nicht in einen Abgrund! Sie sind die Majestät, von welcher Gnade und Huld ausfließt für die, welche sie erflehen. Sie sind der Vater Ihrer Kinder;

doch Sie strafen sie nicht ungerecht. Was können Eure Majestät mir für eine schrecklichere Strafe auferlegen, als auf die Geliebte zu verzichten, die ich mehr liebe als mein Leben? Was über ein unschuldsvolles, mit aller Verderbniß der Menschen unbekanntes Mädchen, das zu Ihnen fromm wie zu einem Vater aufschaut, Grausameres verhängen, als an einen Mann gekettet zu werden, den sie nicht liebt, nein, den sie verabscheut wegen seiner Rohheit? Mag Eure Majestät seine Treue, seine wilde Tapferkeit gebührend belohnen mit allen Ehren, aber opfern Sie ihm nicht ein Wesen, das Ihnen zur Obhut anvertraut ist; nicht zwei Menschenherzen, die für Eure Majestät auch in Ergebenheit schlagen."

„Verwegener!" fuhr der Monarch auf, nachdem er mit Ungeduld, als wolle er den Eindruck auf sein Gewissen abwehren, diese Worte angehört. „Du heuchelst mir Ergebenheit? Bist Du nicht einer von der Verschwörung meiner Söhne gegen mich? Bist Du nicht in des Großfürsten Alexander Vertrauen?"

„Sire!" rief Sergei, entsetzt aufspringend. „Welche Gedanken! Wer kann so fürchterlichen Argwohn in Ihre Seele gesenkt haben?"

Paul stürzte in einem Anfall seines Jähzorns auf den jungen Edelmann zu, als wenn er sich thätlich an ihm vergreifen wolle. Das böse Gewissen diesem gegenüber, in Verbindung mit dem unglückseligen Wahn, dem er verfallen war, ließ ihn wüthen.

„Sie täuschen mich nicht," schrie er, „ich weiß Alles, Alles! Man will mir an's Leben, und zu den Ver-

schwörern gehört auch mein Sohn Alexander, auch mein Sohn Konstantin, alle Personen ihrer Umgebung gehören dazu. Auch Sie, auch Sie. Gestehen Sie!"

Er packte wirklich den Major bei der Brust und bohrte seinen glühenden Blick in die Augen desselben.

Bleich vor Schrecken rang derselbe nach der Fassung, die seine militärische Stellung und die Unterthänigkeit ihm abforderten, und stammelte nur: „Nehmen Sie mein Haupt, Sire, wenn Sie mich dessen für fähig halten."

„Ihr Haupt!" knirschte der Zar ingrimmig. „Warten Sie! In Kurzem werde ich mich genöthigt sehen, auch andere Köpfe noch fallen zu lassen, die mir einst theuer waren. Wissen Sie nicht, daß man meinen Vater ermordet hat? Daß die es thun ließen, die ihm die Nächsten waren im Leben? Solch' ein Schicksal wollt Ihr mir bereiten, ich weiß es wohl! — Ha, was ist das? Was haben Sie für ein Papier auf der Brust? Heraus, heraus damit!"

Er hatte unter dem geschlossenen Frack Sergei's ein Papier knittern hören. Nun ließ er das Opfer seines blinden Jähzorns los und lauerte wie ein Tiger.

Augenblicks öffnete Sergei seine Uniform und langte aus der Brusttasche das Papier hervor, dessen Rascheln dem Kaiser so verrätherisch erschienen.

„Majestät," zwang er sich zu sagen, „es ist mein täglicher Rapport an Seine kaiserliche Hoheit den Großfürsten Konstantin, den erlauchten Chef meines Regiments."

Nur einen flüchtigen Blick warf nach diesen Worten der Zar auf das ihm hingereichte, entfaltete Papier; dann

wandte er beschämt sein Gesicht ab, schritt zum Fenster, blickte hinaus und schwieg wieder Minuten lang, während Sergei die volle Herrschaft über sich zurück gewann und in regungsloser Haltung nach dienstlicher Vorschrift erwartete, welches Ende diese ihn empörende Scene finden werde.

Endlich sprach der Kaiser, ohne das Haupt gegen ihn zu wenden, in befehlerischer Kürze: „Keine Rapporte mehr bringen! Ohne meinen Befehl betreten Sie das Palais nicht mehr.“

Er winkte mit der Hand zum Zeichen, daß der in Ungnade Gefallene entlassen sei. Und während Sergei sprachlos hinaus wankte, starrte Paul I. wieder auf den Platz hinunter vor seinem Palais, wo die Menschen mit entblößtem Haupt und mit demüthig gebeugtem Rücken vorüber eilten. Die Entscheidung seines despotischen Willens war gefallen, Alles mußte sich derselben beugen.

2.

Kaiser Paul besaß von Natur eine ausgezeichnete Begabung. und seine Mutter Katharina II. hatte ihm eine sorgfältige Erziehung geben lassen. Als Jüngling gewann er sich durch seine Liebenswürdigkeit, seinen Geist und Witz, die Großmuth und den Adel seiner Empfindungen allgemeine Sympathien. Mit neunzehn Jahren hatte er aus Liebe die Prinzessin Wilhelmine von Hessen geheirathet, aber nur zu kurz war das Eheglück. Schon zweieinhalb Jahre nach der Hochzeit starb die schöne Großfürstin im Kindbett, und seitdem wurde der künftige Zar ein anderer

Mensch. An das unheimliche Gerücht, welches den frühen Tod seiner Gemahlin einer Vergiftung zuschrieb, glaubte er, und das tragische Ende seines Vaters, Peter's III., den dessen ehrgeizige Gemahlin Katharina hatte gefangen setzen lassen und den ihre Getreuen dann schmählich erwürgten, verdüsterte sein Gemüth um so mehr, je älter er wurde. Er fürchtete seine Mutter, die er als die Urheberin dieses Frevels ansah, und sie haßte ihn als den Sohn des Gemordeten, dessen Anblick ihr Gewissen an die unselige That mahnte. Als er sich zum zweiten Male mit einer württembergischen Prinzessin vermählt hatte, fand er Jahre lang wohl in der Liebe zu ihr und zu der Schaar von Kindern, die sie ihm schenkte, einigen Trost; aber immer mehr verbitterte ihn die unwürdige Behandlung, die er von seiner Mutter erfuhr. Denn sie verwies ihn nach dem einsamen, kalten Gatschina, entzog ihm seine ältesten Söhne, um sie nach ihrem Sinn zu erziehen und ihm abwendig zu machen, und umgab ihn auf Schritt und Tritt mit Spionen. So reifte er zum Manne mit dem Gedanken, sich einst als Selbstherrscher aller Reußen für Alles zu rächen, was er unter dem Regiment seiner Mutter und ihrer Günstlinge, Potemkin's zumal, erduldet und gelitten.

Endlich starb Katharina. Nach ihrem letzten Willen sollte ihr eigener Sohn Paul nicht auf den Thron gelangen, sondern dessen ältester neunzehnjähriger Sohn Alexander. Kurz vor ihrem Tode hatte sie ein kaiserliches Manifest mit dieser ihrer souveränen Willensbestimmung dem Vicekanzler Besborodko versiegelt übergeben. Aber

sofort nach ihrem Ableben zog dieser Vertrauensmann es vor, das verhängnißvolle Aktenstück an Paul auszuliefern, der es kraft seines legitimen Erbfolgerechts unterdrückte. Er wurde nun Rußlands neuer Herrscher, immerhin durch einen Gewaltstreich, den er wie unter dem Fluch der moralischen Verwilderung seines Geschlechts, gegen seinen Sohn führte. Dieses Schuldgefühl setzte sich in feindseliges Mißtrauen gegen denselben um, weil zufällig bei der Eröffnung jener Urkunde Katharina's der zweite Sohn Paul's, Konstantin, zugegen war und somit der Mitwisser des Geheimnisses wurde. Zwar schloß ihm der Vater durch einen ihm abgedrungenen Schwur den Mund, aber fortan traute er ihm doch nicht und fürchtete, daß von dieser Seite auch Alexander in das Geheimniß eingeweiht werden würde.

Seitdem war er nicht mehr der zärtliche Gatte, nicht mehr der liebevolle Vater. Sein Mißtrauen verstärkte sich mehr und mehr, wie gegen alle Welt, so auch gegen seine Familie, und zeitweise erschien er fast geistig gestört. Er träumte von nichts als von Verschwörungen gegen seine Person und sein Leben. Bloßer Verdacht, seine üble Sultanslaune reichten hin, um Verbannung und Kerker über Unschuldige zu verhängen. Der edle Sinn, der noch im Anfang seiner Regierung in seinen Handlungen überwog, war unter dem Argwohn und Gelüst, Schrecken zu verbreiten, erstickt worden. Seine Politik charakterisirte nicht minder seine Launenhaftigkeit und sultanische Willkür ohne Gleichen. In den viereinhalb Jahren, die er nun regierte, hatte er mit fast allen europäischen Mächten Bündnisse

abgeschlossen und sich wieder in Kriegszustand mit ihnen befunden. Aus der großen Anzahl der Personen, denen er nach und nach seine Gunst zugewandt, waren nur ein paar noch im Besitz derselben und deshalb, weil sie, wie der Emporkömmling Kutaissow, den Ausbrüchen seiner bizarren Launen sklavisch sich unterwarfen, indem sie ihre Interessen dabei verfolgten, den unglücklichen Monarchen noch mehr gegen die eigenen Familienglieder aufhetzten und mit eifriger Sorge für seine Vergnügungen die Ruhe seines Geistes und Gemüthes noch mehr störten.

In der letzten Zeit hatte Paul auch mit seiner Gemahlin vollständig gebrochen und ihr früher so wohlthätiger Einfluß vermochte sich nicht mehr geltend zu machen. Die Thüre, welche in dem neuen Michaelspalais aus seinem Schlafzimmer in ihre Gemächer führte, hatte er vermauern lassen, und er speiste selbst nicht mehr mit seiner Familie, wie sonst. In der Furcht, er könne vergiftet werden, hatte er sich vielmehr unter den größten Vorsichtsmaßregeln eine englische Köchin verschaffen lassen, die ihm sein Mahl in einem seiner Zimmer bereiten mußte, welches als Küche eingerichtet worden war. Mit seinen Söhnen Alexander und Konstantin verkehrte er nur als oberster und unerbittlich strenger Kriegsherr. Sie kamen deshalb aus der Todesfurcht vor ihm gar nicht mehr heraus und wechselten die Farbe, sobald sie nur das Wort Kriegsgericht vernahmen. Sie mußten ihren militärischen Dienst täglich thun, doch das kleinste Versehen, die geringste Abweichung von seinen pedantischen Instruktionen, ein Fehler beim Manöver versetzten den Kaiser in Wuthanfälle und

zog ihnen Schmähworte, Mißhandlungen oder Stubenarrest zu.

Aus diesem wahnwitzigen Haß, den Paul gegen seine Familie gefaßt, war auch das Urtheil entsprungen, welches er über Alexa's Lebensglück gefällt. Er hatte das schöne, liebenswürdige Kind in der Zeit, da er noch Großfürst war, gern gehabt und es gebilligt, daß es in seiner Familie wie ein Mitglied derselben behandelt wurde. Ihre Anmuth und Unschuld, ihr tragisches Geschick in der Kindheit erregten seine Theilnahme. Sie wuchs zur Jungfrau auf, nahm eine Stellung als vertraute Hofdame erst bei seinen ältesten Töchtern ein, bis dieselben sich vor Kurzem verheirathet hatten, dann auch bei den herangewachsenen jüngeren, die noch bei ihrer Mutter waren, und Paul behielt nach wie vor sein Wohlwollen für sie. Selbst als er nach dem Antritt der Regierung in eine so unheilvolle Wandlung seines Charakters gerieth, hatte die tatarische Emirstochter nicht darunter zu leiden. Ohne die tückische Einflüsterung seines Vertrauten Kutaissow wäre es ihm wohl gar nicht eingefallen, gegen ihre Verheirathung mit Graf Sergei Sorin, der bisher ebenfalls seinen Unmuth noch gar nicht erregt, Widerspruch zu erheben.

Aber Kutaissow hatte den Haß des Zaren gegen seine Familie geschickt zu benutzen gewußt. Es bereitete dem Kaiser eine Genugthuung, den Seinigen einen Schlag zu versetzen, und sei es auch nur, daß er vereitelte, was sie begünstigten. Gegen dieses hirnbethörende Rachegelüst kam kein Mitleid mit Alexa auf, welche doch vor Allen zum Opfer fallen sollte. Im Gegentheil, jetzt, in seiner hoch-

gradigen Gereiztheit, machte dieser Umstand zu ihrem Unglück die Erinnerung in dem Zaren lebendig, daß sie durch Potemkin an den Hof von Petersburg gebracht worden war und in der Gunst desselben bisher sorglos gelebt hatte. Es entschuldigte ihn dies vor seinem Gewissen, nunmehr auch sie büßen zu lassen, daß sie seiner Familie lieb und theuer war, und es freute ihn, daß er zugleich zu Gunsten Iwan Schahir's diesen Streich führen konnte. Denn um so mehr mußte die Demüthigung der Seinigen unter den Willen des Herrn und Gebieters empfunden werden, als sie seinen georgischen Liebling aus ihrem Kreise ausgeschlossen hatten. Die wilde, zu Allem entschlossene Kühnheit Schahir's, welche ihn für Paul I. so werthvoll machte, hatte bei der kaiserlichen Familie Widerwillen erregt. Nun sollte dieser Kreis in Entsetzen gerathen, daß der Verabscheute daraus die schöne Alexa als des Kaisers Leibeigene hole und zum Altare führe.

So kündete es, bald nachdem Sergei Sorin den Palast verlassen, ein Ukas des Zaren der armen Alexa an.

Der furchtbare Befehl, der das junge Mädchen wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, versetzte sie zuerst in eine vollständige Lähmung. Sie konnte das Entsetzliche nicht fassen, an so Ungeheures nicht glauben. Allein in ihrem Zimmer, wo der Kammerhusar des Kaisers ihr die schriftliche Botschaft versiegelt gebracht, saß sie mit dem schrecklichen Papier in der Hand wie ein Marmorbild da. Starr blickten ihre großen dunklen Augen auf die Schrift. Der Kaiser hatte eigenhändig den gräßlichen Ukas niedergeschrieben. Sie las und las, als müßten diese Buchstaben sich

ändern und andere Worte bilden, welche eine andere Bedeutung hätten. Sie erhob sich endlich, überzeugte sich, daß sie wache, und las von Neuem, daß es des Zaren Wille sei, sie mit Iwan Schahir binnen vierundzwanzig Stunden in der Palastkirche von St. Michael vermählt zu sehen.

„Nein, nein," rang es sich aus ihrer Brust, „das ist unmöglich! Das kann der Zar nicht wollen!"

Dann raffte sie sich auf und eilte mit dem Brief zu den Gemächern der Kaiserin, ihr das Ungeheure mitzutheilen, von ihr eine Erklärung desselben zu erbitten.

Maria Feodorowna vernahm mit Bestürzung, was sich zugetragen, las den Ukas ihres Gemahls und zog das arme verstörte Mädchen mitleidsvoll an sich. Sie konnte ihm keinen Trost geben, denn sie errieth im Augenblick, durch welchen Einfluß der Kaiser zu solcher grausamen Bestimmung veranlaßt sein mußte, und daß dieselbe eine ihm willkommene Feindseligkeit gegen seine Familie ausdrückte. Sie machte kein Hehl daraus Alexa gegenüber, die jammernd zu den Füßen der erschütterten Kaiserin lag, sie anflehend, daß sie ihren Gemahl anderen Sinnes mache.

Die unglückliche Frau schüttelte kummervoll ihr Haupt.

„Ich kann es nicht, Alexa, ich kann es nicht wagen. Wie jetzt unseliger Weise der Kaiser auch gegen mich gesinnt ist, würde all' mein Bitten ihn nicht rühren, alle meine Vorstellungen ihn nur noch mehr erbittern und zu neuen Feindseligkeiten gegen uns Alle reizen, auch gegen Sorin. Bedenke dies, Du Beklagenswerthe!"

„Sergei!" rief Alexa nach diesen Worten und sprang auf. „O Majestät, wenn er beim Kaiser gewesen wäre und vielleicht —"

Sie bebte vor den Befürchtungen zurück, die plötzlich seinetwegen über sie kamen.

„Warum," jammerte sie dann auf, „ist er nicht hier? Man wird ihn daran verhindert haben; er ist vielleicht in Haft genommen, vom Kaiser im Zorn in den Kerker gestoßen worden! O, gibt es denn kein Mittel der Rettung?"

Die erste Frau im großen russischen Kaiserreich wußte keines, das ihr hätte Erfolg versprechen können.

„Arme Alexa!" sagte sie, selbst die Augen voll Thränen. „Ich kann Dir nicht helfen, ich bin machtlos. Nimm Dein schmerzliches Geschick ergebungsvoll auf Dich, wie auch wir, des Kaisers Nächste, unser Haupt unter seinem Willen beugen müssen. Ach, jeder Tag kann auch uns ja Schreckliches bringen! Was Dir so plötzlich bereitet worden, ist vielleicht der Anfang einer Katastrophe, der ich wie einem unabwendbaren Verhängniß entgegensehe."

Alexa begab sich, als verzage sie noch immer nicht, einen Retter zu finden, zum Großfürsten Alexander. Der junge bildschöne Mann war außer sich über die unbegreifliche Bestimmung seines Vaters. Allein er konnte auf die Bitten des verzweifelten Hoffräuleins nichts weiter versprechen, als sich vorsichtig sogleich nach dem Schicksal Sergei's zu erkundigen; beim Kaiser jedoch ein Wort über diese ganze Angelegenheit zu wagen, dazu, er gestand es offen, fehlte ihm der Muth.

Noch war der Großfürst Konstantin da, der beim Vater

immer mehr gegolten hatte, als sein Bruder Alexander, und der bei aller knechtischen Furcht vor dem Zaren verschlagener war und findig in List und Wegen, um oft den Folgen der Ungnade desselben zu entschlüpfen. In ihrer Verzweiflung wandte sich Alexa auch an diesen jungen Prinzen, der von Kindheit auf in seiner derben Weise stets vertraulich mit ihr, gleichwie mit seinen Schwestern, verkehrt hatte. Was sie ihm jammernd über das Vorgefallene berichtete, ging ihm in sein heißes Blut und es wallte auf vor Zorn gegen den elenden Kutaissow, den er sogleich als den Urheber dieses tückischen Streiches bezeichnete und mit den ingrimmigsten Schimpfworten dafür bedachte. Aber zu einer Bitte an den Kaiser hätte man ihn so wenig wie Alexander bewegen können.

„Ich will Dir den besten Rath geben in dieser Halunkengeschichte, die der ranzige Stiefelputzer für seinen Neffen Schahir in Scene gesetzt hat," sagte er gutmüthigcynisch zu ihr. „Gehorche dem Kaiser und thu' nachher, was Du willst. Du mußt das Scheusal Schahir heirathen, aber Du brauchst ja nicht sein Weib zu sein und kannst es ihm vergällen, daß er Dich dem schönen Sorin vor der Nase weg entführt. Heh, heh! Da müßtest Du kein Weib sein!"

In diesem Augenblick hörte man Geräusch im Vorzimmer der Wohnung Konstantin's.

„Um Gottes willen!" rief er erbleichend. „Fort, fort, Alexa; es könnte mein Vater sein! Wenn der Dich jetzt hier bei mir träfe!"

Dabei riß er die Thüre nach dem Nebengemach auf

und drängte das erschrockene Mädchen da hinein. Dann prüfte er blitzschnell seine Uniform, ob keine Nachlässigkeit daran zu entdecken sei.

In der That öffnete sein Diener vom Vorzimmer her die Thüre, meldete jedoch den Adjutanten des Bataillons, dessen Kommandirender Graf Sorin war. Er hatte draußen warten müssen, bis seine Ankunft an den Kaiser berichtet worden; so hatten die Lakaien den neuesten Befehl erhalten. Der Adjutant brachte den Rapport an Stelle und im Auftrag seines Majors; doch ehe er ihn übergab, flüsterte er dem Großfürsten zu: „Kaiserliche Hoheit! Dies Billet von Graf Sorin! Er beschwört Sie, es schnell an seine Adresse gelangen zu lassen."

Konstantin nahm in Angst mit fieberhafter Hast das Briefchen und barg es in seine Tasche. Dann wurde er, weil er abermals Geräusch und Schritte draußen hörte, bleich und schlotterte an allen Gliedern. Nicht ohne Grund. Denn wieder ward die Vorzimmerthüre geöffnet und zwischen zwei niedergebeugten, das Gesicht zu Boden haltenden Kammerhusaren schritt der Kaiser herein, in feierlichem Paradeschritt und in Gala-Uniform, den Kommandostab in erhobener Hand tragend. Der Adjutant stürzte auf die Kniee; der Großfürst blieb wie gebannt stehen.

Der Kaiser ließ streng seine Augen über seinen Sohn und über den Adjutanten schweifen. Dann befahl er dem Letzteren, sich zu erheben und den Rapport vorzulesen, hörte demselben mit Aufmerksamkeit zu und schickte nach Beendigung des Berichts den Offizier kurzweg fort.

„Wo ist Alexander?" fragte er gebieterisch seinen Sohn.

„In seinem Arbeitszimmer, mein Vater," antwortete Konstantin, der nicht begriff, was diese Scene bedeuten sollte und vor Furcht zitterte, wie sie verlaufen würde.

„Warum zitterst Du!"

„Sire," stammelte auf diese drohende Frage seines Vaters der Großfürst, „vor Ehrfurcht."

„Oder weil Du ein schlechtes Gewissen hast."

„Sire, ich habe keines! Bei Gott!"

„Du und Alexander, Ihr seid auf der Seite meiner Feinde, Ihr Verräther!" fuhr der Zar zornig den Bebenden an.

„Nein, nein, mein Vater!"

„Ich weiß es, schweig'! Aber es soll Gericht über Euch gehalten werden."

Nach diesen grimmig gesprochenen Worten, die seinen Sohn förmlich niederschmetterten, drehte sich der Kaiser um, als sei er eine Bildsäule, die man auf ihrem Sockel drehe, und ging mit demselben feierlichen Schritt, mit dem er erschienen war, wieder hinaus.

Kaum auf dem breiten Korridor angelangt, der von dem Flügel des Palastes, wo die Großfürsten ihre Wohnungen hatten, nach den kaiserlichen Gemächern führte und auf dem alle zwanzig Schritte Wachen standen, warf sich ihm eine lichte Gestalt mit aufgelösten Haaren entgegen.

Es war Alexa, die durch die Zimmer der jungen Gemahlin Konstantin's einen Ausgang nach dem Korridor gewonnen hatte, um da den Kaiser zu erwarten. Die zwei Kammerhusaren, welche in martialischer Haltung dem Zaren in seinem theatralischen Feldmarschallsaufputz voran mar-

schirten, hielten vor dieser Unterbrechung an und schauten auf ihren Herrn, bereit, jeden Wink desselben zu befolgen.

„Gnade, Gnade, Majestät!“

Er hielt seine Schritte an, betrachtete sie mit einem kalten Blick eine Weile und sagte dann: „Ja, Gnade Dir, Alexa! Ich werde morgen Deiner Trauung beiwohnen.“

Sie rang ihre Hände und die Verzweiflung verzerrte ihre Züge.

„Nicht mit Schahir, Sire! Lieber will ich sterben!“

„Es ist mein Wille!“ herrschte er sie an. „Gehorche, oder Du sollst meinen Zorn kennen lernen!“

Sie blieb wortlos auf ihren Knieen liegen.

Der Kaiser, als weide er sich an ihrer Ohnmacht, wiewohl sein steinernes Gesicht regungslos blieb, hielt seine Augen eine Zeit lang wieder starr auf sie gerichtet.

„Es soll Alles anders werden,“ murmelte er halblaut mit fürchterlicher Betonung und schritt weiter, parademäßig an ihr und den ihre Gewehre präsentirenden Wachen vorbei.

3.

Eine Grabesruhe herrschte im Michaelspalast, unheimlicher als sonst. Jeder seiner vielen Bewohner scheute sich, sein Zimmer zu verlassen. Nur von und nach den Gemächern des Kaisers gingen wie sonst hohe militärische Personen und solche seines Dienstes; aber es war wie ein Geisteshuschen, so still und flüchtig. An die Wachen wurden geheimnißvolle Befehle ertheilt. Begegneten sich irgendwo auf den langen Gängen und in den Treppenhallen ein paar Personen, so wisperten sie sich etwas zu, sich um-

schauend, ob Niemand sie hören könne. Noch mehr als das aufregende Ereigniß, dessen Opfer das Hoffräulein Alexa werden sollte und wovon blitzschnell die Kunde sich in alle Theile des weiten Palastes verbreitet hatte, beschäftigte die Gemüther seiner Bewohner die seltsame Art, in welcher der Kaiser sich vor allen Wachen geberdet, die drohenden Worte, die man von ihm vernommen, und die auffälligen Maßregeln, die man im Schlosse wahrnahm oder von denen man erfuhr. In der kaiserlichen Familie vor Allem sah man unter furchtbarer Angst etwas Schrecklichem entgegen.

Bewußtlos hatte man Alexa vom Korridor nach ihrem Zimmer getragen, und der Großfürst Konstantin hatte ihr, trotzdem ihm durch die Drohung seines Vaters der Kopf mit eigener Sorge voll war, durch ihre Kammerfrau das Billet Sorin's zukommen lassen. Für Alexa, die sich bald wieder erholt hatte, bildete der Inhalt des Briefchens einen Trost in ihrer Seelennoth. Zunächst den, daß Sergei frei war, und daß er die Hoffnung auf Rettung noch nicht verloren hatte, denn er schrieb ihr: „Mir ist vom Kaiser verboten worden, den Palast zu betreten. Ist es Dir möglich, so komme heute Abend um fünf Uhr in die Verbindungsgallerie des Souterrains vom Winterpalast. Ich werde Dich dort erwarten, Geliebte. Habe Muth, wie ich ihn nach der entsetzlichen Audienz wieder gefunden. Wir müssen uns wie um unser Leben wehren."

Das richtete sie doch auf und verlieh ihr eine neue Spannkraft. Sich wehren, ja, das verlangte das Recht der Natur. Ihr südliches tatarisches Blut wallte auf und

erregte dies Mädchenherz, das noch keine Stürme gekannt, in einer ihr neuen Weise zur Entschlossenheit. War sie denn eine so elende Sklavin, daß sie dem despotischen Gebot des Zaren willenlos sich unterwerfen mußte? Zum ersten Male erhob sich der Stolz in ihr, die Tochter eines Fürsten ihres tatarischen Volkes zu sein. Wohl verdankte sie Alles, nachdem sie zur Kriegsbeute geworden, dem russischen Kaiserhofe. Aber gab dies dem Zaren das Recht über sie, nach einer Laune ihr Lebensgeschick zu gestalten? Wohl war sie, wie Jeder in seinem Reiche, seinem Willen und Spruch verfallen; doch sollte ihr Leben verloren sein, so wollte sie es nicht feige und ohne Kampf der Gewalt ausliefern.

Sie hatte keine Thränen mehr; Feuer sprühte dafür aus ihren Augen. Die madonnenhafte Lieblichkeit ihres Antlitzes verwandelte sich in düstere Energie, durch welche ein wilder Zug ging. Die Rosen ihrer Wangen waren verschwunden, wie das warme Blut aus ihren Lippen und der leuchtende Hauch von ihrer Stirne. Das ganze Gesicht war fahl und starr. Sie war nicht wieder zu erkennen, und das Weib, wie es unter der Erziehung und Verfeinerung am nordischen Hofe seine exotischen Reize berückend entfaltet hatte, gleichsam mit seinem Urbild einer Krimtatarin ausgewechselt, die über Rache und Verderben brütet. So saß sie auf einem Stuhl am Fenster und schaute regungslos in den kahlen, schneebedeckten Garten hinaus, der nach jener Seite des Schlosses sich ausbreitete.

Es klang Trommelschlag und Pfeifenspiel an ihre Ohren und sie sah eine Abtheilung Truppen durch den Garten

auf das Palais zu marschiren, die Zugbrücke über den Graben fallen, dessen Wasser eine Eisdecke seit Monaten bildete, und die Soldaten scharf in Reih und Glied, parademäßig, in den Schloßhof rücken. Es waren die großen Grenadiere der Preobraschenskoy-Garde, welche die Wache bezogen. Aber es fiel Alexa auf, daß diesmal ein ganzes Bataillon dazu aufgeboten war. Was ging nur vor? Geschah all' dies Ungewöhnliche, fragte sie sich mit Bitterkeit, um für ihre Hochzeit mit dem Kurier des Kaisers das Schloß in Kriegszustand zu versetzen? Der feierliche Aufmarsch des Zaren vorhin in das Zimmer seines Sohnes, die Verwirrung und Angst in der kaiserlichen Familie — was bedeutete denn dies nur?

Sie dachte bald wieder an ihre eigene Sache zurück und brütete weiter. „Wir müssen uns wie um unser Leben wehren," hatte ihr Sergei geschrieben. Ja, dazu war sie jetzt bereit. Aber was hatte er im Sinn? Was würde er ihr sagen deshalb, wenn sie mit ihm um fünf Uhr zusammentraf? Ob er vielleicht fliehen wollte mit ihr? Oder ob er sie, trotzend Allem, was kommen könnte, Allem, was der Zorn des Zaren beschließen würde über ihn, irgendwo zu verbergen gedachte, um den Ukas zu Schanden zu machen? Darum, darum mußte es sich doch handeln, und Alles, was er rathen würde, war sie entschlossen zu thun. Tausend Zare sollten es nicht ermöglichen, daß sie Schahir's Frau würde und für Sergei dadurch auf immer verloren ging. Das war ja so gut wie Tod, und nicht mit den bebenden Lippen nur hatte sie es dem Kaiser vorher in Demuth angekündigt, daß sie den Tod dieser schmäh-

lichen Verheirathung mit dem verhaßten Georgier vorziehe. Das war ihr fester Entschluß, und was kann der noch fürchten, der bereit ist, sein Leben für sein Recht einzusetzen? O, Sergei sollte sie zu Allem entschlossen finden! Ihr Tod mochte dann über den Kaiser kommen, dem gegenüber ihre frühere kindliche Verehrung auf einmal sich in glühenden Haß verwandelt hatte.

Ihr heißer, glühender Blick fiel auf einen prächtig ausgezierten persischen Dolch, der auf dem Kaminsims lag und der ihr einmal geschenkt worden war. Jetzt ging sie zum Kamin, nahm den kleinen Dolch in ihre Hände, zog ihn aus der Scheide und prüfte den feinen, ciselirten, haarscharfen und langspitzigen Stahl. Sie barg ihn dann unter den weißen Kaschmir ihres Mieders, von dem unter einem goldschimmernden Gürtel derselbe Zeugstoff zu ihren Füßen auf rothe Saffranlederschuhe niederwallte.

Ihre Kammerfrau kam aus dem Nebenzimmer und meldete ihr den Besuch Jwan Schahir's auf allerhöchsten Befehl. Alexa erschrak darüber nicht, verwunderte sich nicht einmal. Einen Augenblick nur sann sie finster vor sich hin, dann warf sie stolz ihren Kopf zurück und befahl, den Gemeldeten eintreten zu lassen.

Der Offizier erschien. Eine gedrungene Gestalt mit einem fuchsrothen, struppigen Kopf, frechem Gesicht und kleinen, stechenden Augen. Sie empfing den Grüßenden schweigend und mit einem so kalten Ausdruck ihres gegen sonst so entstellten Gesichts, daß er betroffen darüber sie erst eine Weile anschaute, ehe er sprach: „Sie kennen den Wunsch des Kaisers?“

„Seinen Befehl, ja," erwiederte sie mit unsäglicher Verachtung.

„Die Trauung soll morgen Vormittag in der Michaelskapelle stattfinden. Ich habe es Ihnen anzukündigen auf Befehl des Kaisers."

Sie antwortete ihm nicht, aber ihre Blicke hielt sie unheimlich auf ihn gerichtet.

„Seine Majestät wird selbst Zeuge der feierlichen Handlung sein; der ganze Hof und die hohe Generalität wird dazu befohlen. Der Zar, den Gott erhalte! überschüttet mich mit seiner Gnade. Er hat mich zum Grafen Schahir erhoben und mir ein Bataillon der Garde verliehen. Dasselbe, welches heute die Wache außen um das Palais bis morgen Mittag stellt und an dessen Spitze ich morgen von hier abmarschiren werde."

„Ich beglückwünsche Sie zu alledem," sagte sie höhnisch.

Er trat näher zu ihr heran, die in herausfordernd stolzer Haltung am Kamin stand, und beabsichtigte ihre Hand zu ergreifen, indem er mit verzehrenden Augen sie betrachtete. Sie hielt ihm ihre Rechte mit Abscheu entgegen und flammender Zorn malte sich in ihrem Antlitz.

„Meine Liebe triumphirt!" rief er. „Jetzt bist Du mein, Du Spröde. Zürnst Du mir deshalb? Hassest Du mich?"

„Ich hasse und verachte Sie, mein Herr!" schleuderte sie ihm entgegen.

Er lächelte, halb wüthend, halb triumphirend.

„Ich weiß es ja, schöne Alexa! Aber um so mehr reizt das meine Leidenschaft für Dich. Es wäre mir lange nicht so um Deinen Besitz zu thun gewesen, hättest Du

mich nicht so gehaßt und nicht so verachtet. Das macht mich vor Liebe trunken, sinnlos trunken, daß ich Dich nun wie einen besiegten Feind vor mir sehe, und daß ich von morgen an alle Gewalt über Dich haben werde. Ich lechze nach dem Moment, da Du mir gehören wirst und das Feuer meiner Leidenschaft von Deinem Haß, Deinem ohnmächtigen Grimm, Deinen Thränen geschürt sein wird Tag um Tag. Ich will Deine Liebe nicht, ich brauche sie nicht, wenn Du nur mein bist."

Ihre Hand griff langsam in die Verhüllung ihres Busens und faßte den Griff des kleinen, dort steckenden Dolches. Ihr Zorn hatte die Hand dahin geführt, nun hielten ihre Gedanken sie dort fest. Ein Ruck, ein Stoß in den Hals des Elenden, der dicht vor ihr stand mit seinem häßlichen und von seiner Leidenschaft noch verzerrten Gesicht, und dessen heißer Athem ihre Wangen berührte, und sie war für immer seiner ledig, es konnte kein Wort von seinen Lippen, kein Blick aus seinen Augen sie mehr beleidigen. Aber warum sollte sie die Mörderin eines solchen Unholds werden, dessen triumphirende Zuversicht sie verachtete? Diesen Dolch hatte sie zu sich genommen als ein letztes Mittel ihrer Rettung, um ihr eigenes Leben in der Hand zu haben. Sie zog die Hand wieder hervor und fragte, sich beherrschend: „Was haben Sie mir noch auf Befehl des Zaren zu sagen?"

„Nichts," entgegnete Schahir. „Morgen werde ich Dein Zar sein."

„So gehen Sie heute noch in Ihrer Machtlosigkeit über mich von hinnen."

Dabei wies sie ihm hoheitsvoll die Thüre.

Er stutzte und war unschlüssig, forschte argwöhnisch in ihren Mienen, was sich dahinter wohl verbergen könne, und ließ dann wieder in Zuversicht sein gemeines Lächeln um seinen Mund spielen.

„Hasse mich," murmelte er zwischen den Zähnen, so daß sie es hören konnte, „damit ich Dich liebe. Auf morgen!"

Und bei diesem letzten Wort wandte er sich dem Ausgange zu.

Sie athmete wieder frei auf und fühlte sich ruhiger, wie wenn man ein widerwärtiges, aufgedrungenes Geschäft hinter sich hat. Dieser neugebackene Graf Schahir, den ihr die Willkür des Zaren zum Gemahl bestimmt hatte, war gleichsam für sie abgethan, nicht mehr für sie da. Ihre Gedanken kehrten zu Sergei zurück. Es war drei Uhr. Sie konnte schon Toilette zum Ausgang machen und noch beim Schimmer des Tageslichtes das Palais verlassen, um auf einem längeren Spaziergang, der ihr wohl thun würde, vor der angegebenen Zeit den Winterpalast zu erreichen.

Eine Stunde später betrat sie, in ihren Pelz gehüllt und einen Schleier vor dem Gesicht, den Korridor vor ihren Zimmern, um sich nach der Wendeltreppe zu begeben, die in den Garten führte. Aber als sie sich dem ersten der Doppelposten näherte, die seit Mittag statt der einfachen Posten längs des Korridors vertheilt waren, kreuzten die zwei Grenadiere ihre Gewehre vor ihr und versperrten ihr damit den Weg.

„Was fällt Euch ein?“ fragte sie erschrocken.

„Befehl!“ erwiederte einer der Gardisten.

Es half ihr kein Drohen noch Bitten. Die Grenadiere rückten und rührten sich nicht von der Stelle. Sie mußte umkehren, und da sie keinen anderen Ausgang nehmen konnte, sich als Gefangene betrachten.

4.

Es war kurz vor fünf Uhr, als Sergei in den weitläufigen Gallerien unter dem Winterpalast erschien. Der Kopf brannte ihm, das Herz schlug ihm vor Aufregung. Die feine Eisluft, die durch die Straßen wehte, schien ihm schwer und erstickend zu sein. Es gingen Gerüchte in der Kaserne der Chevauxlegers um, wo er wohnte, die nichts Bestimmtes sagten, aber auf ein außerordentliches geheimnißvolles Ereigniß deuteten. Wie ihm am Morgen der Kaiser entgegen getreten war, mußte er ihn für geistesgestört halten, und was ihm sein Adjutant über die Scene beim Großfürsten Konstanlin erzählt hatte, bestärkte ihn nur in seiner Annahme über den Zustand des Monarchen. Nur im Wahnsinn hatte derselbe die Verheirathung Alexa's mit Schahir beschließen können, und sie für sich zu retten, war er das Aeußerste zu thun entschlossen. War Alexa muthig, auf seinen Plan einzugehen, so konnte ihnen Beiden wohl ein schweres Leid als Folge davon nicht erspart bleiben; aber sie retteten sich die Hoffnung, und das war die Hauptsache.

Die Uhr schlug fünf und vergebens spähte Sergei nach Alexa's Gestalt. Es wurde halb sechs und endlich sechs

Uhr. Sie kam nicht, und nun mußte er annehmen, daß es ihr nicht möglich gewesen war, sich aus dem Palast zu entfernen. Auch dies hatte er bangend schon in Berechnung gezogen und sann nun hin und her, wie er noch einmal wenigstens Nachricht an sie gelangen lassen könne über seinen Plan. Aber vielleicht kam sie doch noch, sagte er sich, und er zögerte deshalb, die Gallerien zu verlassen.

Nachdem er seinen Umgang durch die verdeckten und nur von wenigen Lampen schwach erhellten Säulenhallen von Neuem aufgenommen, begegnete ihm bei einer Ecke der Generalgouverneur Graf v. Pahlen, nächst dem Kaiser der mächtigste Mann in Petersburg und im ganzen Reich, dessen auswärtige Politik und Postwesen auch in seinen Händen lag.

Der General, der mit Graf Sorin bei Hofe und in anderen Gesellschaftskreisen der Hauptstadt oft genug zusammen getroffen war, um ein näheres Interesse an ihm zu nehmen, blieb stehen, reichte dem jungen Mann die Hand mit merkbarer Herzlichkeit und sagte: „Was habe ich da gehört, mein lieber Major!"

Sergei zweifelte nicht, worauf diese antheilvollen Worte des Gouverneurs sich bezogen. Mit dem düsteren Ernst, der auf seinem Antlitz lag, schaute er denselben an und erwiederte: „Sie haben von meiner Ungnade vernommen, Excellenz?"

„Von Ihrem Unglück, mein Freund! Der Kaiser selbst, bei dem ich um Mittag war, sprach gegen mich über seine tyrannische Handlung und in dem mir bekannten Ton

seiner krankhaften Gereiztheit; außerdem hatte ich es schon von den Offizieren der Palastwache gehört, was sich in Bezug auf Sie und Schahir ereignet, und vor einer Stunde erhielt ich einen Befehl des Kaisers, morgen schon um sieben Uhr in der Frühe zu ihm zu kommen und darnach der Trauung von Alexa Iwanowna mit dem Grafen Schahir beizuwohnen. — Er ist jetzt ein Graf, lieber Sorin!" setzte Pahlen spöttisch hinzu. „Aber Sie? Und Alexa?"

Sergei seufzte und sagte bewegt: „Sie können sich denken, Excellenz, wie furchtbar dieser unbegreifliche Befehl des Zaren für mich ist und gewiß, Diejenige, die ich gestern voller Wonne meine Braut nennen durfte, ist noch viel mehr zu beklagen."

Der General nahm leicht den Arm des Majors, und ihn dadurch zur Begleitung auffordernd, schritt er langsam, wie um sich des Näheren auszusprechen, mit ihm in die dunkleren Nebengänge der Gallerien.

Sergei ließ noch seinen suchenden Blick vor- und rückwärts fliegen nach Alexa; dann, alle Hoffnung auf ihr Kommen aufgebend, folgte er Graf Pahlen.

„Unbegreiflich!" flüsterte ihm dieser vertraulicher zu. „Sie haben Recht, ein unbegreiflicher Befehl des Zaren, dessen bedauernswürdiges Opfer Sie und vor Allem die arme, schöne Alexa werden soll. Diesem Stallknecht Schahir wie eine Leibeigene zum Weibe gegeben, unter Pomp vor allem Hofe ihm angetraut werden — es ist entsetzlich! Nun, der Schleicher Kutaissow steckt natürlich dahinter. Aber, aber, lieber Major, wenn diese tollen Launen des Kaisers nicht wären, könnte solch' Gelichter nicht damit

rechnen. Es wird ja immer ärger mit dem Zaren — ich sage Ihnen da kein Geheimniß, nicht wahr?"

Sergei horchte aufmerksamer auf. Eine solche vertrauliche Mittheilung Desjenigen, den man als einen Getreuen des Kaisers kannte und der in der unerschütterlichen Gunst desselben das militärische Oberkommando führte, fiel ihm auf. Sollte es eine Falle sein, in die ihn der General zu locken versuchte? Der Kaiser hatte ihn im Verdacht, ein Verschwörer zu sein, mit seinen Söhnen heimlich ein Attentat zu planen, und war dies auch Sergei's Ueberzeugung nach nichts Anderes, als eine fixe Idee des mißtrauischen Monarchen, so konnte es doch möglich sein, daß Graf Pahlen daraufhin die Gelegenheit benutzte, die Gesinnungen des so schwer Gekränkten auszuholen. Der junge Mann glaubte daher vorsichtig mit seiner Antwort sein zu müssen, und bemerkte nur: „Ich wußte dies noch nicht, Excellenz."

„Es ist so, und darum für Alle, die ihm nahe stehen und in ihm den Herrscher über Rußland verehren, höchst beunruhigend," beharrte Graf Pahlen bei dem von ihm angeschlagenen Thema. „Wenn ich aus dem Wesen des unglücklichen Fürsten, wie es sich mir heute wieder offenbarte, auf seinen Geisteszustand schließen darf, so müssen Sie meine Besorgnisse vollauf berechtigt finden. Aber das Vaterland, Rußland, lieber Sorin — wohin gerathen wir?"

Niemand war außer ihnen Beiden in dem Gange, dennoch sprach der General so leise, so dicht am Ohre Sergei's, als könnte ein Unberufener seine Worte vernehmen. Als Sergei in seinen Mienen das Erstaunen über die aus solchem Munde gegen ihn gefallene Aeußerung

nicht verbarg, fuhr der Gouverneur eifriger, und in derselben geheimnißvollen Weise wie bisher fort: „Sie sehen mich verwundert an. Ja, ja, mein Lieber, mir ist das Herz voll von Sorgen über das Geschick unseres Vaterlandes unter so beunruhigenden Beweisen für den krankhaften Gemüthszustand des Zaren, und ich denke mir, nach dem, was Sie an sich erfahren, werden Sie mir nachfühlen können. Wie Ihnen heute das Glück Ihres Lebens mit einem Wort des Kaisers zertrümmert wurde, so kann es jedem Anderen morgen geschehen, wie hoch er auch gestellt sei."

Er blickte forschend in die Augen des erregten Offiziers und raunte ihm dann zu: „Die Kaiserin selbst, die Großfürsten, deren Freundschaft Sie sich rühmen dürfen, sind ihrer Freiheit nicht mehr sicher vor diesem — ich scheue mich nicht mehr, das richtige Wort zu gebrauchen — vor diesem Wahnsinn des Zaren."

„Um Gottes willen!" entfuhr es Sergei, der vor der offenen Sprache seines hohen Vorgesetzten sein Mißtrauen fallen ließ, und in dem statt dessen eine Ahnung aufstieg, daß der General nicht ohne Absicht dies vertrauliche Gespräch mit ihm angefangen habe. „So wären die ingrimmigen Drohungen, die der Kaiser heute in Bezug auf seine Söhne, auf den Großfürsten Alexander zumal ausstieß, wirklich so furchtbar zu deuten?"

„Was sagte denn der Zar?" drang Graf Pahlen lebhafter in den jungen Mann. „Ich bitte Sie, Sorin, reden wir freimüthig mit einander. Es ist wahrlich, ich betone es nochmals, um des Vaterlandes willen an der Zeit.

Und noch Eines! Als ich Sie vorhin erblickte, trieb es mich, Ihnen für Ihre Herzenssache vielleicht einen Ausweg der Rettung zu zeigen, indem ich Sie in mein Vertrauen ziehen wollte."

„Wie, Excellenz!" rief Sergei wie elektrisirt. „Sie könnten mir noch eine Hoffnung wegen Alexa's machen? Verzweiflungsvoll schaute ich eben nach einer solchen aus, und verzweiflungsvoll ist auch der Plan, auf den ich gekommen, dessen Ausführung aber nicht von mir abhängt."

„Ja, ich glaube Ihnen solche Hoffnung bieten zu können; doch müssen Sie gleichsam die Vorbedingung dazu kennen und, ich nehme es an, mithelfen sie zu erfüllen. Würden Sie mir zunächst nicht sagen wollen, wie die Drohungen des Zaren gegen seine Söhne lauteten? Ich werde Sie überzeugen, daß dies von Wichtigkeit für mich ist."

Ich nehme keinen Anstand, Excellenz. Der Zar beschuldigte seine Familie, ihm nach dem Leben zu trachten, einer Verschwörung gegen ihn anzugehören. Dann stieß er zornig heraus, daß er demnächst Köpfe fallen lassen würde, die ihm einst theuer waren."

„Dies deckt sich also mit meinen Befürchtungen. Und Sie, Sorin, der Sie mit der kaiserlichen Familie in den intimsten Beziehungen stehen, der Sie durch die Heirath mit Alexa Iwanowna dieselben offenbar noch mehr gefestigt hätten, würden Sie schwanken, den Großfürsten Alexander als den Nächsten am Throne gegen den Wahnsinn seines Vaters zu schützen?"

„Mein Leben für ihn!" rief Sergei.

„Auch gegen den Zaren selber?“

Sergei zuckte leicht zusammen. Er errieth auf einmal, daß der General etwas gegen den Kaiser im Schilde führe, trotzdem er mit dem höchsten Vertrauen desselben ausgezeichnet war. Er suchte in dem Gesicht des kraftvollen, in Mitte der fünfziger Jahre stehenden Mannes die Bestätigung seiner Annahme zu lesen und murmelte dabei bedächtig: „Welche Frage legen Sie mir da vor, Excellenz?“

„Eine, die sich aus den Verhältnissen ergibt,“ entgegnete Pahlen ohne Zögern. „Viele hohe und patriotische Offiziere, treue Diener der Dynastie, haben sie aufwerfen müssen, und sich die einzige Antwort darauf gegeben, die das Wohl des Staates und die Pflicht erheischen, eine neue und Rußland in den Augen der Welt auf's Furchtbarste schändende Tragödie in der kaiserlichen Familie zu verhüten. Der Kaiser ist durch seinen geistesverwirrten Zustand eine Gefahr für Alle, die ihm nahe stehen, er ist es für das Reich geworden. Es wird eine schwere und gefährliche Pflicht entschlossener Patrioten sein, ihm dies zu sagen und ihn zu bestimmen, zu Gunsten seines Sohnes Alexander die Regierung niederzulegen. Ich und Andere sind bereit, diesen Schritt jetzt zu unternehmen und ihren Kopf dabei auf's Spiel zu setzen. Aber wir werden umsichtig handeln und können im Nothfall auf die Unterstützung derjenigen Truppen rechnen, deren Offiziere in unsere Verschwörung — nun, es ist eine solche und weitverbreitete — eingetreten sind. Sie, Major, kommandiren ein Bataillon Chevauxlegers, dessen Chef der Großfürst Konstantin ist. Ihre

Truppen folgen Ihrem Befehl unbedingt. Könnten Sie, Graf Sorin, sich bedenken, Ihre Garden für Ihren Chef Konstantin ausrücken zu lassen, das heißt — ich betheure es Ihnen — für die Familie des Zaren, für den Thronfolger Alexander?"

Sergei stimmte noch nicht mit seinem Wort dieser beredten und mit starken, zwingenden Gründen versehenen Aufforderung des Generals zu; aber im Innern war er dafür gewonnen. Er hatte es ja schrecklich genug an sich erlebt, daß der Kaiser sich wie ein Wahnsinniger benommen. Ein solcher Herrscher war mit dem Wohl des Staates nicht vereinbar. Graf Pahlen hatte Recht, daß er ihn als eine Gefahr für Alle bezeichnete. Und was Sergei's persönliche Empfindungen für den Despoten betraf, der in brutalstem Wuthausbruch sein Glück zu zertrümmern beschlossen hatte, so widersetzten sie sich wahrlich nicht der Absicht der Verschworenen. Ja, es war ihm im Augenblick auch klar, daß die Hoffnung, welche der General in ihm bezüglich Alexa's erregt hatte, auf den Sturz des Kaisers allein beruhen konnte.

Und Pahlen betonte dies auch sogleich.

„Ist nicht mehr Paul I.," sagte er, vorsichtig sich umschauend, „auf dem Thron, sondern Alexander, so werden Sie der Gatte Alexa's und nicht Schahir."

„Aber, Excellenz, diese Heirath auf Befehl des Kaisers soll schon morgen, wie Sie selbst mir mittheilten, erfolgen. Wenn also die Verschwörung nicht zuvorkäme, bis morgen früh nicht Kaiser Paul seine Macht einbüßte, so —"

„So interessirte Sie die Geschichte weiter nicht," vollendete der General den abgebrochenen Satz mit Lächeln, „und Sie würden sich also auch fern davon halten?"

„O nein, nach dem, was Sie mir von der Gefahr gesagt, in welcher der Großfürst schwebt, erkläre ich mich bereit, Alles zu thun, was Sie zum Schutze seines Lebens von mir verlangen würden."

Sergei sprach dies mit aller Entschiedenheit und Graf Pahlen reichte ihm dafür seine Hand.

„So sind auch Sie einer der Unsrigen? Ihr Wort darauf, Graf Sorin."

„Mein Ehrenwort, wenn es so ist, wie Eure Excellenz mir eröffnet."

„Zweifeln Sie nicht daran, Herr Major. Schon hat der Kaiser Vorbereitungen für eine Gewaltthat gegen seine Familie getroffen. Der Palast ist mit Soldaten gefüllt und Schahir, sein mordlustiger Vertrauter, hat das Kommando darüber erhalten. Noch mehr: es darf Niemand von der kaiserlichen Familie und deren Umgebung ohne besondere Erlaubniß des Zaren den Palast verlassen; die Großfürsten Alexander und Konstantin haben Stubenarrest zudiktirt bekommen und einen furchtbaren Eid vor dem Oberprokurator schwören müssen, daß sie nicht nach dem Leben ihres Vaters trachten. Hier in meiner Tasche habe ich trotzdem aber die Vollmacht Seiner Majestät des Zaren, die Großfürsten und auch die Kaiserin zu verhaften und nach Schlüsselburg bringen zu lassen, wenn ich es für geboten erachte zur Sicherung des Monarchen."

Sergei erstarrte über diese Mittheilungen.

„So steht es?“ kam es über seine Lippen, als könne er das Gehörte noch nicht fassen.

„Nehmen Sie mein Ehrenwort darauf,“ versicherte ihm der General; „so steht es.“

„Aber Sie, Excellenz, haben eine solche Vollmacht des Kaisers und —“

„Und, wollen Sie sagen, fordere zum Verrath am Kaiser auf. Ich werde mich vor der Welt und meinem Gewissen rechtfertigen, daß ich die Fäden des kaiserlichen Komplotts gegen die Großfürsten in meiner Hand vereinigte, um dieselben retten zu können. Kommen Sie heute Abend um zehn Uhr zu mir, wenn Sie mir für diese Sache Ihren Degen und Ihre Truppen zur Verfügung stellen.“

„Ich thue es, Excellenz! Rechnen Sie auf mich,“ gelobte der junge Offizier mit finsterem Ernst, und dann entfiel es wie eine Klage seinem Munde: „Aber Alexa!“

„Reden wir jetzt davon!“ entgegnete gütig der General. „Ich begreife, daß Sie Ihre Angelegenheit über Alles beschäftigt. Sie sagten mir, daß Sie einen Plan ersonnen.“

„Aber daß ich ihn nicht verwirklichen kann, wenn nicht an Alexa eine Mittheilung darüber gelangt. Ich erwartete sie hier um fünf Uhr; ich ließ ihr nach meiner Scene beim Kaiser durch den Großfürsten Konstantin ein Billet zukommen, in dem ich sie um diese Besprechung bat. Aber vielleicht ist dies Billet nicht in ihre Hände gelangt, oder sie hat sich nicht aus dem Palais entfernen können. Nach dem, was Sie, Excellenz, mir über die außerordentlichen Maßregeln des Kaisers angedeutet, ist das Letztere wohl das Wahrscheinlichste.“

„Das Gewisse. Denn die Wachen haben allerstrengste Ordre erhalten, Niemanden weder ein- noch auszulassen in dem Flügel des Palais, wo die kaiserliche Familie wohnt."

„Was aber nun? Ich sah nur eine Möglichkeit der Rettung, nämlich Alexa zu bestimmen, der Trauung mit Schahir offenen Widerstand entgegen zu setzen. Sie kann nicht sein Weib sein, wenn sie nicht ihr Ja vor dem Priester abgibt."

„Derselbe Gedanke ging mir durch den Kopf, als ich Ihnen vorher von einer Hoffnung sprach, diese Gewaltthat des Zaren zu vereiteln. Ich wollte Ihnen sagen: Trachten Sie, daß Alexa Iwanowna sich das Jawort vor dem Altar unter keinen Umständen abzwingen läßt. Wenn sie dazu den Muth hätte, wenn sie fest bliebe in dieser Weigerung —"

„O," rief Sergei, „da sie mich liebt, wird sie es thun und die Folgen auf sich nehmen. Aber diese Folgen, Excellenz, sie könnten furchtbar sein für sie, und sie müßte sie für mich, der ich ihr nicht helfen kann, auf sich nehmen."

„Was können denn dies für Folgen sein!" versetzte Pahlen darauf. „Der Zorn des Kaisers. Nun, dem kann sie wohl trotzen, nachdem seine Willkür ihr das Schrecklichste schon auferlegen wollte. Man wird sie doch nicht hinrichten lassen können. Also, lieber Sorin, unter allen Umständen bleibt sie leben, bleibt Mädchen, bleibt für Sie. In vierundzwanzig Stunden kann, ja wird Alles anders sein und alle Strafe, die ihr der Zar in seinem Grimm bestimmen sollte, ein Ende haben."

„In vierundzwanzig Stunden?“ fragte Sergei sinnend. „Also für einen Tag gälte es Zeit zu gewinnen.“

Der General nickte.

„Und dies ist das einzige Mittel. Einen Befehl nimmt der Kaiser nicht zurück, am wenigsten einen, mit dem er sich den Seinigen furchtbar machen will. Alexa muß daher den Vollzug der Trauung mit Schahir verhindern. Sie sannen unzweifelhaft darüber, da Sie mit ihr nicht zu sprechen vermögen, wie Sie im Geheimen eine briefliche Mittheilung deswegen an sie gelangen lassen können. Mit gewöhnlicher Botschaft und auf dem gewöhnlichen Wege dürfte es Ihnen schwer werden. Aber geben Sie mir den Brief.“

„Excellenz!“ fuhr Sergei freudig auf. „Sie wollen mir diesen Dienst erweisen? Sie könnten es?“

„Nicht heute mehr. Ohne Aufsehen zu erregen, darf ich heute nicht mehr das Michaelspalais betreten. Doch morgen früh nehme ich Audienz beim Großfürsten Alexander, ehe ich zum Kaiser gehe. Ich darf es ja wohl wagen, durch ihn Ihren Brief in die Hände der Unglücklichen gelangen zu lassen, und es genügt ja, daß sie vor dem Gang in die Kirche von Ihrer Bitte unterrichtet ist. Ich werde außerdem in der Sakristei, wo sie sich einfinden muß vor dem Gang zum Altar, mich ihr zu nähern und mit ihr zu sprechen suchen. Die Entscheidung freilich hängt von ihr ab.“

Dankbar ergriff Sergei die Hand des Generals und drückte sie innig. Die Stimme versagte ihm vor Bewegung.

„Trennen wir uns jetzt," mahnte Pahlen, „es gibt Leute da, die uns beobachten könnten. Um zehn Uhr also, und bringen Sie mir das Briefchen mit."

Er schied dann vom Major Sorin, der seine Schritte hastig zurück in die große Gallerie lenkte, um sich ein letztes Mal zu versichern, daß Alexa nicht da sei.

5.

In der That war die Verschwörung gegen Paul I., von welcher Sergei bisher keine Ahnung gehabt, auf dem Punkte, auszubrechen.

Schon seit dem Herbst des Jahres 1800 bestand sie, von dem Moment an, da Paul den neuen Michaelspalast bezogen hatte und von ihm aus, als hätten dort Dämonen auf ihn schon gelauert, um sich seiner zu bemächtigen, seine widersinnigen und tyrannischen Befehle erließ. Graf Pahlen, mit der Macht eines Militärbefehlshabers über Petersburg betraut, hatte in Verbindung mit mehreren hohen Generälen und dem Vicekanzler des Reichs, Grafen Panin, den Plan gefaßt, den Zaren Paul zu entthronen und ihm den dazu berechtigten Großfürsten Alexander zum Nachfolger zu geben. Diese zwei mächtigen Würdenträger kamen gleichzeitig zu solchem Gedanken, weil sie bei einer längeren Dauer der Regierung Paul's I. den Untergang Rußlands besorgten und unter der Alexander's das Glück dieses Reiches erhofften. Unter dem Druck der Thatsachen überzeugten sie sich, daß sie höheren Interessen als denen eines geisteskranken Herrschers ergeben sein mußten, und um so mehr waren sie entschlossen zu einer Palastrevolution, als

bei der Unbeständigkeit Paul's jeden Tag die Sonne seiner Gunst einem Andern scheinen und der Mächtige von heute morgen schon gestürzt sein konnte. Dies erlebte denn auch Graf Panin gleich darauf. Der Zar, ohne einen anderen Grund als den eines Verdrusses über eine gute Anordnung seines Vicekanzlers, verwies ihn auf seine Güter, und damit verlor die eben zu Stande gekommene Verschwörung eines ihrer wichtigsten Häupter. Denn Panin war es, der den Großfürsten Alexander zu überzeugen suchte, daß die Entthronung seines Vaters nothwendig sei zum Besten des Staates, daß er aber im Stillen seine ausdrückliche Zustimmung dazu geben müsse.

Bei alledem ließ Pahlen die Sache nicht fallen. Er zog andere, ihm gleichgesinnte und entschlossene Generäle und Offiziere in sein Vertrauen, und es gelang ihm endlich, Alles zum entscheidenden Schlage vorzubereiten. Er war klug und gewandt und verbarg unter den Formen eines freimüthigen Polterers einen verschlagenen Geist, ohne daß Jemand, am wenigsten der Kaiser, irgend ein Mißtrauen in ihn gesetzt hätte. So konnte er, während er beim Zaren der Mann unbedingten Einflusses war, am Zusammensturz seines Thrones trotz aller Spione arbeiten.

Faden auf Faden schürzte er zusammen, um die Verschwörung sicher gelingen zu lassen. Den General v. Bennigsen, dem der Kaiser eben in Ungnaden ein Kommando in der Provinz ertheilt hatte, ließ er als einen Eingeweihten heimlich nach Petersburg zurückkommen und besprach sich mit diesem zuverlässigen Freunde des Näheren über die Ausführung des Unternehmens, mit der man, sollte es

nicht verrathen werden, nicht länger zögern durfte. Schon zu viele Mitwisser gab es, da jeder der Hauptleiter unter der Zahl seiner Freunde Gehilfen des Planes geworben und sie sich namentlich der Unterstützung der einflußreicheren Garde-Offiziere versichert hatten. Wenn man noch zögerte, das Signal zum Ausbruch der Verschwörung zu geben, so lag es an dem Umstand, daß der Großfürst Alexander nach wie vor furchtsam schwankte, sich zum Nachfolger seines entthronten Vaters proklamiren lassen zu wollen, und Graf Pahlen sich deshalb das Mittel erst verschaffen mußte, ihn zu dieser Entscheidung zu nöthigen. Dieses Mittel hatte er jetzt in der Vollmacht gefunden, welche ihm der Zar gegeben, und die den General ermächtigte, die Verhaftung der Großfürsten nach seinem Ermessen vorzunehmen. Mit dieser Vollmacht in der Hand wollte Pahlen am nächsten Tage, nachdem er noch eine letzte Besprechung mit den Verschworenen gehalten, sich zum Großfürsten Alexander begeben, um ihn zu überzeugen, daß es sich wirklich um sein Leben handeln könne, wenn er nicht in die Absetzung seines wahnbethörten Vaters willige, und er war sicher, damit zum Ziele zu gelangen.

Als Sergei, das Herz voll Angst um Alexa's Geschick und das Haupt erfüllt von dem verhängnißvollen Vorhaben, an dem er sich betheiligen wollte, zur ihm bezeichneten Stunde zum Generalgouverneur kam, fand er bei demselben schon an zwanzig Personen versammelt. Er kannte die meisten davon. Es waren Generäle, die in alter Kriegskameradschaft einander so gut kennen gelernt hatten,

um mit gegenseitigem Vertrauen erfüllt zu sein, Obersten, andere Offiziere, lauter Haudegen, oder Männer, die gleich ihm Ursache genug zur persönlichen Erbitterung gegen Kaiser Paul hatten. Man trank Grog mit Champagner, und der große Salon, in dem die Gesellschaft sich aufhielt, war vom Dunst des heißen Rums und Cognacs erfüllt.

Man begrüßte Sorin wie Jemanden, den man erwartet hatte, und er erfuhr es auch sogleich, daß Graf Pahlen vor seiner Ankunft erzählt, daß er ihn zum Genossen des Staatsstreiches geworben und eigentlich als den Urheber der letzten entscheidenden Wendung anzusehen habe. Denn ohne den Zwischenfall, der sich durch Sergei's Werbung um Alexa beim Kaiser ereignet, wäre derselbe wohl noch nicht zu veranlassen gewesen, den Verhaftsbefehl gegen seine Söhne an Graf Pahlen zu übergeben.

Um diese wichtige Urkunde, die der Gouverneur vorzeigte, drehte sich zunächst das Gespräch und ebenso um die Entscheidung, die dadurch dem Großfürsten Alexander am nächsten Morgen abgerungen werden sollte. Pahlen erzählte, wie der Kaiser in der letzten Unterredung mit ihm am Morgen ihm neue, untrügliche Beweise seines Tyrannenwahnsinnes gegeben. Er geberdete sich, als müsse er zu seiner Sicherheit ein furchtbares Strafgericht über einen Theil seiner Familie und deren Anhang halten, sprach unter Verwünschungen von einer Einkerkerung der Kaiserin und daß er seine beiden ältesten Söhne durch einen Ukas ihrer Thronfolgerechte für verlustig und seinen dritten Sohn, den jetzt erst fünfjährigen Großfürsten Nikolaus, zu seinem Nachfolger erklären würde.

Der Gouverneur sprach voll Kraft und Ueberzeugung, und als der Patriot, welcher ohne Blutvergießen und ohne das Unglück vieler Menschen das Vaterland vor einem unwürdig gewordenen Herrscher retten wollte. Er theilte den Plan mit, zu dessen Ausführung man sich vereinigen und wofür Alles genau berechnet werden mußte. Vor sich breitete er dazu einen Grundriß des Michaelspalais und dessen Umgebungen aus. Der General war am Abend, weil ihm die vom Zaren im Schlosse anbefohlenen Maßregeln und die verstärkte Wache daselbst unter dem neu ernannten Major Schahir doch allzu verdächtig vorkam, schon bedacht gewesen, sich gegen Ueberrumpelung zu schützen, Kavalleriepostên ließ er rings um den Palast aufziehen, so daß Niemand denselben verlassen konnte, ohne von ihnen gesehen und verhaftet zu werden. Er hatte angeordnet, daß auf der Wache außerhalb des Palais, die er einem ihm ergebenen Offizier anvertraut, jeder so Abgefangene untersucht und über den Zweck verhört würde, weßwegen er das Schloß verlasse. In jedem Falle blieb er derartig Herr der Verhältnisse außerhalb der Residenz, konnte im Nothfall in's Innere derselben dringen und vor dem Kaiser sich damit rechtfertigen, daß er für seine Sicherheit diese Umschließung seiner Wohnung befohlen.

Jeder der Anwesenden erhielt seine Rolle für die Ausführung des Ueberfalls im Schlosse, wenn der geeignete Zeitpunkt dazu gekommen sein werde. General Bennigsen sollte das Kommando desjenigen Truppentheils übernehmen, der bestimmt war, in's Innere des Palais einzudringen. Pahlen selbst wollte als Befehlshaber der Truppen in der

Stadt für die Ruhe derselben und Besetzung der Straßen um das Palais Sorge tragen. Generäle und Obersten sollten Bennigsen in's Innere des Schlosses begleiten, bis zum Schlafzimmer des Kaisers, um ihn die Entsagungsurkunde, die fix und fertig mitgeführt würde, unterzeichnen zu lassen, und dann den Großfürsten Alexander aufsuchen, um ihm als neuem Zaren die erste Huldigung darzubringen. Sergei wurde beauftragt, in der Kaserne der Chevauxlegers sein Bataillon unter Waffen für jeden Befehl bereit zu halten, der an ihn von Seiten des Grafen Pahlen gelangen würde. Eine Parole wurde für alle Mitverschworenen ausgegeben, unter der ihnen Befehle zugehen würden. Am nächsten Abend sollten Alle bereit sein und bei den verschiedenen Häuptern des Komplotts sich zum Nachtmahl versammeln und so das Zeichen zum Aufbruch abwarten.

Mitten in diesen Verhandlungen überbrachte man eine Kuriertasche nebst Schlüssel an den Gouverneur. Sie war, wie die draußen auf Bescheid harrende Ordonnanz gemeldet, einem Reiter abgenommen worden, der das Michaelpalais verlassen hatte. Er sagte hierbei aus, daß er im besonderen Auftrage des Zaren seine Botschaft auszurichten habe. Der Offizier der Wache hielt ihn trotz all' seiner Proteste zurück und sandte die Depeschentasche an seinen Chef.

Pahlen entnahm derselben einen versiegelten Brief, las die Aufschrift, die er als von des Kaisers Hand erkannte, und rief mit sichtlicher Ueberraschung aus: „Araktschejeff! An Araktschejeff!“

Als die Versammelten, welche dem Vorgang mit erklärlicher Aufmerksamkeit gefolgt waren, diesen Namen aus

dem Munde des Gouverneurs hörten und die Ursache errietheh, weshalb er ihn ausrief, geriethen sie in Unruhe; Einige sprangen von ihren Sitzen auf und wiederholten erschrocken: „Araktschejeff! Ein Brief an ihn?"

„Ja," sagte Pahlen, der sich vollkommen wieder gefaßt hatte, „vom Zaren. Das spricht schon für sich selber."

Er scheute sich nicht, das kaiserliche Siegel zu erbrechen, und nach einem Blick auf den kurzen Inhalt des Briefes fuhr er unter einem erzwungenen Lächeln fort: „Der Kaiser befiehlt Araktschejeff, unverweilt nach Petersburg zu kommen und sich, um welche Zeit immer er auch hier eintreffe, bei ihm anmelden zu lassen. Verstehen Sie, meine Herren, was das heißt?"

„Den Henker für uns holen!" rief Bennigsen.

„Und meine Absetzung," ergänzte Pahlen ernst. „Denn wo für einen Araktschejeff Platz sein soll, kann man mir keinen mehr lassen wollen. Dieser General und frühere Generalgouverneur von Petersburg ist wegen seiner Härte vom Kaiser verabschiedet und in die Provinz geschickt worden. Wenn er ihn jetzt zurückruft, so liegt es auf der Hand, daß er einen solchen Wütherich braucht, um seine wahnwitzigen Absichten auszuführen, und dieselben richten sich in diesem Augenblicke gegen seine Familie. Araktschejeff traut er in dieser Beziehung mehr zu als mir, oder er hat wirklich etwas über unsere Verschwörung erfahren und mißtraut auch mir nun. Genug, Araktschejeff und Schahir, dazu der Kutaissow und der Fürst Kurakin sind es also jetzt, denen sich Zar Paul in die Hände gegeben. Meine Herren, es ist die höchste Zeit, wie Sie sehen, zu handeln.

Noch habe ich die Gewalt und lasse mir sie nicht entreißen. Es muß sein, um Rußlands und um des Kaisers Familie willen bin ich Rebell gegen ihn. Morgen muß Alles anders werden; Araktschejeff wird diesen Brief nicht erhalten."

Er gab den Befehl, den abgefangenen Kurier in sicheren Gewahrsam zu bringen.

6.

In aller Frühe des anderen Morgens trat Graf Pahlen beim Großfürsten Alexander ein, wohin ihm die Schildwachen vor den Gemächern desselben den Weg nicht verlegten. Er war ja der Allmächtige, auf den die Befehle des Zaren zur Absperrung seiner Familie keinen Bezug hatten. Der Großfürst war bereits auf und in Uniform, richtiger, er war gar nicht zu Bett gegangen, sondern hatte unter Todesangst auf jedes Geräusch auf den Korridoren gehört, in jedem Augenblick befürchtend, daß sein Vater ihn einer anderen unsinnigen Maßregel schlimmerer Art unterwerfen werde, als der des nicht ungewöhnlichen Stubenarrestes. Als er den Grafen Pahlen erblickte, beruhigte er sich wieder, denn er war überzeugt, daß derselbe nichts Böses gegen ihn im Schilde führte. Halb und halb konnte Alexander sich ja zu den Verschworenen rechnen, deren Absichten er kannte und denen er bisher nur nicht ausdrücklich zuzustimmen wagte.

Jetzt hatte Pahlen keine Mühe, den bisherigen passiven Widerstand des Prinzen zu brechen. Nachdem derselbe das Aktenstück gelesen, in dem sein Vater dem Grafen Pahlen

die Vollmacht ertheilte, nach Ermessen zur Gefangennahme der beiden ältesten Großfürsten zu schreiten, sah er ein, daß es nicht nur für sein und der Seinigen Leben nothwendig sei, dem unglücklichen Monarchen die Macht über Andere zu nehmen, sondern auch für Rußlands Wohlfahrt. Es blieb ihm keine Wahl. Der Großfürst gab daher dem Grafen Pahlen das Wort, ihn gegen den Zaren gewähren zu lassen und nach dessen erzwungener Thronentsagung einverstanden zu sein, zum Kaiser proklamirt zu werden.

Auch das Billet, welches Sergei Sorin an den Generalgouverneur für Alexa übergeben, nahm der Großfürst zur Besorgung an sich. Er konnte es durch seine Gemahlin an die Unglückliche gelangen lassen, deren Geschick bei allen Mitgliedern der kaiserlichen Familie eine um so schmerzlichere Theilnahme erregte, je näher die Stunde rückte, da es sich erfüllen sollte. Um neun Uhr an diesem Morgen waren sie allesammt zur Trauung Alexa's befohlen, und wie Sklaven mußten sie diesem Befehl des Despoten gehorchen. Wie hätten ihre Gemüther nicht dagegen rebelliren sollen?

Was der Inhalt des Briefes Sorin's war, wußte Pahlen; als er ihn dem Großfürsten mitgetheilt, sagte dieser nachdenklich: „Es ist in der That das einzige Mittel zur Rettung, wenn sie durch Weigerung ihrer Einwilligung vor dem Priester die thatsächliche Heirath unmöglich macht. Nur noch heute kann es schrecklich für sie werden — morgen, morgen ist auch sie vor der Tyrannei gesichert, oder," fügte der Prinz düster hinzu, „wir sind Alle verloren."

„Wir werden es nicht sein, kaiserliche Hoheit," sprach

Pahlen ihm Muth zu. „Alle Anstalten sind getroffen, um unser Werk gelingen zu lassen. Im Nothfall, nun ich Ihrer Zustimmung sicher bin, könnte ich schon jetzt der Regierung des Zaren Paul ein Ende setzen. Aber es ginge dann wohl nicht ohne Blutvergießen, ohne Kampf, was zu vermeiden die Klugheit gebietet."

„Ja, ja," nickte mit einem Rest von Angst Alexander ihm zu; „kein Blut, Pahlen — Sie versprechen es mir?"

„Wenn ich es verhindern kann, keinen Tropfen!"

„Nein!" rief der Großfürst lebhaft und als wollte er den Himmel zum Zeugen seines Gelöbnisses anrufen. „Morgen möge eine neue Sonne über Rußland strahlen. Keine Schrecken mehr für seine Völker! Gerechtigkeit, Milde, Frieden, Glück — das will ich. Verzeihung Allen, die um des höheren Zweckes willen sich an der geheiligten Person meines Vaters vergreifen müssen. Aber," wagte er scheu und das Gesicht abwendend die Frage, die ihm noch das Herz bedrückte, „was werden Sie mit dem Kaiser thun, wenn er in Ihrer Gewalt ist?"

„Sobald er die Entsagungsurkunde unterschrieben haben wird," entgegnete Pahlen hierauf mit Bestimmtheit, „bringen wir ihn aus Petersburg nach Gatschina, wo allerdings aus Vorsicht der Zar überwacht und zunächst als Staatsgefangener angesehen werden muß."

Alexander hielt das Haupt gesenkt und noch lange nachdem der Leiter der Verschwörung ihn verlassen, stand er in Sinnen verloren da.

Graf Pahlen hatte sich inzwischen, wie Zar Paul ihm am Tage vorher befohlen, zur Audienz bei demselben begeben.

Der Monarch hatte wieder seine Feldmarschalluniform angelegt und empfing seinen obersten Offizier anfänglich in der strengen Haltung, die er im militärischen Dienste zu beobachten pflegte. Er ließ sich Rapport abstatten über Alles, was in Petersburgs Garnison über Nacht Wichtiges vorgefallen war. Was Pahlen für gut hielt, ihm zu berichten, theilte er ihm mit; auf die gewöhnlichen Fragen Paul's, ob er noch mehr zu berichten, antwortete er mit nein.

„Weiter nichts?" drang trotzdem der Kaiser und in einer so scharfen Tonart in Pahlen, daß derselbe stutzte.

„Nein, Sire," erwiederte er gleichwohl.

„Warum schon beim Großfürsten Alexander gewesen?"

Es überraschte den General gar nicht, aus dieser Frage des Kaisers zu ersehen, daß derselbe von seinen Palastspionen schon über den Besuch unterrichtet war, den er auf dem anderen Flügel des Schlosses kurz zuvor gemacht.

„Ah," versetzte er leichthin, „die Angelegenheit ist noch nicht reif zum Rapport, Sire."

„Angelegenheit? Also eine Angelegenheit, in der mein Sohn Alexander eine Rolle spielt, ohne daß ich es weiß. Geheimnisse also, nicht wahr?"

Der Kaiser gab seine steife militärische Haltung auf und begann im Zimmer auf und nieder zu schreiten. Das Mißtrauen, in dem er sich fort und fort quälte, kam mit neuer Gewalt über sein Gemüth. Pahlen kannte diese Zustände. Es galt ein letztes Mal, dem Ausbruch von wildem Zorn und tyrannischen Einfällen zu begegnen.

„Ein Geheimniß, Sire," ging deshalb Pahlen auf den Sinn der Auslassung des Zaren ein, „dem ich auf der Spur zu sein glaube."

„Wirklich? Wirklich? Reden Sie doch!"

„Wie gesagt, ich bin erst auf der Spur und davon ist noch so gut wie gar nichts zu reden, Sire. Man muß vorsichtig, sehr vorsichtig zu Werke gehen, um die Sache in die Hand zu bekommen."

„Ich will, daß Sie mir schon jetzt sagen, warum Sie in aller Frühe beim Großfürsten waren," rief der Kaiser in sichtlicher Aufregung aus, und indem er dicht vor Pahlen stehlen blieb, hielt er seinen funkelnden Blick auf denselben geheftet.

„Verzeihung, Sire, ich bin seit gestern durch Eurer Majestät merkwürdige Besorgnisse über Komplotte gegen Ihre Person selber in eine mir ganz ungewohnte Unruhe versetzt. Ich greife gleichsam blindlings nach allen Seiten aus, um irgend etwas zu fassen, habe das Palais über Nacht von Truppen umstellt gehalten, und Offiziere zu mir befohlen, die mir verdächtig erschienen."

„Nun, nun? Entdeckten Sie etwas?"

„Wenigstens hörte ich von den Offizieren zu meinem höchsten Erstaunen," entgegnete Pahlen kaltblütig und mit dreister Stirn, „daß unter einem Theil der Garden das Gerücht sich verbreitet haben soll, Eure Majestät sei — nun, Eurer Majestät Gesundheitszustand sei erschüttert."

„Was!" fuhr der Zar auf. „So etwas spricht man unter den Truppen? Ha, das ist doch nicht ohne Absicht

verbreitet! Von wem? Von wem? Kennen Sie die Elenden, die Urheber solcher infamen Gerüchte sind?"

„Nein, Sire, noch nicht. Doch, wie ich schon erwähnte, ich bin ihnen auf der Spur. Denn Euer Majestät haben Recht: in guter Absicht hat man ein solches Gerücht nicht verbreitet."

„Verdammt! Ich errathe, was der Zweck dieser Agitation sein soll. Sie wissen mehr, Pahlen, und sagen mir nicht Alles, was Sie wissen. Diese Gerüchte kommen von da drüben, von den Großfürsten her. Auf diese Weise wollen sie die Truppen für ihre Absichten günstig stimmen, mich zu beseitigen und Alexander auf den Thron zu setzen. Ich soll krank sein, regierungsunfähig — nicht wahr? Sprechen Sie nur frei heraus, Excellenz!"

Und da der Zar es so gebieterisch begehrte, spielte Pahlen die ihm zugeschobene Rolle weiter. Ruhig nickte er auf die letzten Worte des Kaisers zur Bestätigung derselben und sagte dann: „In der That, es scheint so zu sein."

„Krank!" rief Paul ingrimmig und sein Gesicht wurde dunkelroth. „Unheilbar krank, natürlich! Am Ende geisteskrank. Nicht so?"

Wieder nickte der General.

„Das sieht ihnen ähnlich, den Elenden! O, ich habe keinen Zweifel, daß meine Söhne die Urheber solcher Behauptungen sind, und auch die Kaiserin, ihre Mutter, daran betheiligt ist. Aber noch eines, Pahlen, warum waren Sie beim Großfürsten? Ich erlasse Ihnen die Antwort auf diese Frage nicht."

Der Gouverneur kam trotz des drohenden Tones, den wieder der Monarch anschlug, nicht aus seiner Ruhe.

„Sire," sagte er, „wenn Sie mir nicht erst gestern wieder einen großen Beweis Ihres Vertrauens durch Uebergabe der Vollmacht gegeben hätten, die Großfürsten gefangen setzen zu können, sobald ich es zur Sicherheit Eurer Majestät für geboten erachte, müßte ich glauben, ein Anderer sei Ihres Vertrauens inzwischen würdiger geworden."

Der Kaiser konnte seine Verwirrung über diese Worte nicht verbergen.

„Was? Was fällt Ihnen da ein?" stammelte er.

„Da Sie wiederholt eine Frage an mich richten, Sire, welche unverkennbares Mißtrauen gegen mich enthält," antwortete Pahlen, „so scheinen Eure Majestät inzwischen von irgend einer Seite damit erfüllt worden zu sein."

„Pahlen, das ist nicht wahr!" rief der Zar lebhaft.

„Aber diese Maßregeln, welche auf Ihren allerhöchsten Befehl plötzlich getroffen wurden," wagte der General in Beziehung dessen, was er im Werke hatte, vorzuhalten, „diese Besetzung im Innern des Palais mit Wachen, die Uebergabe des Kommando's darüber an Schahir, der gestern noch keinen Dienst in der Garnison versah — das läßt darauf schließen, daß Eure Majestät meiner Fürsorge für Sie nicht genügendes Zutrauen mehr schenken. Seien Sie überzeugt, Sire, diese auffälligen Maßregeln haben dazu beigetragen, seit gestern dem Gerücht, von dem ich Ihnen sprach, unter den Truppen Glauben entgegen zu bringen. Sie denken, daß der Großfürst Alexander durch Eure Majestät bedroht sei, und daß dies nur im Ausbruch jener

Geistesgestörtheit beschlossen worden, die Ihnen, Sire, von Verleumdern angedichtet wird. Daraufhin nahm ich Veranlassung, mich persönlich zum Großfürsten zu begeben, um mit ihm von diesen Gerüchten zu sprechen und dabei zu ergründen, inwieweit derselbe dabei betheiligt sein könnte. Hiermit habe ich Eurer Majestät die so dringend an mich gestellte Frage beantwortet, und Sie mögen die Ueberzeugung daraus schöpfen, wie unbeirrt ich auch darin meine Pflicht im Auge behielt."

Der Zar hatte nachdenklich zugehört. Nun hob er sein Haupt und fragte wieder: „Wie fanden Sie den Großfürsten? Glauben Sie, daß er der Urheber dieses Gerüchtes ist?"

„Es wäre leichtfertig von mir, dies jetzt schon behaupten zu wollen, Sire; aber sicherlich erschrak er, daß ich davon wußte und ihn gewissermaßen deshalb zur Rechenschaft ziehen wollte."

„Warum zögern Sie also, der Sache auf den Grund zu gehen? Vollstrecken Sie doch Ihre Vollmacht."

„Heute, Sire? Das wäre unvorsichtig. Die befohlene Hochzeit Schahir's mit Alexa Iwanowna hat ebenfalls die Stadt schon mit bösen Gerüchten erfüllt. Vielleicht wäre es besser, diese Trauung noch aufzuschieben."

„Auf keinen Fall," versetzte der Zar heftig. „Ich habe mein Wort gegeben und in einer Stunde wird es eingelöst. Es wird ein Schlag für die Verschwörer da drüben sein, ich weiß es. Aber es gilt zu schlagen, schnell und fest, Herr Generalgouverneur, und ich will kein Zögern mehr."

„Sire, binnen vierundzwanzig Stunden denke ich bereit zu sein.“

„Wozu brauchen Sie noch einen Tag?“

„Verdächtige Offiziere festzunehmen. Das ist nothwendig, Sire, denn nur zu leicht könnten sie sich der Truppen bemächtigen, um mit denselben für den Großfürsten einzutreten. Ein offener Akt der Gewalt gegen denselben wird und muß ja eine ungeheure Aufregung unter den Garden hervorrufen, unter den Regimentern zumal, die dem persönlichen Kommando desselben unterstehen.“

Der Zar brütete vor sich hin, als suche er nach einer Entkräftung des Grundes, den Pahlen vorgebracht hatte, um sein Zögern zu rechtfertigen.

„So sollen,“ kam es endlich grollend aus des Kaisers Munde, „die Großfürsten mindestens ihren Stubenarrest bis dahin behalten, wo wir sie in scharfe Untersuchung nehmen werden, Alexander wie Konstantin, der sicherlich mit seinem Bruder unter einer Decke steckt. Lassen Sie heute Mittag abermals ein Bataillon in's Palais rücken, um das Innere zu besetzen. Welches Bataillon meinen Sie, Excellenz?“

„Eines der Preobraschenskoy'schen Garde, Sire.“

„Gut, die ist ergeben. Und für draußen?“

„Ssemenowskoy-Garde.“

„Einverstanden. Und verhaften Sie jeden Offizier, der nur irgendwie verdächtig ist, es mit den Großfürsten zu halten.“

Damit entließ der Zar den Generalgouverneur, der aus dieser Unterredung die Genugthuung mindestens da-

von trug, mit der Ablösung der Palastwache schon sein verrätherisches Werk einleiten zu können.

Mit der militärischen Pünktlichkeit, die der Zar für die Ausführung seiner Befehle unter allen Umständen forderte, richtiger mit dem sklavischen Gehorsam, waren die Vorbereitungen zur Trauung Alexa's mit Schahir zur festgesetzten Morgenstunde erfolgt. Die Kirche des Michaelspalais füllte sich vor neun Uhr mit den befohlenen Generälen und Hofbeamten; unter Vortritt der Ceremonienmeister und Kammerherren erschienen alle Großfürsten und selbst die noch im kindlichen Alter stehenden Großfürstinnen mit ihrem Gefolge, dann die Kaiserin und endlich, mit dem Glockenschlage auf dem Thurm der Kirche, der Kaiser. Und in demselben Augenblick erdröhnte das Orgelspiel, und von der Seite der Sakristei traten die Popen in die Kirche, dem Altar zu, hinter ihnen Alexa und Schahir. Sie hatten sich erst in der Sakristei zu diesem Gange zusammengefunden.

Alexa war bräutlich geschmückt. Ein weiß seidenes Kleid umschloß bis zum Halse ihre schlanke Gestalt; auf ihrem schwarzen Haare ruhte der Myrtenkranz, von dem der weiße Schleier bis zur Erde herabwallte. Ihr Gesicht war weiß und unbeweglich wie von Marmor; ihre Augen blickten starr in's Leere; ihr Gang war fest und stolz, und so überraschte ihre Erscheinung Jedermann, der sie als ein Bild des Unglücks in gebrochener Haltung und thränenvoll erwartete.

Die Standhaftigkeit, mit der das schöne Mädchen dem

grausamen Befehl des Zaren sich unterwarf, erregte allgemein Mitleid und Bewunderung. Nur zwei Personen blickten mit banger Spannung auf die Braut: der Großfürst Alexander und Graf Pahlen, welche den Brief Sorin's an sie übermittelt hatten, in welchem ihr im entscheidenden Moment die trotzige Weigerung ihrer Zustimmung zur Verheirathung mit Schahir mit der Versicherung abverlangt war, daß binnen vierundzwanzig Stunden alle Folgen dieser Kühnheit aufgehoben sein würden.

Würde Alexa den Muth haben, der zu einer solchen That unter den Augen des Kaisers gehörte? War es nicht zu viel verlangt von einem schwachen Mädchen, dem Zorn eines Herrschers zu trotzen, vor dem die mächtigsten Männer im Reiche zitterten und von dessen schonungsloser Tyrannengesinnung nur zu viele Beweise vorhanden waren?

Diese beiden Mitwisser des Inhalts des Sorin'schen Briefes wußten nicht, welcher Entschluß aus eigener Seele in Alexa gereift war, und daß das Schreiben ihres Geliebten sie nur mit der Beruhigung erfüllt hatte, in seinem Sinne gedacht zu haben und zu handeln. Sie war bereit, bis vor den Altar zu treten, gehorsame Sklavin ihres Gebieters bis zu dem Augenblicke zu sein, da man sie um ihre Willensäußerung, deren die Kirche unbedingt bedurfte, fragen würde. Dann wollte sie die Tochter des besiegten Tatarenfürsten sein, welche muthvoll die Kette zerbrach, die man ihr anzulegen befohlen hatte.

In herkömmlicher Art verlief die Feierlichkeit bis zu der verhängnißvollen Fragestellung des amtirenden Geistlichen. Es war eine Todtenstille in der Kirche, und un-

heimlich hallte das „Ja" des in Garde-Majorsuniform prunkenden neuen Grafen Schahir durch die hohe Halle.

Und nun fragte der Pope die Braut: „Bist Du gewillt, Alexa Iwanowna, des Grafen Schahir Weib zu werden?"

Darauf blieb es todtenstill.

Dann ein Rauschen durch die Reihen der Anwesenden, ein Murmeln, eine wachsende Bewegung. Der Kaiser allein rührte sich nicht. Wie aus Erz stand er in seiner Marschallsuniform da, drei Schritte abseits der Braut.

Schahir drehte sich mit einem wilden Blick, als ahne er ihr Vorhaben, gegen sie, die stolz ihr Haupt erhob und mit flammenden Augen verachtungsvoll ihn maß.

„Nie!" rief sie ihm zu und riß ihren Kranz vom Haupte. „Nie! Denn ich bin eines Anderen Braut."

Die Kaiserin stürzte auf sie zu.

„Alexa! Unglückliche, was thust Du?"

„Was Gott mir befiehlt und was über aller Menschen Befehle geht."

Der Kaiser, bebend vor Zorn ob dieser Worte, wandte sich gegen den Popen vor dem Altar und rief: „So sprich die Ehe über sie aus ohne ihr Ja!"

Verwirrt, zitternd stand der Geistliche da und wagte weder dem Befehl des Kaisers zu widersprechen, noch den strengen Vorschriften der Kirche zuwider zu handeln.

Wieder entstand eine Todtenstille in der Kirche.

„Hörst Du nicht, Pope?" rief wüthend der Zar.

„Majestät!" stotterte der Geistliche. „Ich werde meine Frage wiederholen ..." Und er sprach sie, bleich vor.

Angst, wie bittend, daß Alexa ihren Sinn ändere, noch einmal.

„Nein! Nein! sage ich!" rief Alexa abermals, ehe er noch ganz geendet.

Da trat das heiße Blut in die Augen des Zars. Er packte den Arm Alexa's und schrie: „Und sagst Du tausendmal nein; ich zwinge Dich, daß Du meinen Willen thust. Nicht von der Stelle, als bis Du gehorchst."

Sie bäumte sich unter seinem Griff förmlich auf und mit der Kraft, die ihr die Verzweiflung lieh, stieß sie ihn von sich, und von den Stufen des Altars fortspringend in die Gruppe der weiblichen Mitglieder der kaiserlichen Familie, gellte es von ihren Lippen: „Bei Gott, der Zar ist wahnsinnig!"

Es war, als wenn das Wort Alle versteinerte, als wirkte es auf Jeden mit einem erstarrenden Schrecken, es hier gehört zu haben und dadurch gleichsam zum Genossen einer solchen Majestätsbeleidigung gemacht worden zu sein. Niemand wagte sich zu regen, ehe der Monarch nicht selbst auf das Ungeheure etwas geäußert, gethan oder befohlen.

Der aber war auch wie niedergedonnert. Er hielt stier seine Augen auf Alexa gerichtet, die in einer kampfesmuthigen Haltung erwartete, was sich ereignen würde.

Unter dieser athemlosen Stille schweiften die Augen des Zaren mit einem unsagbaren Ausdruck von Wuth und Furcht von dem tollkühnen Mädchen auf die Kaiserin und auf ihre Töchter. Er wollte sprechen, aber er brachte vor erstickendem Zorn nur gurgelnde Töne hervor. Sein Blick glitt über die Gesichter der Generäle, als suche er auch

auf ihnen den Eindruck der Worte Alexa's zu lesen, und heftete sich dann eine Weile mit unheilvollem Drohen auf die Großfürsten, zumal auf seinen Sohn Alexander, der sich, bleich und zitternd, kaum aufrecht erhalten konnte.

Endlich vernahm man ein Murmeln des Zaren: „Daher also kommen die Gerüchte! Daher!"

Er sah auf Graf Pahlen, welcher ihm mit seiner Miene Recht zu geben schien; dann winkte er Kutaissow, der unweit von ihm stand und seiner Befehle schon gewärtig war.

„Nach Smolna mit ihr!" hörte man ihn zu demselben sagen; dann ging er mit schnellem, sporenklirrendem Schritt dem Ausgang der Kirche zu.

Dies war das Zeichen, daß die kirchliche Feier ein Ende gefunden. In höchster Aufregung wirbelte die ganze Gesellschaft aus der geöffneten Thüre, durch welche der Kaiser sich mit seinem persönlichen Gefolge entfernt hatte. Die kaiserliche Familie hatte sich nach der Sakristei gewandt; Alexa blieb auf dem von ihr eingenommenen Platze, es war leer wie um eine Geächtete um sie geworden. Nur Graf Kutaissow hielt Wache bei ihr, und Schahir trat heran, maß sie mit giftigem Blick von oben bis unten und sagte halb zu ihr, halb zu seinem Oheim gewandt: „In's Kloster Smolna? Ob ihr das gefallen wird? Warten wir doch ab! Ja, ja, Onkel, sie macht es mir schwerer, als ich denken konnte; aber heute oder morgen — es geschieht dennoch!"

Kutaissow lachte höhnisch über diese Worte.

„Wer hätte das hinter dem liebenswürdigen Fräulein Alexa vermuthet! Solchen Undank gegen den Zaren! Ah,

aber es kann wohl sein, daß sie in der Klosterzelle sich eines Besseren besinnt. Tröste Dich damit, Schahir. Vorderhand jedoch ist Deine Hochzeit zu Wasser geworden und die schöne Braut muß einen anderen Schleier nehmen als den hier, den sie zu Boden gerissen. — Sie haben," sprach er in ironisch höflichem Tone zu Alexa, „den Befehl des Kaisers gehört. Ich werde Sie nach Ihrer Wohnung geleiten und die Anstalten zur Schlittenfahrt nach Smolna treffen lassen. Machen Sie sich gefälligst fertig dazu."

Sie erwiederte nichts darauf, entsprach jedoch bereitwilligst der Handbewegung des Grafen, ihr zu folgen. Schahir sah ihr nach, wie sie stolz von dannen ging, eine Verurtheilte, welche befriedigt über ihr Schicksal schien, und er ließ sie demselben entgegen gehen mit dem Gedanken, sie aus dem Kloster doch noch für sich zurück gewinnen zu können.

7.

Kaum war der Zar in seine Gemächer zurückgekehrt, als zu seinem Erstaunen ihm der Besuch seiner Gemahlin gemeldet wurde, ein Ereigniß, das seit Monaten schon nicht mehr stattgefunden hatte. Er schwankte auch, sie zu empfangen, denn er konnte sich denken, welcher Beweggrund sie unmittelbar nach dem schrecklichen Vorgange in der Kirche zu ihm führte. Aber da er bei dem gewaltigen Aufruhr darüber in seiner Brust nach einem Austoben Bedürfniß hatte, so ließ er sie eintreten.

Der unglücklichen Fürstin hatte das, was sich soeben ereignet, den Muth endlich verliehen, Auge in Auge mit ihrem Gemahl noch einmal als seine wahre Freundin mit

ihm zu reden. Nicht nur um der armen Alexa willen, sondern auch in der düsteren Ahnung von einem Unheil, das ihren ältesten Söhnen durch den Vater drohe, und von einer Katastrophe, welcher das Reich entgegen treibe. Das furchtbare Wort, das Alexa gegen den Zaren geschleudert, hatte sie zu dieser Energie aufgerüttelt. Eine geheime Stimme in ihr sagte ihr, daß dies Wort eine verhängnißvolle Bedeutung erhalten könne, da so viele Handlungen des Kaisers in der letzten Zeit demselben Recht gäben. Die besonnene Frau, die besorgte Mutter, die Fürstin, welche man aus der Liebe und dem Vertrauen ihres Gatten verdrängt hatte, erachtete sich unter dem geheimnißvoll düsteren Mahnen jener inneren Stimme für verpflichtet, aus der leidenden Rolle heraus zu treten, die ihr zuertheilt worden war, und von den Rechten Gebrauch zu machen, die ihr gebührten.

Sobald Paul sie in seinem Zimmer erblickte, sprang er vom Hintergrund desselben auf sie los, wie wenn er sie schlagen wollte. Aber sie behielt äußerlich ihre Fassung und verlor sie auch nicht, als er sie anfuhr: „Was treibt Sie hierher, Madame? Ha, Ihre Furcht, Ihr böses Gewissen!"

„Ich habe kein böses Gewissen, Sire," erwiederte die Zarin, „sondern ich wage es, zu Ihnen zu kommen, weil ich Ihr Weib bin, das die Liebe für Sie trotz der unwürdigen Behandlung, die Sie mir erweisen, noch nicht verloren hat."

Er wich einige Schritte wieder zurück.

„Liebe? Was reden Sie da, und jetzt, wozu? Um

mich zu trösten, daß ich für wahnsinnig gehalten werde? Sie haben es ja gehört und es wird Sie nicht in Erstaunen gesetzt haben."

„Eine Unglückliche hat sich vergessen, Sire; legen Sie doch kein Gewicht darauf!"

„O, was Sie mir einreden wollen, Madame! Was diese Alexa aussprach, das wird längst bei Ihnen, in Ihrem Kreise geflüstert, das ist von da aus schon unter die Truppen, unter das Volk gedrungen — das hat seine wohlberechneten Absichten, Madame! Ich durchschaue sie wohl."

„Mir ist von alledem, was Sie da behaupten, nichts bekannt. Ach, und ich fürchte, Sire, Sie geben sich darüber aufregenden Einbildungen hin, unter denen Sie seit einiger Zeit zum größten Schmerz Ihrer Familie leiden. O, entreißen Sie sich doch diesen unheilvollen Einflüsterungen einer krankhaft gereizten Phantasie und gewisser Personen die Sie wahrlich nicht so lieben, wie ich und Ihre Kinder!"

„Das behaupten Sie, Madame; aber ich habe keinen Glauben daran. Was Sie selbst betrifft, so widerstand ich lange dem Verdacht, daß Sie es mit meinen Feinden halten könnten —"

„Ich, Sire, ich?" unterbrach ihn Maria Feodorowna mit Entrüstung.

„Ja," fuhr er wild gegen sie auf, „so wird auch meine Mutter sich verwahrt haben, als ihr Gemahl und Kaiser, mein seliger Vater Peter III., Argwohn gegen sie laut werden ließ, und dennoch stieß sie ihn schmählich mit

Hilfe ihrer Eingeweihten vom Thron, und — in der Nacht noch, da man ihn nach Peterhof gebracht, wurde er ermordet."

„Ich beschwöre Sie, hängen Sie nicht solchen gräßlichen Erinnerungen nach!"

„Davor graut Ihnen, Madame, natürlich! Denn Peter's III. Frau war auch eine deutsche Prinzessin, gleich Ihnen."

„Es kann mich nicht beleidigen," entgegnete sie hoheitsvoll darauf, „was Sie mir da in's Gesicht sagen; Sie sind in der That krank, Sire, und aus Ihnen spricht das Fieber."

Er lachte unheimlich auf.

„Sagen Sie doch wahnsinnig, wie Ihr Hoffräulein! Rufen Sie es doch in die Korridore und aus den Fenstern hinaus! Das ist ja wohl Parole geworden der Verschwörer, die unter Ihren Augen und Ohren ihr Werk treiben und von denen Sie, wie Sie versichern, nichts wissen! Aber Sie werden sehen, wie ich ihnen Allen die Maske vom Gesicht reiße; wie es unter einem furchtbaren Gericht auch Ihnen, Madame, klar werden wird, daß sich unter meinen Nächsten die Verschwörer befinden, welche mir das Schicksal meines Vaters bereiten wollen. Hahaha," lachte er gellend auf, und wie von einer Vision gefesselt, starrte er vor sich hin und kreischte: „Peter Feodorowitsch! Zar aller Reußen! Was haben sie Dir, mein armer Vater, für eine dicke Halsbinde umgebunden! So hast Du sie ja nie getragen! Zeig' doch, zeig' doch, was man Dir für einen blauen Streifen darunter um Deinen Hals strangulirt hat!"

Er stürzte vor, todtenblaß, und fiel beinahe auf den Teppich mit seinem Gesicht. Seine Gemahlin hielt ihn mit ihren Armen auf. Sie dachte daran, Hilfe und den Arzt zu rufen; aber sie schämte sich, den Kaiser in solchem Zustande sehen zu lassen. Mit Thränen sank sie vor ihm nieder, als er sich heftig von ihr losgemacht und wieder herrisch emporrichtete, indem er ausrief: „Meine Garden sind hier, überall. Ich bin auf meiner Hut. Und Ihr seid meine Gefangene, Ihr seid schon in der Gewalt, die über Euch richten wird. Diese Alexa hat Euch verrathen. Ja, ja, das war es, was ich suchte: die Urheber der Gerüchte, daß ich wahnsinnig sei. Hier fiel mir die Rechte in's Garn. Ah, warum schicke ich sie nach Smolna? Im Kloster ist Alles stumm und sie soll doch reden. Gestehen muß sie, denn sie weiß es, warum sie gewagt hat, warum sie sich vorbereitete, in der Kirche vor allem Hofstaat zu rufen: der Zar ist wahnsinnig! Reden muß sie, gestehen. Die Tortur! Die Tortur vorerst!"

Er stürmte auf einen Klingelzug zu, der an der Wand hing. Seine Gemahlin, die sich unter seinem Toben wieder erhoben hatte, hielt ihn am Arm, der sich eben ausstreckte, zurück. Sie hatte um Gnade für Alexa bitten wollen, damit dieselbe nicht nach dem Kloster von Smolna gebracht werde; jetzt, da sie jene mit der Tortur bedroht sah — und sie kannte in solchen Wuthausbrüchen den Starrsinn ihres Gemahls, Befehle tollster Art vollstrecken zu lassen — trieb sie der Schrecken davor an, der Unglücklichen vor Allem ein solches Jammerloos zu ersparen und sie nunmehr nach Smolna zu retten.

„Sire! Sire!" flehte sie. „Rächen Sie sich nicht in solcher Art an einem Mädchen!"

„An einer Potemkin'schen Sklavin!" schrie er. „Die Knute gebührt ihr."

„Begreifen Sie denn nicht, daß die Arme aus Verzweiflung Ihren Zorn erregen wollte, nur um nicht mit Schahir verheirathet zu werden? Genug der Strafe für sie, wenn sie in's Kloster kommt. Dort mag sie ihr Verbrechen büßen, bis es der Gnade ihres Herrn und Zaren gefällt, sie der Freiheit zurück zu geben."

Der Kaiser, wie erschöpft, wandte sich nach einem Sessel, und Maria Feodorowna, aufathmend, daß er die Klingelschnur aus den Augen ließ, geleitete ihn dahin. Er setzte sich. Der Anfall schien vorüber zu sein. Seine Augen blickten ohne die Wildheit von vorher, die Wangen färbten sich. Er strich mit der Hand über seine Stirne, als verscheuche er den letzten Eindruck eines häßlichen Traumes. Seine Gemahlin erfaßte diesen günstigen Moment, um den vertraulichen Ton anzuschlagen, in welchem sie bis vor seiner traurigen Umwandlung und herausfordernd an den Tag gelegten Feindseligkeit gegen sie mit ihm verkehrte.

„Paul!" sagte sie und legte neben ihm stehend ihre Hand auf seine Schulter. „Ich danke Dir, daß Du meiner Bitte Dein Herz öffnest. O, dies Herz — warum verleugnet es sich denn jetzt so sehr gegen mich, gegen Deine Söhne? Haben wir denn im Leben nicht genug des Leides mitsammen getragen, um nun nach bald fünfundzwanzigjähriger Ehe uns nicht mehr zu verstehen? Einst, Paul,

als Deine Mutter Katharina Dich und mich fort und fort in kränkender Zurücksetzung hielt, da saßen wir an manchem Abend in dem einsamen Gatschina zusammen, und Du tröstetest mich mit der Zukunft, wenn Du die Regierung führen würdest. O, wie viel glücklicher lebten wir und waren wir damals gegen heute! Seit einem Jahre ist Dein Vertrauen zu uns gewichen; ich bin nicht mehr Deine Freundin und Du fliehst meine Gesellschaft. Finstere Gedanken bedrücken Dich; mißtrauisch siehst Du auf Deine Familie, als wenn sie Dir nach dem Leben trachtete. Und Du, dessen Güte und Freundlichkeit sonst Aller Herzen gewann, liebst jetzt die Haltung eines Schrecklichen einzunehmen, vor dem Alle zittern sollen, und der meint, die grausamsten Beschlüsse müßten von ihm gefaßt werden, um seine Herrschaft zu festigen. Welch' ein Leben führen wir denn auf dem mächtigsten Throne der Welt! Jeder Arme in seiner Hütte, der glücklich und zufrieden mit seinem Weibe und seinen Kindern lebt, ist ja hundertfach beneidenswerth gegen uns. Einst konntest Du mit Recht sagen, daß Deine Mutter die Schuld an Deinem freudlosen Dasein trage; aber nun bist Du Kaiser und mit all' Deiner Allmacht verbreitest Du um uns, Deine Nächsten, Kummer und Leid, Angst und Schrecken. Und was ist Dein Dasein anderes, als eine Furcht vor Gespenstern, als ein Grübeln über Argwohn und Mißtrauen, das fixe Ideen und unheilvolle Einbildungen gebiert, und ein Schwanken hin und her in Deinem Thun, was Dich gegen Dich selbst erbittert und deshalb so menschenfeindlich macht?"

Sie sprach zuletzt mit solcher Offenheit zu ihm, weil sie ihn unter ihrer, dem tief verwundeten Frauenherzen entströmenden Rede mehr und mehr in Nachdenken hatte verfallen sehen. Merkwürdiger Weise schienen ihm diese Vorwürfe wohl zu thun, und die Kaiserin, welche eines längeren und schwereren Kampfes gewärtig gewesen war, ohne ihres Sieges gewiß zu sein, glaubte jetzt, einen solchen sich im ersten Anlauf errungen und damit vielleicht eine entschiedene Wendung bewirkt zu haben. In diesem Glauben wurde sie bestärkt, als der Kaiser, nachdem sie eine Weile geschwiegen, sinnend auf den Teppich vor sich blickend, sagte: „Geh, Maria, ich will allein sein. Ich weiß, daß Du es gut mit mir meinst und vielleicht hast Du Recht. Ach, es war wahrlich besser, als ich noch nicht Zar war, und," murmelte er leise, „ich hätte es ja nicht zu sein brauchen."

Sie, noch immer eine schöne stattliche Frau, beugte sich zu ihm nieder und drückte einen Kuß auf seine Stirn, das erste Liebeszeichen, welches sie mit ihm seit vielen Monaten tauschte. Er nahm es hin, ohne es zu erwiedern.

„Paul," verabschiedete sie sich liebevollen, freudigen Tones, „ich danke Gott für diese Stunde. Ich habe meinen Gatten wieder gefunden, und so hoffe ich auch, daß Deine Söhne ihren Vater nun wieder haben."

Sie verließ das Gemach. Der Kaiser blieb sinnend auf seinem Sessel und noch lange Zeit allein.

Dann kam, unangemeldet, wie er es durfte, Graf Kutaissow.

„Sire," sagte er, ohne weiter Rücksicht auf die Acht-

losigkeit zu nehmen, in welcher der Zar gegen seine Anwesenheit beharrte, „Ihr Befehl ist vollzogen."

Der Kaiser blickte zerstreut auf.

„Die Frevlerin Alexa ist wohlverpackt und in einem Hofschlitten unter Eskorte eines Offiziers mit zwei Kosaken nach Smolna geschickt. Ich gab dem Offizier eine Ordre in Eurer Majestät Namen mit, bemerkend dabei, daß Sie selbst über das Weitere bestimmen würden."

Paul neigte wieder sein Haupt zu Boden, als interessire ihn gar nicht, was sein Getreuer ihm berichtet. Derselbe versuchte in gewohnter Art seinen Herrn zu unterhalten; aber was er auch sagen mochte, der Zar antwortete nicht oder mit Zerstreutheit und einsilbig. Erst als der Trommelschlag und das Pfeifenspiel den Anmarsch der ablösenden Wache verkündete, stand er auf und trat an's Fenster. Es kam unter klingender Feldmusik erst Preobraschenskoy'sche Garde über die niedergelassene Zugbrücke, welche die Verbindung über den Schloßgraben herstellte, dann Ssemenowskoy'sche. Der Kaiser sah regungslos vom Fenster aus dem parademäßigen Einzug in den Schloßhof zu und stand da noch, als der Major Schahir an der Spitze seines abgelösten Gardebataillons abmarschirte.

Plötzlich riß sich der Monarch aus seiner Unbeweglichkeit und Theilnahmlosigkeit, verlangte von seinem Kammerdiener der Uniform entledigt und in Civil umgekleidet zu werden, befahl seinen Wagen zur Ausfahrt, und bestieg ihn dann unten in der Einfahrt des Palais mit dem Zuruf an den Leibkutscher: „Zur Fürstin Gagarin."

8.

Von den Thürmen Petersburgs schlug es ein Uhr nach Mitternacht. In der Stille der Märznacht marschirte durch die schneebedeckten Straßen geräuschlos ein Bataillon Preobraschenskoy-Garde dem Marsfelde zu, über die Brücke, dann in den Sommergarten. Die alten Linden in demselben boten in ihren entblätterten Kronen Tausenden von Krähen das winterliche Nachtquartier. Das feine Gehör dieser Vögel vernahm in der sonst durch kein Geräusch gestörten Stunde den Tritt der Soldaten und das leise Klirren ihrer Waffen. Wie ein Alarmsignal ließ eine der aufgeschreckten Krähen ihren krächzenden Schrei ertönen, und sogleich antworteten ihre Nachbarn, dann immer mehr und bald erfüllten all' die Hunderte die Luft mit einem durchdringenden Geschrei. Der Lärm war so groß, daß die verschworenen Offiziere, welche beim Bataillon waren, von der Besorgniß erfüllt wurden, der Kaiser in dem nahen Michaelspalais möchte darüber aufwachen, oder der oder jener seiner ergebenen Diener, die dann der Ursache der nächtlichen Störung nachforschen, die ungewöhnliche Truppenbewegung bemerken und dadurch die vorzeitige Entdeckung des Komplotts bewirken könnten.

Aber die Krähen beruhigten sich wieder, nachdem die Soldaten unter ihnen vorübergezogen waren, und es ereignete sich nichts, was der geplanten Ausführung der militärischen Umschließung des Palais ein Hinderniß bereitet hätte. Das Gardebataillon vereinigte sich vielmehr angesichts desselben mit Reiterabtheilungen, welche Pahlen aufrücken ließ, und die Besatzung des Schlosses bestand aus

Truppen der Mitverschworenen, so daß von dieser Seite kein Alarm oder gar Widerstand zu erwarten war. Die angekommenen Mannschaften mit ihren Offizieren und einer Menge der zur Mithilfe geworbenen Generäle und Obersten überschritten die Schloßgräben auf dem Eise und wurden dann in das Innere des Palais geführt, um theils noch einige Räume desselben zu besetzen, theils den Häuptern der Verschwörung bis zu den kaiserlichen Gemächern das Geleit für den Fall des unvermutheten Widerstandes zu geben.

An der Spitze der dahin vordringenden Offiziere, die in ihrer Mehrzahl sich Muth getrunken zu haben schienen, schritt General v. Bennigsen. Sie gelangten, wohlbekannt mit den Räumlichkeiten und überall in denselben von eingeweihten Offizieren empfangen und unterrichtet, unangefochten und durch keine beunruhigende Mittheilung aufgehalten, bis in das Vorzimmer der kaiserlichen Wohnung. Die dienstthuenden Adjutanten waren im Vertrauen und ließen sie auch hier passiren. Am Eingange des Schlafzimmers aber stand einer der Kammerhusaren des Zaren auf Posten, und obwohl er von den hohen Generälen, die er zumeist kannte, keine verrätherische Absicht annahm, so widersetzte er sich doch, seiner Pflicht getreu, ihrem Eintritt in das Schlafgemach. Man packte ihn deshalb und sein Schreien verhindernd, beförderte man ihn zurück unter die ergebenen Wachen, welche man mitgeführt hatte.

Nur Bennigsen mit dem Fürsten Subow, Beide in großer Uniform, den Hut auf dem Kopfe, den Degen in der Hand, traten durch die freigemachte Thüre.

Der Kaiser schlief und hatte nichts von dem Lärm im Vorzimmer gehört. Erst als die zwei Generäle vor sein Bett sich hinstellten, schlug er die Augen auf und richtete sich bestürzt in die Höhe.

„Subow! Bennigsen! Was wollt Ihr hier, um diese Zeit? Ha," stieß er dann wild, Alles errathend, heraus, „Ihr seht wie Mörder aus!"

Mit eisiger Ruhe entgegnete ihm Bennigsen: „Sire, Sie sind verhaftet!"

„Was? Ich, der Zar? Wer wagt das? Wer schickt Euch?"

„Sire, Sie sind in unserer Gewalt, wie das ganze Schloß. Unnütz wäre jeder Versuch von Widerstand."

„Ergeben Sie sich in Ihr Schicksal!" setzte Subow hinzu. „Danken Sie ab und ersparen Sie es uns, Sie dazu zu zwingen."

„Mich zwingen?" rief Paul und wollte aus dem Bett springen.

Bennigsen hielt ihm seinen Degen vor, und während Subow nach der Thüre lief, um die zunächst draußen gebliebenen Offiziere herein zu lassen, sagte er zum Zaren: „Sire! Verhalten Sie sich still. Es kann sich sonst um Ihr Leben handeln. Wir trachten nicht darnach, wenn Sie sich fügen und eine Abdankungsurkunde unterzeichnen, die ich bei mir führe. Versprechen Sie es mir und ich lasse Sie aufstehen."

„Du Schuft, glaubst Du, daß ich mich so einschüchtern lasse? Wer gibt Euch ein Recht, Euch an Eurem Kaiser zu vergreifen? Wer?"

„Rußland, Sire! Es kann keinen Wahnsinnigen zum Herrscher brauchen."

„Wahnsinnig? Wirklich? Wäre ich es? Nun," lachte der Zar ingrimmig auf, „wäre ich es nicht, so könnte ich es jetzt werden. Ha, diese Alexa? So war es richtig die Parole! Und ich Thor, der noch wartete, zuzuschlagen. Wenn mich meine Frau mit süßen Reden nicht davon abgehalten hätte, so würde ich Euch Alle wohl noch rechtzeitig gepackt haben. Aber ich war verrathen ringsum. O, ich ahnte es! Auch von Pahlen also, der mich bis morgen vertröstete. Verflucht Ihr Alle!"

„Fassen Sie sich, ich rathe es Ihnen in Ihrem Interesse," erwiederte ihm Bennigsen auf diesen Ausbruch von Zorn und Grimm. „Unterschreiben Sie!"

„Meine Thronentsagung? Zu wessen Gunsten denn?"

„Zu Gunsten Ihres Sohnes Alexander!"

„Also auch richtig, wie ich gedacht! O, wäre ich doch meinem Kopf, meinen Ahnungen gefolgt! Ich würde Euch meinen Wahnsinn haben spüren lassen!"

Er sah durch die Thüre ein Dutzend hoher Offiziere mit gerötheten Gesichtern, wild erregt und in drohender Haltung eindringen.

„Halt!" schrie er im Kommandotone ihnen zu und sprang vollends aus dem Bett, stand daneben aufrecht, wie wenn er eine Parade abzunehmen habe, und fuhr fort: „Halt, sag' ich, Euer Zar! Tod dem, der sich noch rührt! Hört Ihr? Tod dem, der —"

Er konnte nicht ausreden. Einer der Offiziere, die vor seinem Wort nicht eine Sekunde gestutzt hatten, faßte ihn am Arm.

„Hundsfott!“ rief, ihn mit überlegener Kraft zurückstoßend, der Kaiser und rannte dann hinter einen großen Ofenschirm.

„Sire! Sire!“ mahnte Bennigsen ihn wieder, „thun Sie doch nichts Wahnsinniges. Wollen Sie denn in einem Kampf Ihr Leben auf's Spiel setzen?“

„Ihr mordet mich ja doch! Wozu seid Ihr denn hier, als um mir das Schicksal meines Vaters zu bereiten?“

Er blickte mit rollenden Augen nach einem Tisch unweit von sich, auf dem mehrere geladene Pistolen lagen. Aber Bennigsen war diesem Blick gefolgt und stellte sich mit gezogenem Degen vor den Tisch. In demselben Augenblick stürzte auch die ganze Masse der Verschworenen auf den Zaren und durch die Thüre eilten noch Diejenigen herbei, welche vor derselben stehen geblieben waren. Ein Menschenknäuel wälzte sich hinter dem Ofenschirm am Boden.

„Man hätte es schon lange mit Ihnen ausmachen sollen,“ hörte man aus dem Knäuel eine rohe Stimme.

„Was wollt Ihr? Banditen! Mörder!“ drang der gellende Schrei des Zaren durch das Stimmengewirr der Verschwörer, die den Kaiser zu Boden gedrückt hielten.

Ein General riß die Schärpe vom Leibe und warf sie in das Handgemenge.

„Hier!“ rief er dabei. „Wer macht kurzen Prozeß? Einen Kaiser, den man absetzt, muß man nicht leben lassen. Daß wir Narren wären!“

„Mensch ist Mensch! Und der hier hat den Tod

hundertmal schon verdient. Zwei meiner Brüder hat er unschuldig nach Sibirien geschickt," schrie ein Anderer.

Man sah die silberne Schärpe durch die Hände fliegen und um den Hals des daliegenden, verzweiflungsvoll gegen seine Mörder ringenden Zaren schlingen, der in abgerissenen Worten kreischend hervorstieß: „Und Keiner hier, der mir hilft! — Ein Herzogthum für ihn! Bennigsen! — Du! — Mein Tod — über Rußland! Es — mordet alle seine — Kaiser."

„Schweig! Wenn Ludwig XVI. sterben mußte, um der Sünden seines Geschlechtes willen, so mußt mit mehr Recht Du den Tod erleiden. Wir sind Richter und nicht Mörder!"

Noch eine Weile lautloses, um so schrecklicheres Hin- und Herzerren am Boden, dann erhob sich einer der Offiziere nach dem anderen vom Boden.

Eine gräßliche That war geschehen — Zar Paul I. von Rußland weilte nicht mehr unter den Lebenden.

„Er ist todt!" sagte ein Kapitän und schaute triumphirend auf den regungslosen Zaren.

„Es ist am besten so; von ihm ist nun nichts mehr zu fürchten. Er durfte nicht leben bleiben."

Jetzt umstanden Alle die Leiche des Zaren. Bennigsen, der dem schrecklichen Kampf, welcher wohl zehn Minuten lang gewährt, von seiner Stellung am Tische mit finsteren Mienen, aber ohne sich zu rühren, zugesehen hatte, steckte seinen Degen ein und murmelte halblaut: „Er hat es so gewollt. Sein Verhängniß hat sich erfüllt. Es lebe Alexander, unser neuer Zar! Folgen Sie mir, meine Herren!"

Der Schwarm der hohen Offiziere, deren Hände noch zitterten, drängte sich aus dem Todtenzimmer hinaus und wandte sich draußen auf dem breiten Korridor dem entfernten Flügel des Schlosses zu, wo die Großfürsten wohnten. Graf Pahlen stieß hier mit anderen Offizieren zu ihnen; er hatte sich bisher außerhalb des Palais aufgehalten, und kam jetzt erst, um sich zu erkundigen, wie die Sache verlaufen sei.

„Zar Paul ist todt!" sagte Bennigsen, ohne eine Miene zu verziehen, zu ihm.

„Todt?" rief Pahlen erschrocken, und die Gesichter der Offiziere prüfend, errieth er, was geschehen war. Er neigte ernst sein Haupt, ohne mehr zu fragen. Dann bestimmte er die Offiziere, sich in die Kasernen zu begeben und den Truppen daselbst das tragische Ereigniß und die Thronbesteigung Alexander's mitzutheilen. Er selbst mit Bennigsen und nur mit einigen, dem Großfürsten näher stehenden Generälen begab sich nach der Wohnung desselben.

Wie es noch von Paul angeordnet war, hinderten überall Doppelposten den freien Zutritt, und Alexander wie sein Bruder Konstantin durften ihre Zimmer nicht verlassen. Sie wußten, daß in dieser Nacht ihr Schicksal sich entscheiden sollte; aber eine Nachricht von dem, was wirklich stattgefunden, war noch nicht zu ihnen gedrungen; auch die Posten auf den Korridoren hatten noch nichts erfahren. Erst als Pahlen, den sie als den Gouverneur passiren zu lassen hatten, mit seinen Begleitern den Weg an ihnen vorüber nahm, theilte er ihnen mit, daß den

Kaiser Paul der Schlag gerührt habe und er infolge davon eben verschieden sei.

Dasselbe, und nichts Anderes, so vereinbarte er mit seinen Genossen, sollte der kaiserlichen Familie und der offiziellen Welt gesagt, und der Mord, gleichviel, ob man von ihm als offenem Geheimniß rede, bestritten werden. Als er in das Gemach eintrat, wo Alexander sich aufhielt, fand man diesen mit Konstantin zusammen, Beide in furchtbarer Erregung. Sie hatten Beide in voller Uniform erwartet, was in dieser verhängnißvollen Nacht entschieden werden würde.

Von Schauder geschüttelt, vernahmen sie, was man ihnen, wie in feierlicher Botschaft einer Deputation der Armee, ankündigte: die Absetzung des Vaters, infolge davon den Tod desselben durch Schlagfluß, und andererseits den Beginn der Regierung des legitimen Thronfolgers Alexander I.

Graf Pahlen unterbreitete ihm dabei die Proklamation, welche dieses Ereigniß feierlich verkündigen sollte, zur Unterschrift.

Schweigend setzte Alexander seinen Namenszug unter die Schrift, und ohne eine weitere Unterredung zu führen begab sich der General Pahlen mit seinen Begleitern von dannen, um die Proklamation in aller Frühe des Tages den gesammten Truppen von Petersburg unter Trommelschlag zur Kenntniß bringen zu können. Nur Bennigsen blieb zurück, um für die Sicherheit der kaiserlichen Familie zu stehen und als Oberstkommandirender im Palast die Regelung aller nächsten Angelegenheiten daselbst in der Hand zu behalten.

Das Erste, was Alexander, nachdem er mit diesem General allein war, zu ihm sagte, war, daß er sich zur Kaiserin begeben möge, um sie von dem Vorgefallenen schonend in Kenntniß zu setzen. Bennigsen gehorchte. Er fand die hohe Frau in höchster Aufregung, denn sie hatte den Lärm im Schlosse gehört und sich zu ihrem Gemahl, dann zu ihren Söhnen begeben wollen, woran sie jedoch die Posten auf den Verbindungsgängen, wie ihnen der General beim Eintritt in's Palais ausdrücklich hatte befehlen lassen, durchaus verhinderten.

„Excellenz," sagte sie, ihm mit fliegenden Gliedern und zornig entgegentretend, „Sie waren es, wie ich gehört, der mir meine Freiheit genommen?"

„Ja, Majestät, und ich komme, Ihnen im Namen des Kaisers Alexander . . ."

„Des Kaisers Alexander?" rief sie außer sich und hob die Hände zum Himmel. „Alexander? Wer, wer hat ihn zum Kaiser gemacht?"

„Die Nation, Madame; die Garden haben ihn dazu ausgerufen und den Zaren Paul als regierungsunfähig des Thrones für verlustig erklärt."

„Also eine Verschwörung, also doch! Und wer —"

„Es waren von allen Patrioten dabei, vom Militär, vom Civil und vom Hofe."

„Lassen Sie mich," rang es sich aus ihrer wogenden Brust, „zum Kaiser Alexander gehen."

„Aber," versetzte er mit der ihm eigenen Ruhe, „nur unter einer Bedingung, Madame."

„Bedingung? Noch immer bin ich also nicht frei?

Fürchten Sie nicht," hob sie stolz ihr Haupt empor, „daß ich Sie dies bereuen lassen kann?"

„Nein, Madame; denn ich thue meine Pflicht. Was immer nachher mein Lohn dafür sein mag, in dieser Stunde, Majestät, in der ich mit meinen Mitverschworenen, für Rußlands Wohl besorgt, Ihren Sohn auf den Thron gesetzt habe, muß ich dafür einstehen, daß die Revolution glatt und ohne Kampf und Blutvergießen weiter durchgeführt werde. Dazu gehört, daß Sie verhindert werden, im letzten Moment unserer Sache noch eine andere Wendung zu geben, indem Sie vielleicht in Ihrem Schmerze über den Tod Ihres Gemahls —"

„Mein Gemahl ist todt?" schrie die Kaiserin auf.

„Ich kann es Ihnen nicht verschweigen."

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und blieb Minuten lang in dieser Stellung. Thränenlos vor übergroßem Schmerz starrte sie dann noch, als ihre Arme schlaff herabgefallen, vor sich hin.

„Todt!" entfiel es endlich ihren Lippen. „So hatte er richtig geahnt! Und wie starb er?" fragte sie mit mißtrauischer Scheu, indem ihre brennenden Augen sich auf das kalte, regungslose Gesicht des alten Feldherrn hefteten.

„Er starb," antwortete dieser ohne Zögern, „im Jähzorn über die Thronentsagung, die wir ihm abforderten."

Die Kaiserin schwieg und kämpfte die Zweifel nieder, die diese Mittheilung des Generals in ihr zurückließen. Wie gewaltsam sich von diesem schmerzlichen und schrecklichen Gegenstande des Gespräches losreißend, fragte sie

dann: „Sie sprachen von einer Bedingung, unter der Sie mich nur zu meinem Sohne, dem Kaiser Alexander, gehen lassen würden?"

„Ja, Madame: wenn Sie meine Begleitung dahin annehmen und mit Niemand außer ihm sprechen."

„Ich nehme diese Bedingung an," erwiederte sie.

Bennigsen führte sie darauf zu den Gemächern ihres Sohnes, der ihr entgegen eilte, als er sie sah, sie umarmte und seine strömenden Thränen nun mit den ihrigen vereinte.

Sie sprachen lange Zeit kein Wort mit einander.

„Liebe Mutter!" sagte er endlich. „Erfülle mir eine erste Bitte, nun ich durch die unselige Fügung des Schicksals Zar geworden bin: verlassen wir allesammt dieses schreckliche Palais, in dem wir niemals eine frohe Stunde gehabt, in dem uns, wie kein belebender Sonnenstrahl des Himmels, so keiner des Glückes geschienen hat, und das sich, wahrlich! mein Vater nur zu seiner Todtengruft erbaute. Uebersiedeln wir sofort, noch ehe es Tag wird, in's Sommerpalais. Es wird uns Alle ruhiger stimmen!"

„O, mein Sohn," erwiederte die Kaiserin darauf, „Du kommst meinem innersten Wunsch zuvor. Nie habe ich dieses Haus anders als mit Widerwillen betreten, und gern verlasse ich es für immer. Nur erfülle auch mir eine Bitte! Laß uns zuvor noch an der Leiche Deines Vaters beten."

Alexander blickte verlegen auf den General v. Bennigsen, der jedoch zustimmend nickte und sagte: „Nichts ist natürlicher, als dies Begehren Ihrer Majestät. Gestatten Sie

nur, daß ich die Anordnungen treffe, den Zaren Paul aufzubahren. Er fiel, vom Schlag getroffen, zur Erde nieder, und in der Verwirrung wird es vielleicht die Dienerschaft noch nicht übernommen haben, ihn in's Bett zu legen."

Da erschreckte die Kaiserin und ihren Sohn ein plötzlich wie Donnerrollen vernehmbarer Lärm von außerhalb des Palastes her. Nur Bennigsen blieb in seiner Gleichmüthigkeit.

„Was ist dies, um Gottes willen?" rief Alexander aus, und suchte aus dem Fenster hinaus die nur von einigen Laternen im Schloßhof gebrochene Finsterniß zu durchdringen.

„Die Truppen vor dem Palast rufen Hurrah zur Huldigung des Zaren Alexander's I.," klärte der General auf. Dann zog er seinen Degen, senkte ihn vor dem neuen Herrscher und sagte ehrerbietig dabei: „Heil und langes Leben Dir, Zar Alexander Paulowitsch! Heute fängt eine neue, eine glückliche Zeit für Rußland an!"

9.

In dem Schlafzimmer, wo Paul I. seinen schmählichen Tod gefunden hatte, war er von der Dienerschaft auf ein Feldbett gebahrt worden. Man hatte ihn in seine Uniform gekleidet; sein Kopf war durch einen großen Militärhut bedeckt; seine rechte Hand, die durch Wunden entstellt worden, war gegen die Sitte bei solch' kaiserlicher Todtenparade mit einem Handschuh versehen.

Der General v. Bennigsen, welcher diese Aufbahrung in aller Eile angeordnet hatte, nahm nach Beendigung

derselben eine erste Musterung derselben vor. Er war allein in dem Gemach, das von zwei fünfarmigen Kerzenleuchtern rechts und links neben dem Todtenbett in eine feierlich stimmende Beleuchtung versetzt worden war. Minuten lang stand er ernst und sinnend vor dem Todten. Vor der Thüre hielt einer seiner Offiziere mit einigen Gardesoldaten die Wache, um Niemanden, außer auf seinen Befehl, den Eintritt zu gestatten. Er rief den Offizier herein.

„Der Kammerdiener!" befahl er demselben.

Bald darauf erschien der Gerufene.

„Verschaffe Dir augenblicklich Schminke," sagte er zu ihm. „Irgendwo wirst Du sie, wenn nicht anders, so bei den Kammerfrauen finden, die ja eben zum Aufbruch sich fertig machen müssen. Schnell, ich warte darauf."

Der Kammerdiener, der an der Aufbahrung seines todten Herrn Theil genommen hatte, entfernte sich, um zu thun, was ihm der militärische Gebieter im Palais geheißen.

Wieder war Bennigsen allein bei der Leiche. Er ging mit großen Schritten langsam im Zimmer hin und her, seinen Gedanken sich überlassend. Dann kam der Kammerdiener mit ein paar Schminkbüchsen; er hatte sehr wohl errathen, wozu sie der General befohlen. Mit bezeichnender Handbewegung zu dem Todten hin, fragte er, ob er dem Gesicht desselben die täuschende Farbe auflegen solle. Und als Bennigsen nickte und sich vor die Leiche stellte, um der Verrichtung des Dieners zuzusehen, begann derselbe die Wangen des Zaren mit Fleischfarbe zu betupfen. Denn

wiewohl das Gesicht Paul's nicht weiter entstellt war, so verrieth seine bläuliche Farbe doch die Wirkung des gewaltsamen Todes.

Diese grausige Anwendung der Toilettenkunst war bald beendigt.

„Gut," sagte der General. „Man soll die Schminke immer wieder während der Ausstellung der Leiche anwenden, wenn sich die Nothwendigkeit dafür herausstellt."

Er winkte dem Diener zu gehen, dann befahl er dem wachthabenden Offizier vor der Thüre, dem Kaiser Alexander zu melden, daß Alles bereit sei.

Es schlug vier Uhr. Im Innern des Palais, wo es bisher nach der lärmenden Entfernung der Verschworenen wieder unheimlich still gewesen war, wurde es geräuschvoll, und unten im Schloßhof hörte man die bestellten Hofwagen auffahren, in denen über Hals und Kopf die aus ihren Betten gejagten Dienerschaften und Hofbeamten die ihnen von dem neuen Kaiser noch in der Nacht befohlene Uebersiedelung nach dem Sommerpalais vornahmen.

Endlich erschien Alexander mit seinem Bruder Konstantin, und die Kaiserin, tief in Schwarz gekleidet, in ihrer Begleitung.

Bennigsen zeigte auf die Leiche, verbeugte sich und verließ darauf schweigend das Zimmer.

Die Wittwe des Zaren mit ihren zwei ältesten Söhnen stellte sich zu Füßen des Todten auf, und nachdem sie einen langen, schmerzlichen Blick auf denselben geworfen, brach sie in Thränen und Schluchzen aus. Nicht minder heftig äußerte sich der Schmerz Alexander's; auch der

rauhe Konstantin weinte aufrichtige Thränen, aber still für sich und finster auf das Antlitz seines Vaters blickend.

Maria Feodorowna sank auf die Kniee, faltete ihre Hände auf dem Rand des Feldbettes zu Füßen des Todten, und auf ihn schauend, von Thränen überströmt, betete sie laut: „Herr Gott im Himmel, der Du in die Seelen der Menschen siehst, Du weißt es, daß ich keinerlei Schuld habe an seinem Untergange, daß ungerechter Verdacht mich von ihm getroffen, ich sei ihm feindlich gesinnt und im Einverständniß mit seinen Feinden. Vielleicht starb er in diesem Glauben, vielleicht sind mit einer Verdammniß gegen uns seine verwirrten Sinne erloschen. Aber hier bezeuge ich im Angesicht des Todten, der mir im Leben am nächsten gestanden, daß ich auch nicht geahnt habe, welche Verschwörung sich gegen ihn gebildet, und daß meine beiden Söhne dazu gehörten. Und hier," kam es so düster und feierlich aus ihrem Munde, daß Alexander erschrak und Konstantin betroffen seine Augen auf ihn richtete, „hier schwöre ich zu Dir, Kaiser Paul, auf Deinem Todtenbett, daß ich mich lossagen würde von meinen Söhnen, wenn sie vorher die Kenntniß gehabt hätten, daß ihr Vater unter Mörderhänden enden soll, um den Thron für sie frei zu machen. Alexander, sage mir die Wahrheit; Konstantin, auch Du! Angesichts Eures todten Vaters, über dessen gewaltsames Ende in mir kein Zweifel ist, fordere ich Euch auf, mir Rede auf meine Frage zu stehen."

„Das kann ich geloben, Mutter!" rief Alexander mit Ungestüm. „Niemals haben Diejenigen, welche mir die

Nothwendigkeit vorstellten, zu unserer persönlichen Sicherheit und zu Rußlands Wohlfahrt der Thronentsetzung meines Vaters zuzustimmen, von einer Ermordung desselben gesprochen. Nie habe ich sie ihnen zugetraut, nie an die Möglichkeit einer solchen gedacht."

„Auch ich nicht!" sagte Konstantin fest. „Was ich überhaupt von der Verschwörung wußte, erfuhr ich einzig nur durch Alexander's brüderliches Vertrauen. Ich klage den erlauchten und bejammernswerthen Todten in kindlicher Pietät nicht an, daß er uns in unserer Freiheit und unserem Leben selbst offen bedrohte. Aber gewiß ist, theure Mutter, hätte unser Vater, dessen Geist ohne Zweifel gestört war, noch diesen heutigen Tag in der kaiserlichen Machtvollkommenheit erlebt, so würde sich uns, auch Dir, der Kerker geöffnet haben. Sein Schicksal haben nicht wir, sondern Andere beschlossen. Und wer sagt denn, daß er ermordet worden ist? Liegt es denn nicht nahe, daß er im Zorn über seine Absetzung vom Schlage gerührt worden ist? Würde das Antlitz seiner Leiche einen solchen Anblick bieten, wenn er unnatürlichen Todes gestorben wäre?"

„O Konstantin!" entgegnete abwehrend die Kaiserin; dann zeigte sie auf den Handschuh, den die eine Hand des Zaren trug, und auf den Hut, den man ihm aufgesetzt.

Der Großfürst in seinem wilden Ungestüm wollte den Hut abheben; aber sein Bruder fiel ihm in den Arm.

„Nicht, nicht — das wäre Entweihung seiner Ruhe! Geschah ein Verbrechen über den Akt der Absetzung hin-

aus, die nach Allem, was wir wissen, vor Gott und Menschen zu rechtfertigen ist, so mögen es Jene verantworten, die es auf sich geladen. Als Sohn will ich es mit meinem Gebet zu sühnen suchen, als Kaiser will ich es nicht kennen. Lassen wir dem Grabe sein Geheimniß und möge es uns nicht Rache, sondern Versöhnung abfordern, damit wir, was in unserer Macht liegt, der unheilvollen Kette von Schuld und Verbrechen in unserem Geschlecht keine Verlängerung mehr geben."

Die Kaiserin hatte sinnend diesen Worten zugehört. Sie neigte dann, wie sie billigend, ihr Haupt und sagte: „Du bist jetzt Zar, Alexander, und die Erinnerung an den tragischen Untergang Deines unglücklichen Vaters kann Dir nicht verloren gehen. Möge Dein Leben und Dein Regieren glücklicher sein, und da Dein Gewissen rein ist von jeglicher Blutschuld, so nimm denn den Segen Deiner Mutter mit Dir von diesem Todtenbett."

Sie reichte ihm die Hand und auch dem Großfürsten Konstantin; sie zog sie weinend Beide an sich und nahm im wiedergefundenen Vertrauen von ihnen die kindlichen Küsse entgegen. Dann machte sich Konstantin frei von ihr und umarmte in neuer Aufregung seinen Bruder.

„Alexander!" rief er heftig aus. „Jetzt bist Du Zar! Niemals möchte ich es sein. Sollte es jemals der Fall sein, daß ich als Nächster am Throne stände und berechtigt wäre, ihn zu besteigen — hier lege ich freiwillig meinen Eid ab: ich werde nie dies Recht in Anspruch nehmen, niemals die Zarenkrone auf mein Haupt setzen. Statt meiner soll von heute an unser Bruder Nikolaus als Dein

Nachfolger gelten. Er weiß von der Geschichte dieser Nacht nichts; kein dräuendes Gespenst wird ihm dereinst der Schatten seines Vaters sein. Mich wird es immer zum Ingrimm gegen die Menschen reizen; Dich, der Du weiser bist, wird es davor warnen."

Weder sein Bruder noch seine Mutter entgegnete etwas darauf. Wie auf ein gegebenes Zeichen gingen alle Drei zu einem stillen Gebet über. Dann verließen sie das Todtengemach, um sich sogleich hinunter zu den Wagen zu begeben, welche sie nach dem Sommerpalais, der Residenz des neuen Zaren, führen sollten.

10.

Während diese tragische Erhebung eines Kaisersohnes auf den Thron seines Vaters erfolgte, harrte Graf Sergei Sorin in begreiflicher Aufregung noch der Dinge, die da kommen sollten. Sein Antheil an der Verschwörung war zwar kein entscheidender, aber er gehörte doch zu den Mitwissern eines großen, eines weltgeschichtlichen Ereignisses, das in der Stille dieser Winternacht sich vollziehen sollte, und dessen folgenschwere Bedeutung ihm auf die Seele gefallen war.

Mit düsterem Ernst hielt er sich für die Aufgabe bereit, die Graf Pahlen ihm übertragen. Um ein Uhr ließ er das von ihm befehligte Chevauxlegers-Bataillon alarmiren und im Kasernenhof Aufstellung nehmen. Ein solcher Vorgang regte natürlich die Leute und noch mehr die Offiziere des Bataillons auf, und darum theilte diesen Graf Sorin mit, daß er Nachrichten über Unruhen in der

Stadt erhalten und über Gerüchte, die von einem Krankheitsanfall des Zaren sprächen. Auf diese Weise bereitete er die Stimmung seiner Truppe für den Fall vor, daß er nach dem Michaelspalais zu Hilfe eilen müsse, oder auf günstige Nachricht unverweilt die Anerkennung Alexander's als Kaiser proklamiren lassen wollte.

Todesstille war in dem Viertel, in dem sich die Kaserne der Chevauxlegers befand. Sergei klopfte vor banger Ungewißheit dessen, was in dieser Stunde sich ereignen würde, das Herz. Die Sterne hoch oben am dunklen Himmel sahen, was geschah. Er blickte zu ihnen auf, als befrage er sie. Sein Schicksal und das der Geliebten stand vor der Entscheidung. Mehr als Rußland lag ihm jetzt Alexa im Sinn; mehr als der Wechsel der Regierung, der gewaltsam bewirkt werden sollte und für den auch er seinen Degen gezogen hatte, erfüllte ihn jetzt mit Sorgen, wo Alexa weilte. In Smolna, im Kloster — er wußte es wohl. Gleich nach dem ungeheuerlichen Auftritt am Morgen in der Michaelskapelle hatte er vom Grafen Pahlen selber gehört, daß sie der zornige Zar dahin verwiesen, und daß sie bereits dorthin gebracht worden war. Hoffte sie da auf die Befreiung, die er ihr in dem Billet binnen vierundzwanzig Stunden versprochen? Glaubte sie daran? Schwebte sie, die mit solcher Kühnheit dem Kaiser vor allem Hof, vor dem Altar selber getrotzt hatte, nicht vielleicht in großer Angst, nachdem sie überlegt, was sie gethan?

Er hatte mit Entsetzen vernommen, daß sie, wie in einem Ringkampf mit dem Kaiser, es durch die heiligen

Hallen geschrien: der Zar sei wahnsinnig. Wie war sie nur darauf gekommen? Warum trieb sie die Weigerung zur Zustimmung ihrer Ehe mit Schahir, die er ihr als einziges Mittel der Rettung gerathen, bis zu einem so direkten und verwegenen Angriff auf den Kaiser. Warum gab sie gleichsam schon am Morgen inmitten höfischen Gepränges die Parole aus, unter der jetzt in der Nacht die verschworenen Generäle vorgingen, um der Herrschaft dieses Wahnsinnigen ein Ziel zu setzen? Wußte sie, was diese wußten, und sollte auch sie gar in das Komplott eingeweiht gewesen sein?

Alle diese Gedanken bestürmten Sergei, indeß er auf die erste Ordonnanz vom Michaelspalais wartete. Und die Zweifel schlichen sich hindurch, ob das Komplott so schnell und unfehlbar, wie dessen Eingeweihte annahmen, ob es überhaupt gelingen werde. Konnte von den Offizieren, die dazu gehörten, und bei der Sorglosigkeit, welche die Häupter wegen des Geheimnisses bezeigt, nicht ein Verräther in letzter Stunde noch dem Kaiser Alles entdecken? Ja, konnte nicht Alexa's tollkühnes Wort den Verdacht des Zaren so stark aufgerufen haben, daß er durch seine Vertrauten Anstalten getroffen, wodurch das Unternehmen der Verschwörer vereitelt würde?

Und dann, wenn es mißglückte, dann war Alexa, die sich vor Schahir wohl gerettet hatte, im Kloster Smolna für immer begraben, in jedem Fall verloren für ihn, den entdeckten Verschwörer, dem, wenn nicht der Tod, so doch die Bergwerksstrafe in Sibirien sicher war.

Aus diesen marternden und mehr und mehr seine

Phantasie erhitzenden Gedanken riß ihn die Ankunft eines Reiters, der in den Kasernenhof sprengte und ihm eine Depesche Pahlen's überbrachte. Sie enthielt kurz und klar die Entscheidung: Kaiser Paul war abgesetzt und am Schlagfluß gestorben; Zar Alexander war sein Nachfolger.

Sergei stutzte doch. Kaiser Paul todt? Vom Schlag gerührt? Möglich wohl, daß es so zusammengetroffen; aber er hielt einen gewaltsamen Tod für wahrscheinlicher und dankte dem Himmel, daß er in den geheimnißvollen Kreis dieses Ereignisses nicht gezogen worden war.

Dann ließ er sein Bataillon unter Waffen treten und kündete ihm an, was geschehen.

„Es lebe der Kaiser Alexander I.!"

Das Hurrah seiner Soldaten antwortete ihm.

Eine neue Ordonnanz sprengte heran. Sie überbrachte Sergei Sorin den Befehl, auf der Stelle nach dem Sommerpalast zu marschiren und die Wache daselbst, wohin der Zar Alexander mit dem Hofe übersiedele, zu beziehen.

Durch die finstere Nacht nahm er mit seinen Chevauxlegers den Marsch dahin.

Wie anders seine Stimmung nunmehr! Der Haß, den der Kaiser Paul in ihm aufgerufen, war erstorben; der Tod des Unglücklichen, dessen Wahnsinnsbeschluß ihn zum Verräther und Rebellen gemacht, hatte ihn versöhnt. Um seiner Liebe willen, für die er das Höchste zu opfern bereit war, hatte er den Sturz des Todfeindes ersehnt, der ihm so unvermuthet und ohne Grund erwachsen; nun er dahingestreckt war, einem düsteren Verhängniß verfallen, hatte er nicht mehr mit ihm zu rechten.

Bald nachdem er mit seinem Bataillon in den Sommerpalast eingerückt war, kam Alexander und die kaiserliche Familie und bezog die noch kalten, für einen Aufenthalt noch nicht recht eingerichteten Gemächer, die mit Kerzen Hals über Kopf dürftig erleuchtet worden waren. Denn noch war die Sonne des 12. März des Jahres 1801, des ersten Tages der Regierung Alexander's I., nicht aufgegangen.

Dem erhaltenen Befehl gemäß meldete sich Graf Sorin bei seinem neuen Souverän. Alexander empfing ihn bleich und ernst, als einen Freund, wie sonst.

„Ihre Truppen, Sorin, haben mir zuerst gehuldigt. Ich weiß von Bennigsen, daß Sie zu meinem Schutze sich bereit gehalten haben. Genug davon. Von dem Schleier dieser unglückseligen Nacht will ich nichts mehr lüften. Es ist geschehen, was ich nicht hindern konnte, nicht mehr hindern durfte, und es ist mein beklagenswerthes Loos, mit dem ersten Schritt auf den Thron es bis in's Innerste des Herzens schmerzlich zu empfinden, daß ich zum Kaiser des russischen Reiches bestimmt war. Gewährt es mir in dieser ersten Stunde, daß ich es bin, eine Genugthuung, so ist es meine Macht, das Ihnen zugefügte Unrecht wieder gut zu machen und die arme Alexa Ihnen zurückzugeben. Ich werde Ihnen nachher meinen schriftlichen Befehl zustellen lassen, der Alexa die Klosterpforten wieder öffnet. Wollen Sie selbst ihn nach Smolna überbringen — ich vermuthe es — so wird ein Hofschlitten zu Ihrer Verfügung sein."

„Sire," antwortete Sergei darauf. „Ich zweifelte nicht an dieser Güte Ihres Herzens gegen das so schwer

heimgesuchte Mädchen, und mit meinem innigsten Dank dafür verbinde ich die Bitte, ihm zu verzeihen, was es in seiner Verzweiflung zu viel gethan."

„Mir selbst ist so viel zu verzeihen, Sorin, daß ich wohl am allerwenigsten unserer Alexa gegenüber einen Vorwurf über ihre Selbstvergessenheit erheben kann. Sie ist als Weib auf's Tiefste gekränkt worden, sie hat als Weib sich gewehrt. So mag auch die scheue Gemse, die der Jäger verfolgt, zwischen dem Tod von seiner Hand und dem Abgrund stehend, bis zu dem sie sich geflüchtet hat, ihrer Natur entgegen sich plötzlich gegen den Verfolger wenden, um ihn im Instinkt der Nothwehr in den Abgrund zu stoßen. O, ich verstehe Alexa, und es wird Niemand von uns verkennen, daß eine solche todesmuthige Entschlossenheit bei ihr nur aus dem Aufruhr ihrer ganzen Natur hervorbrechen konnte."

Alexander hielt zögernd inne, als überlege er nochmals, was er Willens war, diesen Worten hinzuzufügen. Der Graf verstand in den Empfindungen, die ihn wegen dieser Angelegenheit beseelten, das Zögern zu deuten und kam daher mit Eifer demselben entgegen.

„Sire," sagte er, „gestatten Sie mir den Wunsch in Rücksicht sowohl auf Alexa wie auf die kaiserliche Familie auszusprechen, deren Obhut sie sich bisher erfreuen durfte, daß ich mich von Smolna heute noch ungesäumt mit Alexa auf meine Güter begebe."

„Wie?" rief der Zar überrascht aus, und doch merkte man, daß er erfreut über diesen Wunsch war. „Sie wollen Petersburg verlassen?"

„Und um meine Entlassung als Major hiermit Eure Majestät selbst gebeten haben.“

„Sorin! Was soll ich davon denken?“

„Daß ich meinen Degen zu Ihren Füßen niederlege, Sire, weil ich es mit meiner Ehrenpflicht nicht vereinbar halte, ihn in des Kaisers Dienst noch länger zu tragen. Ich habe meinen Eid gebrochen, und kann ich mich auch damit rechtfertigen, daß ich von diesem Eide mich dem geistesgestörten Kaiser gegenüber im Interesse des Vaterlandes für entbunden erachtete, so gibt mir diese Entschuldigung doch nicht, ebenso wenig wie die gnädige Verzeihung Eurer Majestät, den freudigen Stolz zurück, mit dem ich bisher die Uniform getragen habe.“

Sinnend ließ Alexander seine großen blauen Augen auf ihm ruhen. Er reichte ihm die Hand und erwiederte: „Sie sind sehr zartfühlend. Ich muß Ihre Gründe wohl gelten lassen, lieber Graf.“

„Und, Sire, es ist meinerseits, ebenso von Alexa, nur eine Ihnen und der kaiserlichen Familie schuldige Rücksicht, wenn wir sorgen, daß unsere Verheirathung zur Zeit nicht die peinliche Erinnerung an den Auftritt in der Michaelskapelle lebhafter wieder aufrufe. Ich bin überzeugt, daß Alexa meine Auffassung theilt, und daß ich mich für berechtigt erachten darf, hier auch in ihrem Namen zu sprechen.“

Nochmals gab Alexander ihm die Hand.

„Das war es, Sorin, was ich auf dem Herzen hatte, und um was ich Sie bitten wollte: Ihre Hochzeit mit Alexa nicht in Petersburg zu feiern und auf einige Zeit —

aus Rücksicht für das Verhältniß, in dem Alexa zu uns gestanden — mit ihr sich im Auslande aufzuhalten. Aber Ihre Hochzeit ... Sie sagten, daß Sie Alexa aus Smolna abholen wollen ..."

„In Smolna ist eine Kirche und ein Metropolitanpriester, Sire. Auf Euer Majestät Befehl kann ich mich noch heute daselbst trauen lassen."

„Da Sie es wünschen, werde ich Ihnen mit Freuden die Urkunde dafür ausfertigen," beeilte sich der Kaiser zu versprechen. „Wir Alle werden Ihnen und Alexa unsere innigsten Glückwünsche mit auf den Weg geben und es zu würdigen wissen, mit welchen ehrenwerthen und zarten Rücksichten Sie in dieser uns nahe berührenden Angelegenheit gehandelt haben."

— — — — — — — — — — — —

Noch umfunkelte an diesem Tage der Wintersonnenschein die Kuppeln des großen Klosters Smolna bei Petersburg, als Sergei und Alexa aus dem Portal der Kirche desselben heraustraten. Sie waren gleichsam in Reisekleidern daselbst vom alten Erzpriester, dem das Kloster unterstand, getraut worden. Die Schlitten hielten vor der Kirche. In den einen stiegen die zwei Offiziere, die Sergei als Zeugen gedient hatten, und fuhren nach Petersburg zurück; in dem anderen, dicht geschlossenen, nahm in Pelz gehüllt das junge Ehepaar Platz, und ein fünfspänniges Gefährt mit Dienerschaft und Reisekoffern folgte ihnen. Noch ein paar Stunden konnte es in scharfem Trab auf der Landstraße dahin gehen, ehe die Nacht einbrach und die Ruhestation erreicht war.

Kaum hatte das junge Paar Zeit gehabt, die nöthigsten Worte nach seinem Wiedersehen mit einander zu sprechen. Seit der Ankunft Sergei's in Smolna war keine Stunde verflossen. Der Befehl des Zaren ließ Alles, was er forderte, so schnell, als sei es längst vorbereitet, geschehen.

Alexa wunderte sich auch über dies Alles nicht, widersprach in Nichts, was Sergei ihr zumuthete: augenblicks sich mit ihm trauen zu lassen und abzureisen, auf seine Güter, wie in eine Verbannung. Freudigere Botschaft hätte er ihr gar nicht bringen können; denn würde er ihr nicht gesagt haben, daß er sie in seine Heimath, tief nach Rußland hinein, entführe, so hätte sie ihm als den heißesten Wunsch gestanden, als sein Weib fern dem Hofe und der Gesellschaft von Petersburg zu leben.

So gingen sie denn Beide als die glücklichsten Menschen in ihre sich selbst auferlegte Verbannung, und fühlten durch die Prüfung, die sie um ihrer Liebe willen in den über sie eingebrochenen Stürmen bestanden hatten, in erhöhter Leidenschaft sich an einander gekettet. Und mit Blick- und Worten sagten sie es sich jetzt unzählige Male. Jeder wußte ja vom Anderen, daß er zu den höchsten Opfern entschlossen gewesen war, um das Glück zu erreichen, sich einander für das Leben anzugehören. Nun hatten sie ihr Dasein mit einander vereint und zogen, froh bewegt vom errungenen Siege, den Hoffnungen ihrer Zukunft entgegen.

Ein vielseitiges Genie.

Historisches Charakterbild

von

P. Schwanfelder.

In der Geschichte berühmter Männer kann man nicht selten die Wahrnehmung machen, daß reichbegabte Geister erst in reiferen Jahren zur Entfaltung ihrer glänzenden Begabung gelangen, während sie in der Jugend sehr schwach befähigt erschienen, ja zuweilen auf der Schulbank unter die erklärten Dummköpfe gerechnet wurden. Zu diesen spät entwickelten Genies gehört auch der nachmals so berühmt gewordene Staatsmann, mit dessen Leben und Wirken sich die nachfolgenden Zeilen beschäftigen werden.

Richard Brinsley Sheridan zählt zu den vielseitigsten und glänzendsten Talenten, welche England hervorgebracht hat, und doch zeigte er im Knabenalter so wenig Fähigkeiten, daß man seinem Vater, einem Schauspieler, der nebenbei auch literarisch thätig war, bezüglich des Sohnes alle Hoffnung auf eine erfreuliche Zukunft benahm. Noch als Bursche von sechzehn Jahren soll der junge Sheridan, der am 30. September 1751 zu Dublin geboren war und seit 1763 die Schule zu Harrow besuchte, nicht richtig lesen und schreiben gekonnt haben. In

London, wohin er sich dann wandte, führte er ein durchaus unregelmäßiges und unthätiges Leben und dachte keineswegs daran, die Lücken seiner Schulbildung auszufüllen; vielmehr stürzte er sich mit dem ganzen Leichtsinn überschäumender Jugendkraft in den Strudel des großstädtischen Lebens, ohne sich über seine Zukunft die geringste Sorge zu machen.

In dieser Zeit führte ihn der Zufall in Bath mit einem jungen Mädchen zusammen, bei dessen Anblick der leicht entzündliche Jüngling sogleich von leidenschaftlicher Liebe entflammt wurde. Es war eine Sängerin von ungewöhnlicher Schönheit, Miß Linley, die gerade mit ihrem Vater in Bath Konzerte gab. Obwohl Sheridan der angebeteten Schönen weder Rang noch Reichthum, oder nur eine gesicherte Lebensstellung zu bieten hatte, verstand er es doch, mehrere Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen, des Mädchens Herz zu gewinnen und sie zu überreden, mit ihm nach Frankreich zu entfliehen. Die Entführung kam wirklich zu Stande, und obwohl der Vater des Mädchens dem flüchtigen Paare auf dem Fuße folgte und es nach England zurückbrachte, so mußte er doch schließlich gute Miene zum bösen Spiele machen und die Vermählung der Beiden gutheißen. Gar so leicht wurde es übrigens dem kühnen Liebhaber doch nicht gemacht, denn zweimal hinter einander forderten ihn unerhört gebliebene Bewerber um Miß Linley's Hand zum Zweikampfe heraus, und erst nachdem er diesen Stand gehalten, konnte er sich des Besitzes seiner Gemahlin erfreuen.

Im Grunde genommen freilich auch jetzt noch nicht!

Denn wovon wollte er sich und die junge Frau erhalten? Er wollte nicht zugeben, daß seine Gattin fernerhin öffentlich als Sängerin auftrete, und mußte also um jeden Preis sich irgend eine Einnahmequelle eröffnen. So entschloß er sich denn, den Beruf eines Rechtsgelehrten zu ergreifen. Zu diesem Zwecke ließ er sich 1773 in die juristische Hochschule des Middle-Temple in London aufnehmen; allein nur zu bald gab er den Plan wieder auf, denn die trockenen Studien dieser Fakultät waren gar nicht nach seinem Geschmacke. Schließlich drückte ihm die Noth die Feder zu schriftstellerischen Versuchen in die Hand, und auf diesem Gebiete entwickelte er nicht nur ein außerordentliches Talent, sondern auch das Glück begünstigte seine Unternehmungen in seltenem Maße.

Als Sohn eines Schauspielers und als Gatte einer Sängerin lag es für Sheridan nahe, sein schriftstellerisches Talent ebenfalls auf der Bühne zu erproben. Und dieser Versuch schlug höchst günstig aus. Was bisher schwerlich ein Mensch hinter dem leichtlebigen, allen ernsten Studien abholden Jüngling vermuthet hätte, das trat jetzt in überraschender Weise zu Tage: eine Fülle von Geist und Witz, drollige Einfälle, Formentalent und ein pikanter Styl, dazu eine Schaffenskraft und eine Leichtigkeit des Arbeitens, daß er z. B. eine Posse, welche sich stürmischen Beifall im Publikum errang, in dem unglaublich kurzen Zeitraum von zweimal vierundzwanzig Stunden verfaßte.

Durch diese Thätigkeit lenkte Sheridan zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Der junge Schriftsteller, der bisher nur mit knapper Noth für sich und seine Frau

Unterhalt zu schaffen vermochte, war nun mit einem Male der Gegenstand des allgemeinen Interesses. Und mit der wachsenden Theilnahme, die sich ihm zuwandte, wuchs sein Selbstvertrauen, sein Muth, sein Unternehmungsgeist, und sein Talent entfaltete sich immer kühner und glänzender. Bei passender Gelegenheit trat der junge Autor wiederholt öffentlich auf und entwickelte auch ein überraschendes Rednertalent. Nach Ruhm und Vermögen strebend, schrieb er die verschiedensten Stücke, Lustspiele, Possen, Operntexte, auch ernste Dichtungen, und errang mit den meisten nicht nur außerordentlichen Beifall, sondern auch hohe Tantièmen. Seine erste komische Oper „The duenna“ (die Hofmeisterin) gefiel so, daß sie fünfundsiebenzigmal hinter einander gegeben wurde und seinen Namen in allen Kreisen berühmt machte. Aber auch, wenn ihm einmal eine Arbeit nicht glückte, verlor er doch darüber die Lust nicht, sondern warf sich sofort auf ein neues Sujet und suchte die Scharte rasch wieder auszuwetzen.

Fünfundzwanzig Jahre war er alt geworden, als das bis dahin von dem berühmten Schauspieler Garrick geführte Drurylane-Theater in London zum Verkaufe ausgeboten wurde. Obwohl Sheridan über gar keine Mittel zum Erwerb eines solch kostspieligen Etablissements verfügte, zögerte er doch keinen Augenblick, die Gelegenheit für sich auszunützen. Seinem anschlägigen Kopfe gelang es, mit zwei Kapitalisten in Verbindung zu treten, welche die nöthige Garantie leisteten, und so das Eigenthumsrecht des Theaters an sich zu bringen. Mit unerwartetem Geschick bemächtigte er sich nun der Leitung des Theaters.

Er wußte es binnen Kurzem zu einer wahren Goldgrube zu gestalten, aus deren Erträgnissen Summen in seine Tasche flossen, die ihm bis dahin völlig ungewohnt gewesen waren. Nicht wenig zu diesem glänzenden Aufschwung trugen die von ihm selbst verfaßten Stücke bei, von denen hier nur eines genannt sein möge, weil es nicht nur heute noch als sein gelungenstes gilt, sondern auch besonders in Deutschland Eingang gefunden hat. Dies ist „The school for scandal", bei uns unter dem Titel „Die Lästerschule" bekannt und noch jetzt auf vielen deutschen Theatern Repertoirestück. Voll Witz, reich an komischen Situationen und von großer Menschenkenntniß zeugend, wird es zu den besseren Lustspielen der neueren Zeit gerechnet, die Engländer zählen es geradezu unter die klassischen Erzeugnisse ihrer komischen Muse.

Lord Byron pflegte von Sheridan zu sagen: „Was er immer unternommen hat oder unternehmen wollte, es ist stets in seiner Art vorzüglich gewesen. Er verstand Jedermann für sich einzunehmen, Niemand konnte dem eigenthümlichen Zauber seiner Persönlichkeit widerstehen."

Bei diesen reichen Gaben und den glücklichen Erfolgen, die er damit erzielte, hätte es ihm ein Leichtes sein müssen, sich in Kurzem zu einem begüterten Mann zu machen, wenn er zugleich verstanden hätte, weise zu wirthschaften und zu sparen. Allein diese Eigenschaft fehlte ihm vollständig. Er liebte es, auf glänzendem Fuße zu leben, und fröhnte außerdem der Leidenschaft des Spiels, kein Wunder, wenn er trotz seiner reichen Einnahmen fast beständig in Geldverlegenheiten schwebte und sich immer mehr in Schul-

den verstrickte. Aber selbst diese Seite seines Wesens offenbarte sich in genialer Weise, und in dieser Beziehung erzählen seine Zeitgenossen die drolligsten Anekdoten.

Sheridan war unerschöpflich im Auffinden neuer Kreditquellen, auch wenn er sich vor Schulden kaum zu lassen wußte. Das 1600 Pfd. Sterl. betragende Vermögen, welches ihm seine Frau mitgebracht hatte, war auf einer einzigen sechswöchigen Vergnügungsreise durchgebracht worden. Er besaß keinen Freund, keinen Bekannten von nur einiger pekuniärer Leistungsfähigkeit, bei dem er nicht auf dem Kerbholz gestanden hätte. Sein Freund Taylor behauptete, wenn er auf der Straße vor Sheridan den Hut abnehme, so koste es ihm fünfzig, wenn er aber stehen bleibe, um mit ihm zu sprechen, hundert Pfund. Jeden Morgen kamen die Mahner in Schaaren zu Sheridan, ihn um Geld anzugehen, bevor er das Haus verließ. Aber wie oft wurden sie gefoppt. Man brachte sie gewöhnlich in die Zimmer zu beiden Seiten der Eingangshalle. Sobald nun Sheridan gefrühstückt hatte, kam er herunter und fragte seinen Diener: „Sind diese Thüren alle verschlossen, John?“ und nachdem John versichert hatte, daß dies geschehen sei, ging er gemächlich aus dem Hause.

Einer seiner Gläubiger kam, um sich sein Geld auszubitten, eines Tages zu Pferde an. „Das ist eine herrliche Stute,“ rief ihm Sheridan entgegen.

„Meinen Sie?“

„Ja wohl, wie galopirt sie denn?“

Der Gläubiger fühlte sich geschmeichelt, sagte ihm, er solle es sehen und setzte sofort das Thier in Galop;

Sheridan aber ergriff inzwischen die Gelegenheit, um die nächste Ecke zu verschwinden.

Da war kein mit ihm in Verbindung stehender Handwerker, kein Lieferant, dem Sheridan nicht große Summen schuldig war. Nicht selten mußte seine Familie Stunden lang mit dem Frühstück warten, weil die Diener in der Nachbarschaft Niemand mehr finden konnten, der ihrer Herrschaft die gewünschten Eßwaaren auf Kredit gegeben hätte. Eines Tages brachte der Metzger eine Hammelskeule in die Küche. Die Köchin nahm sie ihm ab und legte sie in die Pfanne, worauf sie zur Herrschaft ging, um Geld zur Bezahlung zu holen. Da sie aber zu lange ausblieb, nahm der Metzger die Keule wieder aus der Pfanne und ging davon. Das geschah im Hause eines Mannes, bei dem zu anderer Zeit der Champagner in Strömen floß und dem im Spiele Tausende durch die Finger rannen.

Dabei machte Sheridan gelegentlich den Zauber seiner persönlichen Liebenswürdigkeit auch zu Gunsten seiner Freunde nutzbar. Einer derselben wurde einmal Schulden halber verhaftet. Sheridan ladet den Gläubiger zu sich ein, schmeichelt ihm, interessirt, rührt, lobt ihn, umstrickt ihn mit seiner Beredtsamkeit und bringt es endlich so weit, daß der hartgesottene Geldmensch sich nicht nur für den Freund zur Geduld bequemt, sondern auch noch seine Börse zieht und dem Fürsprecher selbst ein paar hundert Pfund als Darlehen anbietet.

Im Jahre 1792 wurde seine Gattin von einem Brustleiden dahingerafft. Drei Jahre lang blieb er hierauf Wittwer, bis ihm der Zufall ein junges Fräulein in den

Weg führte, welches ihn, ohne daß sie es selbst wollte, zu dem Entschluß einer zweiten Heirath bestimmte. Dies war Miß Hester Ogle, eine Tochter des Dechanten von Winchester, und mit den angesehensten Familien des Königreichs verwandt. Die Art, wie er das schöne Mädchen gewann, ist seltsam genug. Er war bereits vierundvierzig Jahre alt und, wie aller Welt bekannt, in Schulden tief verstrickt, als er beim Herzog von Devonshire an einem Souper theilnahm, bei welchem der Wein in Strömen floß. Sheridan that hierbei wie gewöhnlich sein Möglichstes und hatte bereits so viel getrunken, daß seine Wangen glühten und seine Nase einen verdächtigen rothen Schimmer zeigte. In diesem Zustande traf er mit Miß Ogle zusammen. Sie sehen und sich in sie verlieben war Eins.

Das Fräulein war aber keineswegs der gleichen Gesinnung. „Welch ein häßlicher Mensch," soll sie bei seinem Anblick ausgerufen haben, „dessen Gattin sein zu müssen, wäre eine harte Strafe!"

Sheridan ließ sich indeß durch ihre Kälte durchaus nicht abhalten, ihr seine zarteste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er plauderte mit ihr, und sie gestand schließlich, daß er zwar sehr häßlich sei, aber viel Geist besitze. Er redete ein zweites und drittes Mal mit ihr, und sie fand, daß er bei näherer Bekanntschaft immer mehr gewänne, und schließlich kam es soweit, daß sie ihn liebte und sich bereit erklärte, seine Frau zu werden.

Ihr Vater dagegen, ein sehr ernster und vorsichtiger Mann, wünschte der Sache ein Ende zu machen und erklärte,

daß er seine Tochter nur dann einem Freier geben würde, der ihr für den Fall seines vorzeitigen Todes eine Summe von 15,000 Pfund Sterling als Witthum auszusetzen im Stande sei. Nicht lange, und das verlangte Geld fand sich in einem Bankhause deponirt; Sheridan hatte es trotz seiner mißlichen Finanzverhältnisse aufzutreiben gewußt, und der Vater vermochte der beabsichtigten Vermählung nun nichts mehr in den Weg zu legen. Das junge Paar zog auf's Land, und binnen Kurzem war der anfänglich so widerwillige Schwiegerpapa fast noch entzückter von dem Manne seiner Tochter, als diese selbst.

Miß Ogle erhielt eine ansehnliche Mitgift; allein auch dieses Geld, wie alles andere, zerrann in Kurzem wie Sand zwischen seinen Fingern. Er suchte sich hierauf damit aufzuhelfen, daß er die Direktion seines Theaters um die Summe von 375,000 Francs an einen Anderen abtrat und dann das Gut Polesdeu bei Leatherhed kaufte. Zur ersprießlichen Führung einer Wirthschaft war er jedoch am wenigsten geeignet, und so mußte er nach großen Verlusten auch diesen Plan wieder aufgeben.

Seine geselligen Talente, sein Geist und Witz hatten ihm manchen einflußreichen Freund gewonnen, mit deren Hilfe er gar bald ein anderes einträgliches Unterkommen erhielt. Er wurde zum Generaleinnehmer der Grafschaft Cornwallis ernannt, und war schon im Begriffe, ganz dorthin überzusiedeln, als ein neues Ereigniß eintrat, das seinem Leben eine andere, bis dahin nicht geahnte Wendung gab.

Zu Sheridan's mächtigsten und angesehensten Gönnern

nämlich gehörte der große englische Staatsmann Charles James Fox, der gerade damals im politischen Leben eine hervorragende Rolle spielte. Selbst ein vortrefflicher Redner und mit beißendem Witz begabt, dabei zugleich ein Lebemann, der die geselligen Vergnügungen über Alles schätzte, hatte dieser in dem geistvollen Lustspieldichter eine verwandte Seele gefunden, die er bei passender Gelegenheit seinen Zwecken dienstbar zu machen entschlossen war. Und diese Gelegenheit bot sich jetzt. Beauftragt, ein neues Ministerium zu bilden, wußte es Fox durchzusetzen, daß sein Freund Sheridan trotz aller Gegenströmung, die sich geltend machte, in's Parlament gewählt und unter seinem Ministerium zum Unterstaatssekretär und darauf zum — man staune — Sekretär der Schatzkammer ernannt wurde.

Auch bei diesem kühnen Schritt bethätigte Sheridan aber seine Anstelligkeit, Gewandtheit und Unerschrockenheit auf's Glänzendste. Gleich in der ersten Parlamentssitzung, welcher er beiwohnte, wußte er in einer brillanten Rede über seine Wahl seine Gegner völlig zum Schweigen zu bringen, und sich durch seine Schlagfertigkeit in Ansehen zu setzen. Streitfragen von tief eingreifender Wichtigkeit theilten damals das Parlament in zwei feindliche Lager. Namentlich die ostindischen Kolonien und die Frage ihres Selbstbesteuerungsrechtes bildeten lange Zeit den Gegenstand heftiger Kämpfe. Sheridan trat mit Fox auf Seite der Oppositionspartei gegen die Regierung, und bewährte sich hier als wackerer Kämpe, so daß Fox' Hauptgegner, William Pitt, einen schweren Stand hatte.

Als es sich dann darum handelte, den Mißbräuchen der ostindischen Compagnie zu steuern und die Verwaltung derselben in die Hände der Regierung zu bringen, war es Fox mit seiner Beredtsamkeit, und neben ihm der allzeit schlagfertige Sheridan, welche diesem Plan die Majorität im Unterhaus zu verschaffen wußten. Allein der König ließ die dahin abzielende Bill vom Oberhaus verwerfen, löste das Unterhaus auf und berief Pitt in das Ministerium. Fox und Sheridan verstanden es gleichwohl, ihre Plätze zu behaupten.

Damals feierte Sheridan seine höchsten Triumphe als Parlamentsredner.

Warren Hastings, der Generalgouverneur in Britisch-Ostindien, wurde, nachdem er als solcher zwölf Jahre lang unumschränkt geherrscht hatte, 1785 plötzlich abberufen und vor dem Unterhaus angeklagt, in Ostindien mit tyrannischer Willkür gehandelt, unmäßige Geldsummen erpreßt und den Sturz mehrerer indischer Fürsten herbeigeführt zu haben. Die Anklage ward 1787 an das Oberhaus verwiesen, und der Staatsprozeß begann am 13. Februar 1788 in der Westminsterhalle. Verschiedene Redner traten auf, theils für, theils gegen den Angeklagten; aber Alles wurde in Schatten gestellt durch das glänzende oratorische Meisterstück, womit Sheridan gegen den Angeklagten zu Felde zog. Da man wußte, daß er sprechen würde, war das Haus gedrängt voll und Alles in gespannter Erwartung. denn Sheridan war damals bereits einer von den drei oder vier Männern, die in England die größte Berühmtheit und Popularität genossen, gleichen Ranges mit den

vornehmsten Lords. Endlich trat er auf. Seine Rede dauerte ohne Unterbrechung fünf und eine halbe Stunde, während welcher er Alles aufbot, was Geist, Witz und Satire vermögen, um seine Zuhörer für sich zu gewinnen. Und dies gelang ihm in so außerordentlichem Grade, daß, als er sich schließlich nach Beendigung der Rede setzte, das ganze Haus, Mitglieder, Peers und Fremde, unwillkürlich in einen lauten Beifallssturm ausbrach und seinen Gefühlen durch ein an diesem Orte ganz ungewöhnliches Zeichen, ein lautes und wiederholtes Händeklatschen, Luft machte. Gleich darauf wurde der Entschluß gefaßt, das Haus zu vertagen, damit die Mitglieder wieder zu sich selbst kommen könnten. Von allen Seiten erging man sich in Ausdrücken der Bewunderung über die Kraft, Ausdauer und Schlagfertigkeit des Redners, und selbst die ältesten Peers bekannten, daß sie ein solches Glanzstück eines „Speech" in der Westminsterhalle noch nicht gehört hätten; ja, Fox erklärte laut, daß Sheridan an diesem Tage Alles übertroffen habe, was sich auf dem Felde der Beredtsamkeit aus alter wie neuer Zeit überhaupt aufweisen lasse.

Noch öfters gab Sheridan in der Folge ganz ähnliche Proben seiner meisterhaften Beherrschung des Wortes, so bei der Frage über einen mit Frankreich abzuschließenden Handelsvertrag, wobei Pitt, der diesen Gegenstand mit Vorliebe verfolgte, vollständig in die Enge getrieben wurde.

Mit allen Gaben ausgestattet, um in jeder Laufbahn eine Führerrolle einzunehmen, wäre Sheridan sicher zu einer glänzenden Carrière gelangt, wenn nicht seine Ver-

schwendung und überhaupt sein lockerer Lebenswandel dies vereitelt hätten. Dazu kam, daß sein mächtiger Gönner Fox 1806 einer Krankheit erlag und ihm dadurch eine Hauptstütze verloren ging.

Er verlor jetzt seinen Sitz im Parlament, dann traf ihn noch ein weiterer Unglücksschlag, indem sein Theater abbrannte.

Der Abend seines Lebens war daher ein recht trauriger. Das Herannahen eines vorzeitigen Alters und seine geschwächte Gesundheit ließen ihm die immer drückender werdenden Geldverlegenheiten unerträglich erscheinen. Seine Freunde aus der aristokratischen Welt (zu welchen auch der Prinzregent zählte, dessen Privat=Soireen er vordem oft durch seinen Witz verherrlicht hatte) zogen sich immer mehr von ihm zurück, die Gläubiger ließen sich nicht mehr durch Versprechungen hinhalten und der Ruin rückte immer näher. Um den Verfolgungen seiner Gläubiger zu entgehen, sah er sich genöthigt, sein Haus zu meiden und den größten Theil des Tages in Kaffeehäusern zuzubringen, wo er nur noch mehr Gelegenheit fand, seine ohnehin schon stark hervortretende Vorliebe für den Genuß starker geistiger Getränke zu befriedigen. Diese Lebensart brachte ihn an den Rand des Grabes.

Einige Wochen vor seinem Tode war Sheridan fast von allen Mitteln zum Lebensunterhalt entblößt. Alles, was in seinem Hause noch einigen Werth hatte, war verpfändet. Die letzten Tage verbrachte er unter Bewachung von Beamten des Sheriffs, die ihn nur deshalb nicht in's Schuldgefängniß abführten, weil nach Ausspruch des Arztes

seine Fortschaffung den sofortigen Tod zur Folge gehabt haben würde. So verschied er an der Seite seiner ebenfalls sterbenden Gemahlin am 7. Juli 1816 im fünfundsechzigsten Jahre seines Lebens.

Der Tod hat eine verklärende Macht. Das zeigte sich auch hier. An Sheridan's Bahre fanden sich Alle wieder, die ihm in den letzten Tagen seines Lebens den Rücken gekehrt hatten. Bei dem Leichenbegängnisse trugen zwei Brüder des Königs, Herzöge, Grafen, Bischöfe, kurz die ersten Männer Englands, den Sarg oder folgten ihm. Seine Leiche ward in der Westminster-Abtei neben Shakespeare, Händel und Oliver Goldsmith beigesetzt.

In der Heimath der Waldläufer.

Ein Blick auf die Entwickelung der Hudsonsbai-Compagnie.

Von

A. Graser.

(Nachdruck verboten.)

Von dem in ungeheurer Breite zwischen den beiden größten Oceanen des Erdballs sich ausdehnenden Ländergebiet, welches wir unter dem Namen Britisch-Nordamerika zusammenfassen, befinden sich gerade die wichtigsten, nämlich die kolonisirten, zum Stromgebiet des St. Lorenz gehörigen Distrikte erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit in den Händen der Engländer, denn französische Kolonisten

waren es, welche sich dort zuerst angesiedelt und im Anfang des 16. Jahrhunderts die jetzigen Provinzen Quebec und Ontario förmlich im Namen Frankreichs in Besitz genommen hatten. Und bereits im Anfang des mehr als zweihundertjährigen Zeitraumes der französischen Herrschaft entdeckte der Scharfblick der unternehmenden Kaufleute, welche gleichzeitig mit den bekehrungseifrigen katholischen Missionaren in die Wälder des Inneren eindrangen, im Reichthum an Pelzthieren jene fast unerschöpflich scheinende Quelle des Gewinnes, welche später für die nördlichen Breiten der neuen Welt eine so ungeheure Bedeutung erlangen sollte.

Im Jahre 1656 kamen nämlich zwei Abenteurer, welche Handelsverbindungen mit den Indianerstämmen angeknüpft hatten, mit einer reichen Ladung werthvoller Pelze zurück. Da dieser Handelszweig einen hohen Gewinn abwarf, begannen bald auch andere Kolonisten von den Indianern Pelze gegen europäische Waaren einzutauschen, und in drei Jahrzehnten hatte dieser Verkehr sich bereits so bedeutend entwickelt, daß in Montreal an einem Tage nicht weniger als 600 Centner Biberfelle auf 30 Flußfahrzeugen eintrafen.

Die Kunde von dem großen Reichthum, welcher den französischen Kolonisten Canada's aus dem Pelzhandel zufloß, erregte in England so großes Aufsehen, daß unternehmende englische Kapitalisten auf die Idee kamen, die nördlich und nordwestlich von jenen französischen Besitzungen belegenen Gebiete in ähnlicher Weise auszubeuten. Es handelte sich dabei um die Länder, welche um die Hud-

sonsbai herumliegen. Jene spekulativen Engländer, an deren Spitze Prinz Rupert stand, traten zu einer Gesellschaft zusammen, welche am 16. Mai 1669 von König Karl II. einen Freibrief erwirkte, wodurch ihr für die Länder an der Hudsonsbai und an der Hudsonsstraße nicht nur ein Handelsmonopol, sondern zugleich die volle Regierungsgewalt und die selbstständige Ausübung der Rechtspflege verliehen wurde. Auf solche Weise mit den Rechten eines fürstlichen Herrschers ausgestattet, traf nun die Gesellschaft Anstalten, den Pelzhandel im großen Maßstabe zu organisiren, indem sie Handelsposten und Forts anlegte und regelmäßige Schiffstransporte für die eingehandelten Pelzwaaren nach Europa einrichtete.

Es sollte dabei indeß nicht ganz friedlich abgehen. Die Pelzhändler aus Französisch-Canada hatten nämlich schon vor der Gründung der Gesellschaft auch einen Theil der Hudsonsbailänder mit in den Kreis ihrer Handelsoperationen gezogen und wollten nun die neuen Eindringlinge mit Gewalt vertreiben. Wiederholt wurden die Forts der britischen Gesellschaft zerstört und sogar mehrere ihrer Schiffe von den Gegnern weggenommen. Durch ihre überlegenen Machtmittel gelang es aber schließlich der Gesellschaft doch, sich festzusetzen, und die britische Regierung setzte es durch, daß Frankreich im Frieden von Utrecht 1713 förmlich allen Ansprüchen auf die Hudsonsbailänder entsagte. Jetzt endlich konnte die englische Gesellschaft ungehindert ihre Handelsverbindungen weiter ausdehnen, und ihr Monopol wurde für sie zur Quelle stetig wachsenden Reichthums.

Indeß noch vor dem Ende des Jahrhunderts wurde ihre Stellung von Neuem bedroht. In der „Nordwest-Compagnie" trat ihr eine mächtige Konkurrenz-Unternehmung gegenüber, welche zwanzig Jahre nach dem 1763 erfolgten Uebergang Canada's in britischen Besitz zu Montreal gegründet worden war und ihr Gebiet binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit quer über den ganzen Kontinent bis an die Gestade des stillen Oceans ausdehnte. Da die Grenzen des Gebietes der Hudsonsbai-Compagnie niemals genau festgestellt worden waren, entstanden bald Konflikte zwischen beiden Gesellschaften, welche mit der Zeit einen immer drohenderen Charakter annahmen. Endlich mußte sich die britische Regierung in's Mittel legen, und so kam es denn 1821 zur Verschmelzung der jüngeren Gesellschaft mit der bei Weitem reicheren älteren, so daß von nun an das Gebiet der erweiterten Hudsonsbai-Gesellschaft ganz Britisch-Nordamerika mit Ausnahme der verhältnißmäßig kleinen Distrikte des vormals französischen Canada umfaßte, d. h. einen Flächenraum, welcher der Gesellschaft einen Platz unter den größten Reichen der Erde anwies.

Im Osten jenes ungeheuren Ländergebietes wälzt der atlantische Ocean seine Wogen gegen die Küste; im Westen brandet das stille Weltmeer, im Norden das eisstarrende Polarmeer. Verhältnißmäßig nahe am stillen Ocean läuft parallel mit der Küste das gewaltige Felsengebirge hinauf. Als östliche Abdachung seiner schneebedeckten Bergketten, die in einzelnen Gipfeln bis zu 4500 engl. Fuß aufsteigen, dehnt sich aber in einer Breite von 600 Wegstunden eine Ebene aus, welche die Entwickelung ausgebildeter Fluß- und See-

systeme ungemein begünstigt. Die südliche Zone des seit 1821 der Gesellschaft gehörigen Gebietes hat ein gemäßigtes Klima und es entfaltet sich dort eine üppige Vegetation, so daß der Getreidebau dem Ansiedler reiche Erträge liefert. Ihr gehört das Prairieland, in welchem der bei den Ueberschwemmungen der zahlreichen Wasserläufe weithin abgelagerte fruchtbare Schlamm einen dichten Graswuchs hervorgerufen hat, und welches mit seinen über 300 Wegstunden sich ausdehnenden Wiesengründen unzähligen Büffelheerden, Hirschen und Rehen zur Weide dient. Jedoch mangelt es in der mitleren Region völlig an Holz, so daß die Jäger auf ihren Wanderungen getrockneten Mist der Büffel zur Feuerung verwenden müssen. Nördlich von der Zone der Prairien folgt das noch viel weiter ausgedehnte Gebiet der Wälder. Dasselbe reicht von der Hudsonsbai bis an die Felsengebirge, und in den minder kalten westlichen Regionen des Mackenzie-Gebietes sogar bis zum Eismeere hinauf. Der Baumwuchs gedeiht also noch in Gegenden, wo der Boden sieben Monate des Jahres mit Schnee bedeckt ist und in den tieferen Schichten auch während des Sommers gefroren bleibt; denn am großen Bärensee thaut beispielsweise das Erdreich selbst dann nur 20 Zoll tief auf. Diese Waldzone kommt hier hauptsächlich in Betracht, da sie recht eigentlich die Heimath der pelztragenden Thiere ist; sie charakterisirt sich durch Wasserreichthum, aber auch durch Wasserfälle und Stromschnellen, welche die Schifffahrt ungemein erschweren.

Um den Machtzuwachs zu würdigen, welcher der Hudsonsbai-Gesellschaft durch den Beitritt der Nordwest-Com-

pagnie zu ihrer Organisation zu Theil wurde, ist es nothwendig, jene jüngere Gesellschaft näher in's Auge zu fassen. Dieselbe wurde nicht von altfranzösischen Kolonisten, sondern von eingewanderten schottischen Hochländern gegründet, von welchen früher jeder für sich Pelzhandel getrieben hatte, und zwar schoß man kein eigentliches Baarkapital zusammen, sondern die Theilhaberschaft wurde durch beigesteuerte europäische Waaren erworben. Es wurden neue Handelsposten an Seen und Strömen gegründet, ferner die früher von französischen Händlern angelegten besetzt und zum Schutz der wichtigsten Punkte kleine Forts mit Bastionen und Schießscharten gebaut.

Die Hauptniederlage bildete Fort William, das westlich vom oberen See, ziemlich nahe an der heutigen Grenze der vereinigten Staaten gelegen, für vierzig Theilhaber und ebenso viel Gehilfen mit ihren Familien Raum bot, während ringsum zahlreiche im Dienste der Gesellschaft stehende Indianer und Mischlinge wohnten. Die Gehilfen (clerks), meist junge, gut erzogene Männer aus Schottland, hatten die Aufgabe, von den Handelsposten aus unmittelbar mit den Indianern in Verkehr zu treten. Sie wurden auf fünf bis sieben Jahre in Dienst genommen und konnten, wenn sie sich als tüchtig und eifrig im Geschäft bewährt hatten, Theilhaber werden, indem sie Aktien erhielten. Für die unteren Stellen, namentlich als Jäger oder Reisediener (voyageurs), die auch auf dem Lande als Lastträger, zu Wasser als Bootsleute verwendet wurden, wählte man mit Vorliebe Canadier französischer Abkunft, da sich unter diesen eine besondere Klasse gebildet hatte, welche für diese

Aufgabe wie geschaffen war. Es waren dies die sogenannten Waldläufer (coureurs des bois), welche aus Abenteuerlust auf eigene Hand mit ihrer Flinte in die Wildniß gingen, um Biber zu erlegen oder von den Indianern Felle einzuhandeln. Diese meist aus der Bretagne und der Normandie stammenden Leute, ein merkwürdig abgehärtetes, an Beschwerden, Gefahren und Entbehrungen gewöhntes Geschlecht, wurden bald nicht nur mit der Natur des Landes, sondern auch mit den Sitten und der Sprache der Eingeborenen so vertraut, daß sie mit denselben als willkommene Bundesgenossen auf die Jagd und sogar in den Krieg gingen. Auch diese Waldläufer erhielten im Dienste der Gesellschaft guten Lohn und im Alter ein angemessenes Ruhegehalt.

Die in Montreal ansässigen aktiven Stammaktionäre ließen die europäischen Waaren aus England kommen und spedirten diese nach den verschiedenen Niederlassungen, wogegen sie wiederum das von dort her zum Theil aus Entfernungen von mehr als tausend Wegstunden erhaltene Pelzwerk nach Europa zu verkaufen hatten. Als Verkehrsstraßen dienten hauptsächlich die unzähligen Seen und Flüsse; indessen mußten nicht selten die leichten, zu den Transporten benützten Nachen streckenweise über Land getragen werden. Die auf diese Weise in die Indianergebiete eingeführten europäischen Waaren bestanden hauptsächlich in gewalkten Decken, Waffen, Schießbedarf und Tabak, Stricken und Bindfaden, allerlei Eisenwaaren, kupfernen Kesseln &c., und der Werth derselben war im Jahre 1798 bereits auf mehr als 120,000 Pfund Sterling (annähernd 2½ Millionen Mark) gestiegen. Ein wie großartiger Gewinn dabei er-

zielt wurde, erhellt daraus, daß die Ausbeute eines einzigen Jahres folgende Ziffern ergab: 106,000 Biber, 21,000 Bären, 4000 silbergraue und 1500 andere Füchse, 4600 Fischottern, 17,000 Moschusratten, 32,000 Marder, 6000 Luchse, 1650 Baummarder, 3800 Wölfe ꝛc. Während die ältere Gesellschaft ihre Handelsposten nicht viel weiter als 200 Wegstunden westwärts von der Hudsonsbai vorgeschoben hatte, entwickelten die Beamten der Nordwest-Compagnie einen unermüdlichen Eifer in dem Vordringen bis in die entlegensten Regionen, und einem von ihnen, jenem Mackenzie, der den nach ihm benannten großen Strom des Nordens entdeckte, war der Triumph vorbehalten, als erster Europäer von jenen Gebieten aus nicht nur bis an das Eismeer, sondern auch über die schneebedeckten Felsengebirge bis an den stillen Ocean vorzudringen.

Die glänzenden Erfolge der „Nordwester" erregten begreiflicher Weise die Eifersucht der älteren Gesellschaft in hohem Grade, und es entstand eine Konkurrenz der gehässigsten Art, bis es endlich wegen eines Grenzgebietes im Süden des Winnipegsee's, wo sich Kolonisten aus dem schottischen Hochlande unter dem Schutze der Hudsonsbai-Gesellschaft angesiedelt hatten, zum Ausbruch von Feindseligkeiten kam. Am 19. Juni 1816 lieferten sich beide Parteien ein regelrechtes Gefecht, in welchem die Ansiedler jenes Schutzgebietes unterlagen. Wie schon oben erwähnt, gelang schließlich der Vermittelungsversuch der britischen Regierung, indem es zu einer Verschmelzung beider Gesellschaften kam, in der Art, daß das gesammte Eigenthum der „Nordwester" an die ältere Gesellschaft überging, wogegen

jene zu Theilhabern der nunmehr allein fortbestehenden Hudsonsbai-Compagnie wurden.

Auf diese Weise rettete die Letztere nicht nur ihr bisheriges Monopol, sondern erlangte auch durch britische Parlamentsakte eine Ausdehnung desselben auf den ungeheuren Flächenraum von 120,000 geographischen Quadratmeilen. Da von nun ab mit vereinten Kräften gearbeitet wurde, nahm der Geschäftsbetrieb noch weit großartigere Dimensionen an. Das gesammte Reich der Gesellschaft ward nunmehr in vier Departements getheilt. Das größte war das Departement des Nordens, von der Hudsonsbai bis an die Felsengebirge reichend, mit der alten Hauptfaktorei York an der genannten Bai; die übrigen lassen sich kurz als Departements des St. Lorenzstromes, der großen Seen und der westlichen Abdachung der Felsengebirge bezeichnen. Im Jahre 1842 besaß die Compagnie bereits 136 feste Niederlassungen mit 52 höheren Beamten, d. h. Oberfaktoren und Oberhändlern (chief factors und chief traders), 152 Clerks und 1200 Reisedienern. Die Leitung des regelmäßigen Geschäftsbetriebes ist der in Amerika befindlichen Subdirektion übertragen, welche aus einem Gouverneur und sieben Oberfaktoren besteht und alljährlich in der Yorkfaktorei zusammentritt, um den Plan für die Handelsoperationen des folgenden Jahres festzusetzen. Die Spitze der ganzen Organisation bildet jedoch die aus einem obersten Gouverneur und einem Rath bestehende Generaldirektion zu London. Durch die Hudsonsbai-Gesellschaft ist die Riesenstadt an der Themse zugleich der Hauptweltmarkt für den Pelzhandel geworden; erst nach ihr fol-

gen in dieser Beziehung New-York, Leipzig und Nischnei-Nowgorod.

Während man seit der Vereinigung beider Gesellschaften die Indianer mehr und mehr daran gewöhnt hat, ihre Jagdbeute selbst nach den Niederlassungen der Compagnie zu bringen, mußten früher die Reisediener und Händler von den Faktoreien weite, an Mühseligkeiten und Entbehrungen reiche Reisen machen, um den Indianern und Waldläufern an ihren Aufenthaltsorten die Pelze abzuhandeln. Oft galt es im Winter Hunderte von Wegstunden auf Schneeschuhen zurückzulegen, ohne ein Obdach zu finden. Um sich ein Nachtlager in dem düsteren kalten Walde zu bereiten, mußte der Reisende die Schneeschuhe lösen, so daß er damit den Schnee wegschaufeln konnte; dann machte er sich auf fußhoch aufgeschichteten grünen Nadelholzzweigen ein Feuer mit trockenen Aesten an, um sein spärliches Mahl zu kochen und sich die Füße daran zu wärmen; in seine Decke gehüllt, mußte er dann einsam im Freien übernachten. Die größte Noth aber hatte ein solcher Reisender oft durch die Qualen des Hungers zu leiden; denn mitunter hatten die Waldläufer und Trapper, welche er aufsuchen wollte, ihren früheren Aufenthaltsort verlassen, und frisch gefallener Schnee hatte ihre Spuren verweht; oder sie litten selbst Hunger, weil sie sich nicht ausreichend mit Wintervorräthen versehen hatten. Daher läßt es sich begreifen, daß Reisende der Gesellschaft in einzelnen Fällen sich Tage lang von zerstampfter Baumrinde oder Moos nähren, oder sogar Stücke von ihrer eigenen Pelzkleidung verzehren mußten, um nicht Hungers zu sterben.

Aber auch jetzt noch führen die Beamten in den nördlichsten Niederlassungen ein trübseliges Dasein. Herrscht doch vom Oktober bis Mitte Mai dort eine fast sibirische Kälte. Ueberdies müssen die Angestellten jeder Bequemlichkeit entsagen; sie erblicken oft Jahrzehnte lang keine andere menschliche Wohnung, als die Forts und die Wigwams der Indianer, die Hütten der Waldläufer, und verbringen ihr Leben häufig nur unter Rothhäuten, rohen Bootsknechten und halbwilden Mischlingen.

Heutzutage werden von der Gesellschaft für die Seetransporte eigene Dampfer unterhalten. Für den Binnenverkehr der Faktoreien dienen, insofern derselbe nicht wie auf dem Red River und dem Saskatschewan ebenfalls durch Flußdampfer vermittelt wird, die in Canada von Alters her üblichen Nachen (Canots) aus Latten und Tannenholzrippen mit einer Außenwand von Birkenrinde. In diesen leichten, 30 bis 40 Fuß langen Fahrzeugen können die Bootsleute mit einer Last von 60 Centnern bis zu 20 Stunden täglich zurücklegen.

Der im Pelzhandel erzielte Gewinn war freilich in früheren Zeiten bei Weitem größer, als gegenwärtig. Es gab eine Zeit, in welcher die Pelzjäger für sechs Ballen europäischer Waaren im Werthe von etwa 2000 Pfund Sterling Biberfelle im Werthe von 35,000 Pfund Sterling lieferten, was also einen Bruttogewinn von mehr als 1600 Prozent repräsentirt. Indeß blieb die Compagnie, obwohl die Menge der pelztragenden Thiere durch die umfassenden Nachstellungen immer mehr abnahm und manche Bezirke ganz erschöpft waren, doch noch immer eine mäch-

tige und reiche Körperschaft, so daß noch um die Mitte unseres Jahrhunderts der Werth der jährlich von dort aus in den Handel kommenden Pelzwaaren auf circa 15 Millionen Mark sich bezifferte.

Als aber am 30. Mai 1859 das Monopol der Hudsonsbai-Gesellschaft ablief, wurde von einer Erneuerung desselben Seitens der Regierung abgesehen, da die öffentliche Meinung in Canada, welche die Besiedelung jener ausgedehnten Länderstrecken nicht ferner in der bisherigen Weise gehemmt sehen wollte, sich nachdrücklich gegen eine Verlängerung des Privilegiums aussprach. Durch Vertrag vom 9. März 1869 gingen darauf die gesammten früheren Regierungsprivilegien und Territorialbesitzrechte der Hudsonsbai-Gesellschaft gegen eine Entschädigung von 300,000 Pfund Sterling an die Kolonialregierung von Canada über, deren über ganz Britisch-Nordamerika erweitertes Gebiet nunmehr den offiziellen Namen Dominion of Canada erhielt. Es wurde der Compagnie freigestellt, ihren Handel als Korporation fortzusetzen, nur war sie von jetzt ab in keiner Weise mehr gegen die freie Konkurrenz geschützt. Sie durfte ferner bei jeder ihrer Stationen noch ein Landgebiet, im Ganzen jedoch höchstens 20,000 Hektaren, behalten. Außerdem wurde ihr noch das Recht zugestanden, innerhalb der sogenannten fruchtbaren Zone, d. h. namentlich des vom Saskatschewan durchflossenen Prairielandes, Landschenkungen bis zu $^1/_{24}$ von solchen Territorien zu beanspruchen, welche innerhalb der nächsten fünfzig Jahre Seitens der Regierung an Kolonisten zur Besiedelung überlassen werden würde.

Gestützt auf ihre großartige Organisation und ihre weit verzweigten alten Geschäftsverbindungen setzte die Gesellschaft darauf ihre Handelsthätigkeit mit so glänzendem Erfolge fort, daß nach dem 1875 veröffentlichten Jahresbericht der Verkaufswerth der in dem vorletzten Geschäftsjahre in London umgesetzten Pelze immer noch 333,000 Pfund Sterling betrug, während für das letztverflossene Betriebsjahr sich ein Reingewinn von 115,000 Pfund Sterling (annähernd 2⅓ Millionen Mark) auf ein Aktienkapital von 1,700,000 Pfund Sterling ergab, wobei der Gewinnantheil der Beamten von circa 38,000 Pfund Sterling noch nicht einmal mit eingerechnet ist.

So bietet die Geschichte der noch heute fortbestehenden Hudsonsbai-Compagnie ein lehrreiches Beispiel der großartigen Wirksamkeit des kolonialpolitischen Systems der Engländer überhaupt, welches für die Ausbreitung europäischer Kultur und europäischer Handelsbeziehungen von so ungeheurer Tragweite geworden ist, und der britischen Nation eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums, sowie die festesten Stützpunkte für die Ausbreitung der politischen und kommerziellen Machtsphäre gewonnen hat.

Schlangen- und Menschengift.

Physiologische Skizze

von

Alfred Stelzner.

(Nachdruck verboten.)

Schlangen- und Menschengift in Vergleichung gestellt zu sehen wird nur Derjenige befremdlich finden, dem die neueren Untersuchungen über die Giftigkeit gewisser menschlicher Ausscheidungen unbekannt geblieben sind, denn diese haben in der That außer allen Zweifel gestellt, daß der menschliche Speichel ein Gift enthält, welches in Wunden unter Umständen geradezu tödtlich und im Allgemeinen ganz ähnlich und nicht sehr viel schwächer wirkt, als Schlangengift. Wenn nun auch noch nicht sicher entschieden ist, ob die Wirkung dieses merkwürdigen Giftes eine chemische oder organische ist, ob mit anderen Worten die durch dasselbe hervorgerufene Vergiftung infolge chemischer Zersetzung des Blutes erfolgt, oder infolge Entwickelung kleinster Keime lebender Wesen (Bakterien), so ist doch der alte Römer Aelian, welcher insbesondere deshalb viel bespöttelt und verlästert wurde, weil er die Menschen zu den giftigen Thieren zählte, noch nach anderthalb Jahrtausenden in dieser Hinsicht zu seinem Rechte gekommen.

Nach den Ermittelungen der Physiologen erfüllt der Speichel bekanntlich nicht nur den Zweck, die trockene, mittelst der Zähne zermalmte Nahrung in schlüpfrige Bissen zu verwandeln, sondern vor Allem den ungleich wichtigeren, die Verdauung wirksam einzuleiten. Allerdings gibt es einige Nahrungsmittel, z. B. Zucker, Säuren, einfache Fleischbrühe, flüssige Fette und Oele, welche wir schon in solchen Formen zu uns nehmen, die eine sofortige Aufnahme in's Blut, und damit eine Ernährung unseres Körpers möglich machen. Die Mehrzahl der Nahrungsmittel jedoch sind zusammengesetzter Art und müssen allererst durch die Verdauung in lösliche Stoffe, Verdauungsstoffe oder Peptone, umgewandelt werden, ehe sie zur Aufnahme in das Blut gelangen können.

Nun besteht die eigentliche Verdauung in nichts Anderem, als in der chemischen Zersetzung und Auflösung der Nährstoffe durch die sogenannten Verdauungssäfte, deren Einwirkung theils im Munde, theils im Magen, theils im Darm erfolgt. Von diesen Verdauungssäften, welche aus eigenthümlichen, an jenen Orten befindlichen Drüsen abgesondert werden — der Bauchspeichel oder pankreatische Saft aus den Bauchspeicheldrüsen nämlich, der Magensaft aus den Magendrüsen und der Speichel aus den (drei Paar) Speicheldrüsen — hat der Speichel insbesondere durch einen in ihm enthaltenen Ferment- oder Gährstoff die Fähigkeit, Stärke in Zucker umzuwandeln, das Stärkemehl also, welches wir bei jeder Mahlzeit hauptsächlich im Brode und anderer Pflanzenkost zu uns nehmen, chemisch aufzulösen; ja es scheint, daß jener Fermentstoff des Speichels,

as Ptyalin, ebenso wie der Magensaft und Bauchspeichel, ogar die Fähigkeit besitze, auch die in aller Nahrung vorkommenden Eiweiß- oder Proteïnstoffe aufzulösen, und außerdem noch Fette mit Wasser vermischbar zu machen oder, wie der technische Ausdruck lautet, in Emulsion zu verwandeln.

Nun fand ein in Rio de Janeiro lebender Naturforscher, De Lacerda mit Namen, welcher über die Wirkung des Schlangengiftes äußerst lehrreiche Versuche angestellt hat, daß dieses Gift genau ebenso wie die Ausscheidungen der menschlichen Speicheldrüsen wirkt, nämlich Stärke- und Eiweißstoffe auflöst und Fette in Emulsion verwandelt.

Die Giftigkeit des menschlichen Speichels, die Jahrhunderte lang bis auf unsere Zeit bezweifelt wurde, und deren Kenntniß sich eigentlich nur in jenen grausenhaften Sagen forterhalten hatte, welche das im Mittelalter so berüchtigte Gift der Toffana aus dem Geifer gefolterter, nämlich gebundener und an den Fußsohlen zu Tode gekitzelter Menschen bereitet sein ließen, war schon dem klassischen Alterthum, wie Aelian beweist, bekannt, obgleich dieser die Methode des Experimentes nicht kannte, und seine Naturbeschreibung oft mehr Dichtung als Wahrheit ist.

Schon Aristoteles, der berühmte, im 4. Jahrhundert v. Chr. lebende griechische Philosoph und Erzieher Alexander's des Großen, welcher mit Recht als der Vater der Naturgeschichte gilt, wie er auch der Erste war, der eine eigene Naturgeschichte der Thiere schrieb, weiß zu berichten, daß der menschliche Speichel auf die meisten giftigen Thiere giftig wirke. Ausführlichere Mittheilungen geben Plinius,

der gelehrte, zur Zeit Nero's und Vespasian's im 1. Jahrhundert n. Chr. lebende Römer, sowie der vorhin genannte Aelian (180 n. Chr.), dessen 17 Bücher „Thiergeschichte“ mit jenen Werken des Plinius und Aristoteles bis in's 17. Jahrhundert hinein die Thierbibel für alle Konfessionen bildete.

Plinius wie Aelian berichten im Anschluß an Aristoteles übereinstimmend, daß „auch in dem Menschen ein geheimes Gift liegt“, welches sich auf folgende Weise zu erkennen gibt. „Wenn man eine Natter nimmt und sie mit Vorsicht und Kraft am Halse packt, und ihr in den so geöffneten Rachen speit, so fließt ihr der Speichel in den Leib und bewirkt ihren Tod. Daher ist auch für den Menschen der Biß eines anderen Menschen verderblich und nicht minder gefährlich, als der Biß irgend eines andern giftigen Thieres.“ Beide Autoren berichten ferner noch, daß die vom menschlichen Speichel getroffenen Schlangen davon eilten, wie wenn sie mit siedendem Wasser besprengt würden, und daß insbesondere der Speichel nüchterner Personen, solcher nämlich, die noch nicht gefrühstückt haben, tödtlich für dieselben sei, wenn er in ihren Rachen gelange, wie überhaupt der Biß eines nüchternen Menschen lebensgefährlich und schwer zu heilen sei.

Aehnlich sprach sich der angesehene römische Arzt Aulus Cornelius Celsus aus. „Gleichviel, ob der Biß von Menschen, Affen, Hunden, Schlangen oder sonstigen wilden Thieren herrühre,“ sagt er in seiner Abhandlung über Bißwunden, „so hat doch beinahe jeder Biß etwas Giftiges an sich.“ Wie Plinius und Aelian erklärt er den

Biß nüchterner Schlangen für am schlimmsten und auch für nüchterne Personen am gefährlichsten. Schon Celsus rieth, weil ihm bekannt war, daß die thierischen Gifte im Magen nur wenig oder gar nicht schädlich sind, alle Bißwunden kräftig auszusaugen, wobei er natürlich einen wundenfreien Mund voraussetzte. Ein Zeitgenosse Aelian's, der berühmte und bis in's Mittelalter maßgebende Arzt aus Pergamon, Claudius Galenus (131 bis 200 n. Chr.), behauptet sogar zu wiederholten Malen die merkwürdige Beobachtung gemacht zu haben, daß von dem Speichel eines nüchternen Menschen Skorpione getödtet wurden.

Bis zur Zeit der neueren Zoologie befaßten sich seitdem zahllose Aerzte und Gelehrte in Monographien und Werken aller Art mit Untersuchungen über die Natur des Schlangen- und Menschengiftes; keiner derselben aber kam auf die Idee, die sonderbaren Ueberlieferungen der alten Griechen und Römer durch eigene Versuche zu kontroliren und zu prüfen. Die Meisten suchten sich die tödtliche Wirkung des menschlichen Speichels auf die Skorpione und Schlangen sogar nicht anders zu erklären, als durch die tiefgreifende, seit Adam's Zeiten nun einmal herrschende Antipathie zwischen dem Menschen und dem Viperngezücht, in welch' letzterem sie nur den verkappten Widersacher, eine Verkörperung des bösen Prinzips, erblicken zu sollen vermeinten; und wie unzuverlässig und unwissenschaftlich Versuche — wenn sie einmal ausnahmsweise angestellt wurden — selbst noch im 18. Jahrhundert ausfielen, davon weiß Voltaire ein hierher gehöriges Beispiel zu er-

zählen. Ein französischer Chirurg, Figuier, wollte nämlich mehrere Male Schlangen getödtet haben, indem er einen Stein oder Stock mit seinem Speichel benetzte und der Schlange damit einen Hieb versetzte; Voltaire, der übrigens dem menschlichen Speichel die Kraft zu tödten nicht absprechen will, bemerkt zu diesem Experiment spöttisch, daß ein wohlgezielter Hieb auch wohl ohne Speichel eine Schlange zu tödten geeignet sei.

Der Erste, welcher den überlieferten und immer wieder kritiklos abgeschriebenen Angaben der ehrwürdigen Autoritäten des „grauen" Alterthums auf dem Wege des Versuches auf den Grund zu kommen beschloß, war Francesco Redi, der im 17. Jahrhundert am Florenzer Hofe lebende Leibarzt des Großherzogs von Toskana, ein Gelehrter, dessen Arbeiten sich mit Vorliebe auf die Schlangen und deren Gift erstreckten. Sechs gefangen gehaltenen, kräftigen Vipern flößte er vierzehn Tage hindurch jeden Morgen den Speichel nüchterner Personen ein, und wiederholt auch benetzte er dieselben äußerlich mit Sekret: sämmtliche Schlangen starben jedoch nicht, ebenso wenig wie die Skorpione, welche Redi eine Woche lang mit menschlichem Speichel bedecken ließ. Trotz allem Respekt vor Galenus konnte Redi infolge dieser ernüchternden Experimente an den seit zwei Jahrtausenden überlieferten Erfahrungen nicht mehr festhalten. „Wenn das Experiment wirklich stattfand," meinte er mit Rücksicht auf Galen, „so muß ein starker Fehler dabei untergelaufen sein, so daß der Skorpion nicht durch menschlichen Speichel, sondern durch Zufall seinen Tod gefunden hat."

Nach den neuesten Entdeckungen über die Giftigkeit des menschlichen Speichels kann nun dieser Fehler in dem Experimente des Galenus nur darin gelegen haben, daß die Skorpione, welche er im menschlichen Speichel so schnell hinsterben sah, verwundet gewesen waren; denn es ist festgestellt, daß der menschliche Speichel wie das Schlangengift ein Wundgift ist, und als solches vom Magen aus so gut wie unwirksam bleibt.

Der in letzter Zeit wegen seiner Tollwuth-Impfungen an Thieren und Menschen so viel genannte Pariser Professor Pasteur stellte durch umfassende Versuche außer allen Zweifel, daß der Speichel des Menschen sowohl wie der Hunde, Kaninchen und wohl aller Thiere, wenn in den Blutumlauf kleinerer Thiere eingeführt, ganz ähnliche Wirkungen ausübt, wie Schlangengift, und daß — wie die Alten längst gewußt — die Giftigkeit des Speichels nüchtern oder früh morgens erheblich größer ist, als im Laufe des Tages, nachdem sich die Speicheldrüsen öfters entleert haben, womit auch die bekannte Thatsache übereinstimmt, daß Bißwunden von Hunden oder Katzen — je nach der Beschaffenheit des Speichels also — manchmal leichter, nicht selten aber auch sehr schwer heilen.

Im Laufe der letztverflossenen Jahre hat nun der Physiologe Gautier der Pariser medicinischen Akademie Versuche vorgelegt, die des alten Aelian Meinung über die Giftigkeit des Menschen in fast unheimlichem Maße bestätigen. Der Forscher experimentirte mit etwa je einem Loth menschlichen Speichels, den er verdünnte, durch Filtriren von allen unwesentlichen Beimischungen reinigte, sodann eine Weile

eindampfte, und derart endlich ein so heftiges Gift erhielt, daß kleine Vögel, denen er etwas davon unter die Haut einspritzte, je nach der verwendeten Menge nach einer halben oder ganzen Stunde unter denselben Erscheinungen starben, als ob sie von einer Giftschlange gebissen worden wären, indem sie nämlich am ganzen Leibe zu zittern begannen, sodann hin und her schwankten und schließlich mit allen Zeichen des Starrkrampfes zu Boden fielen und bis zum bald darauf eintretenden Tode in demselben verharrten. Da dieser Forscher ganz ebenso wie den menschlichen Speichel auch das Gift der Brillenschlange mit Wasser verdünnen, filtriren und eindampfen konnte, ohne daß seine Giftigkeit sich dadurch im Geringsten vermindert hätte, schien die Annahme gerechtfertigt, daß es sich sowohl beim Schlangen- wie beim Menschengift nicht um „Ansteckungsgifte", um organische Keime lebender Wesen oder Bakterien handeln könne, welche eben dadurch „anstecken", d. h. die Krankheit übertragen, daß sie in fremden Körpern fortgedeihen und sich vermehren, sondern daß es sich beim Schlangen- und Menschengift um ein chemisches Gift handle.

Sonderbarer Weise haben indessen die jüngsten, erst ganz kürzlich angestellten Versuche jenes schon genannten Dr. De Lacerda in Rio de Janeiro das gerade Gegentheil dieser Annahme bewiesen. Seine Forschungen, denen er das Gift der Klapperschlange zu Grunde legte, haben nämlich dargethan, daß der Inhalt der Gift- und Speicheldrüsen der Klapperschlange sogenannte gemodelte Fermente, nämlich jene kleinsten Lebewesen, Spalt- oder Fadenpilze, enthält, welche den Bakterien anderer Ansteckungsgifte durch-

aus ähnlich sind. Er entnahm einer jungen, kräftigen Klapperschlange, die er mittelst Chloroform betäubt hatte, einen Tropfen des Giftes, that denselben auf ein chemisch reines Glasstückchen, welches er sogleich unter das Mikroskop brachte, und bemerkte nun beinahe unmittelbar die Bildung eines fadenreichen Baues in baumförmiger Anordnung. Der verdickte Faden trieb sogenannte Sporen, löste sich dann allmählig auf und verschwand, während die befreiten Sporen zusehends aufquollen, sich vergrößerten, und jeder derselben ein winziges Röhrchen aussandte, welches sich rasch verlängerte. Nach einer sehr kurzen Periode trennte sich dieses Röhrchen von der Spore und bildete wiederum einen neuen Kern.

Bei der genauen mikroskopischen Untersuchung des Blutes von Thieren, welche durch den Biß von Klapperschlangen getödtet worden waren, nahm De Lacerda ferner wahr, daß mit den rothen Blutkügelchen, dem wichtigsten Bestandtheile des Blutes, eine Veränderung vorzugehen begonnen hatte, indem sich auf ihrer Oberfläche einige kleine glänzende Pünktchen zeigten, welche sich mit großer Geschwindigkeit ausbreiteten, worauf die Kügelchen zuletzt in einander verschmolzen und so eine Art Teig bildeten, der in den Venen nicht mehr umlaufen konnte. Andere Thiere, in welche jenes Blut unmittelbar nach dem Tode der ersten eingespritzt wurde, starben binnen wenigen Stunden, und zeigten ganz die gleichen Anzeichen, wie wenn sie selber von Klapperschlangen gebissen worden wären, auch war an ihrem Blute ganz dieselbe Zersetzung und Umbildung wahrzunehmen. Nebenbei bemerkt, er-

mittelte dieser Forscher nach zahlreichen Versuchen, daß das richtige Gegengift gegen Schlangenbiß nur in der Einspritzung von Alkohol unter die Haut, oder in der Darreichung einer bedeutenden Menge alkoholischer Getränke durch den Mund der Gebissenen bis zur Trunkenheit bestehe.

Es erübrigte nun nur noch, das, was dieser Forscher solcherart am Schlangengift beobachtete, unter ganz gleichen Erscheinungen am menschlichen Speichel zu ermitteln, um die unheimliche Verwandtschaft von Schlangen und Menschengift zur Evidenz festzustellen. Auch das gelang in der That dem amerikanischen Arzte Sternberg im biologischen Laboratorium zu Baltimore.

Nach dessen Ermittelungen genügten nicht nur anderthalb Kubikcentimeter menschlichen Speichels, um ein Kaninchen zu tödten, sondern er stellte die wichtige Thatsache fest, daß das Blut des derart getödteten Thieres wiederum für andere Kaninchen giftig sei; er fand seinen eigenen, durchaus gesunden Speichel also nicht nur absolut tödtlich für Kaninchen, denen er davon unter die Haut spritzte, sondern er entdeckte auch, im Widerspruch mit Gautier, daß dieser Speichel seine giftigen Eigenschaften durch Filtriren oder Kochen verlor, daß es sich also bei dem Wundgift des menschlichen Speichels um ein Ansteckungsgift handle, dessen organisirte Fermente oder Keime kleinster Lebewesen naturgemäß durch Filtriren abzuscheiden und durch Siedehitze — wie alle Organismen — zu zerstören waren.

Die Untersuchungen über die Giftigkeit des menschlichen Speichels sind nach alledem noch keineswegs als abge-

schlossen zu betrachten; soviel aber steht fest, daß der menschliche Speichel wirklich ein Gift enthält, welches in Wunden nicht viel schwächer wirkt, als Schlangengift, und daß deren beider Wirksamkeit nur dem Grade nach verschieden ist.

Vielleicht hat ein bekannter Physiolog der vierziger Jahre nicht so ganz Unrecht, wenn er sagt: „Das Gift ist nur konzentrirter, körperlich gewordener Zorn. Jedes zornigen Thieres und Menschen Biß ist Gift, weil der Zorn solches ist." Ohne Zweifel spielen Temperament und Leidenschaft bei der Giftigkeit der Speichelsekrete eine bedeutsame Rolle, und wie es z. B. kein Zufall ist, daß die friedsame und sanftmüthige Blindschleiche und die nützliche Ringelnatter ungiftig, dagegen die immer zornige Kreuzotter äußerst giftig ist, so mögen analoge Unterschiede auch bei der Gattung des Menschen anzutreffen sein, wenn es ihm gottlob auch nicht eigenthümlich ist, um sich zu beißen, und wenn ihm auch jene zweckentsprechenden Einrichtungen der gefurchten oder durchbohrten Schlangenzähne fehlen, durch welche beim Biß der Giftspeichel mit großer Vehemenz herausspritzt, um möglichst tief in den Blutumlauf der Beute einzudringen.

Mag Mancher der Wissenschaft zürnen, welche es gleichsam wie eine bittere Laune anwandelte, die Menschen mit dem giftigen Gezücht der Schlangen einmal in einen Topf zu werfen; soviel zeigen jene merkwürdigen vergleichenden Untersuchungen über die Giftigkeit des Schlangen- und Menschengiftes wiederum, daß wir mit tausend, oft seltsamen und verborgenen Fäden mit der Natur zusam-

menhängen. Und wie im Großen etwa der durch die Spektralanalyse geführte Nachweis, daß die übrigen Himmelskörper aus denselben Elementen bestehen, wie unsere Erde, etwas überaus Erhebendes hat, weil diese Naturerkenntniß das Band der Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit enger schließt, so haben auch jene nüchternen Untersuchungen trotz ihrer „Giftigkeit" nichts Abstoßendes; denn sie weisen im Grunde wieder nur darauf hin, daß Alles, was da kreucht und fleugt, aus der Hand eines Schöpfers hervorgegangen ist.

Schaffot-Reden.

Kulturhistorische Skizze

von

Adam Löffler.

(Nachdruck verboten.)

„Wenn die Engländer ihr Leben gering achten," sagt Voltaire, „so muß man gestehen, daß die Regierung sie stets nach ihrem Wunsche behandelt hat; die englische Geschichte könnte durch den Henker geschrieben werden."

In der That ist die Zahl der Hinrichtungen während der letzten acht Jahrhunderte in keinem europäischen Staate so groß gewesen, wie in England. Unter der Regierung Heinrich's VIII. betrug sie allein über 70,000.

Oeffnet man nun die großen Sammelwerke, welche Berichte über die wichtigsten politischen und Kriminalpro-

zesse Großbritanniens enthalten, so überzeugt man sich, daß unter hundert Verurtheilten stets neunzig Reden vor der Hinrichtung gehalten haben; und diese Schaffot-Reden oder Henker-Predigten sind in der That eine ganz besondere englische Eigenthümlichkeit.

Es gibt in England viele Gebräuche, die zur Geltung positiver Gesetze erhoben worden sind, so ehemals das Sprechen auf dem Schaffot; es ist nie direkt erlaubt und nie verboten worden, und wenn man auch oft die Trommeln schlagen und die Trompeten blasen ließ, um die Stimme derer zu übertäuben, welche von verfänglichen Gegenständen sprachen, so hat man doch denen nie das Wort verweigert, welche eine friedliche Rede halten wollten. Die Geduld, mit der man dieselbe anhörte, grenzte oft an das Unglaubliche. Charles Walket, der unter Karl II. hingerichtet wurde, unterbrach sich, nachdem er eine Viertelstunde gesprochen, und bat den Richter, ihm nur eine kurze Zeit noch zu gestatten, er wolle nichts als das Nothwendigste hinzufügen. „Nehmt Euch Zeit," entgegnete der Angeredete, „ich werde warten, bis Ihr gesprochen habt."

Bei der Hinrichtung Sir John Friend's und Sir William Parkins', welche Beide des Hochverraths beschuldigt waren, sagte der Richter höchst zuvorkommend: „Wenn Sie Zeit zum Sprechen bedürfen, so nehmen Sie sich dieselbe ganz nach Belieben.

„Herr," entgegnete Sir John Friend, indem er ihm ein Papier übergab, „ich bin hierher gekommen, um zu sterben, nicht um Reden zu halten. Ich wünsche, daß dieses Papier gedruckt wird, damit meine Mitbürger es

lesen. Ich habe nichts zu thun, als Gott zu bitten, daß er sich meiner Seele erbarme; ihm empfehle ich sie!"

„Gott wird sich ihrer erbarmen," erwiederte der Richter.

„So hoff' ich, Herr!"

„Sir John, wenn Sie mehr Zeit bedürfen, wir warten sehr gern."

„Ich danke, Herr."

So machte man förmliche Komplimente, und wenn sich die Gerichtspersonen einige Bemerkungen erlauben, so bitten sie mehr, als sie befehlen.

„Die Stunde ist um," sagte ein Richter zu Sir Christoph Bluet, „kommen Sie zu Ende!" Sofort traten Lord Gray und Sir Walter Raleigh heran, befahlen dem Unterbrechenden zu schweigen und den Verurtheilten sprechen zu lassen, so lange er wolle.

Erst später änderte sich das und zwar zuerst gelegentlich der Hinrichtungen der Richter Karl's I., die diesen zum Tode verurtheilt hatten. Man fürchtete nämlich, daß ihre Reden das Volk aufreizen könnten und man dachte schon daran, ihnen das Reden ganz zu verweigern; indeß die Scheu vor dem Umstürzen eines alten Herkommens hielt schließlich doch davon ab.

Als der Generalmajor Harrison am Fuße des Blutgerüstes ankam, rief eine Stimme aus der Menge: „Wo ist Eure gute Sache jetzt?" — „Hier!" sagte Harrison, indem er die Hand auf's Herz legte. „Und mit meinem Blut will ich sie besiegeln. Ich sterbe für die glorreichste Sache, für die noch irgend Jemand gestorben ist!" Hierauf bestieg er die Leiter und wendete sich in einer anderthalbstündigen Rede an das Volk.

Zwei Tage darauf starb John Carew und hielt vor dem Tode eine so lange Rede an das Volk, daß ihm, nach seinem eigenen Ausdruck, „die Stimme in der Kehle vertrocknete.“ Auch John Cook hielt vor seiner Exekution noch eine lange Rede, Thomas Scot dagegen wurde, als er ein Gleiches thun wollte, durch den Richter das Wort abgeschnitten, worauf er ausrief: „Wohl denn, so habe ich nur noch ein Wort hinzuzufügen: Wie trübselig muß die Sache sein, die vor den letzten Worten eines Sterbenden erzittert!“

Damit kniete Scot nieder und zwei Minuten darauf fiel sein Haupt unter der Hand des Henkers.

Am folgenden Morgen fand die Hinrichtung der Obersten Daniel Artell und Francis Hecker statt. Als Beide am Fuße des Schaffots angekommen waren, rief eine Stimme dem Scharfrichter zu: „Hänge sie, hänge sie, das sind Schufte, Mörder; wir wollen sie nicht hören!“

„Ruhe!“ donnerte eine Stimme im Volk; „der Sheriff weiß, was er zu thun hat!“ und Alles schwieg.

„Herr,“ wendete sich der Oberst Artell an den Richter, „ich wünsche frei zu reden, zuerst mit dem Volke und dann mit Gott; denn diese Rede wird die letzte sein, die ich auf Erden halte!“

Doch man entgegnete ihm, der König habe geboten, ihn nicht reden zu lassen; was er zu sagen habe, sei bereits hinlänglich erwogen worden, und es sei zwecklos, das Alte zu wiederholen; wenn er jedoch etwas zu sagen habe, was mit seinen politischen Meinungen in keiner Verbindung stehe, so sei es ihm gerne gestattet. Er sprach dann unbehelligt eine ganze Stunde lang.

Die Reden dieser sogenannten „Königsmörder“ hatten, wie man vorher gefürchtet hatte, in der That einen solchen Eindruck auf das Volk gemacht, daß der ganze Hof davor erschrak. Als zwei Jahre später Heinrich Vane zum Tode verurtheilt wurde, beschloß man, ihm jede Möglichkeit, auf dem Schaffot eine politische Rede zu halten, abzuschneiden. Sobald der berühmte Delinquent auf dem Schaffot angekommen war, jauchzte ihm die Menge zu, die sich neugierig von allen Seiten um das Gerüst drängte. Heinrich Vane winkte Schweigen, er sah mit leuchtenden Blicken auf das Volk hinab und begann: „Als mir heute Morgen der Sheriff den Befehl des Königs überbrachte, ich dürfe nichts gegen Seine Majestät und deren Regierung sprechen, habe ich in gewissen Grenzen zu bleiben versprochen, und meine Rede soll so wenig verletzend sein als möglich.“

Gleichwohl überschritt er das vorgeschriebene Maß und fing an, das Verfahren seiner Richter gebührend zu charakterisiren an.

„Sie lügen!“ fiel ihm der wachthabende Lieutenant in's Wort. „Ich verbiete Ihnen, dergleichen Reden zu halten!“ Dann gab er ein Zeichen, die Trommler und Trompeter fielen mit furchtbarem Getöse ein; Heinrich Vane deutete durch eine Verbeugung an, er wolle sich allen Vorschriften fügen; die Ruhe wurde wieder hergestellt. Er erzählte nun einige Züge aus seinem Privatleben, doch bald vergaß er die vorgeschriebenen Grenzen auf's Neue, das Getöse begann abermals, und jeder Versuch, noch einmal das Wort zu bekommen, blieb fruchtlos.

Gleichwohl blieb das Recht, vom Schaffot hinab zum Volke zu sprechen, in gewissem Sinne unverletzt, und gewöhnliche Diebe und Mörder hatten keine Unterbrechung zu fürchten; dies geht aus Folgendem hervor:

„Meine Freunde!" sprach ein gewisser Georges Marley, der im Jahre 1738 wegen Mordes hingerichtet wurde. „Weshalb seid Ihr hier versammelt? Um einen Menschen zu sehen, der einen großen Satz aus dem Leben in den Tod macht? Betrachtet mich genau, und Ihr werdet den Muth des Curtius an mir bewundern. Ihr glaubt, weil ich einen Menschen getödtet habe, bin ich ein Verbrecher? Marlborough hat Tausende getödtet und Alexander der Große Millionen; Marlborough und Alexander sind große Männer in der Weltgeschichte, und wenn ich gehängt werde, so geschieht es nur, weil ich in meinem Handwerk ein Pfuscher geblieben bin. Möge sich der Erlöser meiner Seele erbarmen!"

Frederic Bardie, ein Franzose, der 1811 hingerichtet wurde, bediente sich sogar des Henkers als Dolmetscher, weil er der englischen Sprache nicht mächtig war.

Diese Reden wurden fast stets sorgfältig nachgeschrieben und erschienen gedruckt.

Wenn nun Diebe, Betrüger und Mörder gewöhnlich in ihrer letzten Stunde eine lebhafte und wahre Reue fühlen, so zeigen die politischen und religiösen Märtyrer meist keinen Schmerz über ihre Handlungsweise, ja, sie rühmen sich derselben, und sprechen ihren Richtern offen Hohn.

Andererseits wirkten die Reden verurtheilter Mörder und



Räuber, die oft von der widerlichsten, in England leider in allen Ständen so verbreiteten Heuchelei, vermischt mit mühsam verhehlter Spitzbubeneitelkeit und Gaunerfrechheit eingegeben sind, auf den deutschen Geschmack meist abstoßend und unsere Gefühle mehr oder minder verletzend. In England aber bilden sie die erbaulichsten Unterlagen für Prediger zur Ermahnung der Gemeinde.

Einer der hierher gehörigen Fälle ist folgender.

Am 8. Januar 1664 fand man einen Greis in seiner Wohnung geknebelt in einem hilflosen Zustande am Boden liegen. Diebe hatten ihn beraubt. Einige Tage darauf wurde ein gewisser Turner, der wegen vielfacher übler Streiche allgemein bekannt war, als Verüber des Raubes verhaftet. Turner wurde zum Tode durch den Strang verurtheilt. Er betrat das Schaffot und sagte zu dem Henker: „Meine Freunde wünschen sich in meine Kleider zu theilen; hier sind fünfzig Schilling für Dich und außerdem noch zwei Schilling sechs Pence zu einem frischen Trunk, und fünfzehn Schilling für die Ehrenmänner, die meinen Leib beerdigen und meine Kleider an eine gewisse Mistreß Smith abgeben sollen!“ Hierauf wendete er sich an das Volk: „Sir Richard Ford, und Sie, zweiter Herr Richter, und Ihr Alle, edle Versammelte, ich zahle meine Schuld, die wir Alle der Natur abzutragen haben. Gott straft mich für meine Sünden, ich bin ein großer Verbrecher; ich habe ihn oft gelästert und bei seinem Namen falsch geschworen; doch ich hege die Hoffnung und Zuversicht, daß Christi Blut auch meine Sünden abwaschen wird!“



Nach dieser Rede erklärte Turner seine Söhne, die ebenfalls verhaftet waren, für unschuldig, sprach von seinem Vater, der ein geehrter Prediger war, von seiner Frau, die aus einer geachteten Familie stammte, und bat zuletzt, seine beiden Kinder noch denselben Abend der Mutter wiederzugeben. Dies wurde ihm versprochen und dann schnitt man ihm das Wort ab. Hierauf küßte er den Strick, der über die Schulter des Henkers hing, und legte ihn sich um den Hals.

„Herr Turner!" erscholl plötzlich die Stimme eines Mannes aus einem benachbarten Fenster. „Haben Sie an die vier Punkte gedacht, von denen ich mit Ihnen gesprochen habe?"

„Ich habe sie vollbracht!" erwiederte Turner.

„Dann muß diese Stunde, die sonst so peinlich ist, für Sie eine Stunde des Glückes sein!" rief dieselbe Stimme.

„Das ist sie!" entgegnete Turner.

„So sei der Herr mit Ihnen und rette Ihre Seele aus den Armen des Todes in das Reich seiner ewigen Freuden!"

„Ich sehe den Retter, wie er durch die Wolken winkt," erwiederte der Delinquent; „Henker, hab' Acht auf mich," fuhr er fort, „ich werde Dir das Zeichen zu Deinem Geschäft geben, wenn ich die linke Hand auf die rechte Schulter lege. Gott vergebe Dir Dein Handwerk!"

In diesem Augenblick gewahrte er eine hübsche junge Dame, die ihn aus einiger Entfernung beobachtete; er schritt zu ihr, küßte ihr die Hand und sprach: „Ihr

Diener, Madame!" Dann bestieg er das Schaffot wieder, kniete nieder, streckte die Hände gen Himmel und machte das Zeichen und der Henker beförderte ihn in die Ewigkeit.

Das Schaffot wurde sogar nicht blos zur Rednerbühne benutzt; es wurde oft zu einer Art von Theater, auf dem man kleine, mehr oder minder tragische Dramen improvisirte. Die Historiker beschränken sich auf die Berichtung der Thatsachen, doch unter den unscheinbaren Nebenumständen, die sie übergehen und zu übergehen ein Recht haben, findet sich Vieles, was oft nicht blos ein hohes psychologisches Interesse hat, sondern was selbst zur Charakteristik der nationalen Eigenthümlichkeit der Engländer einzelne schlagende Züge gibt.

Hier einige Beispiele:

Der Seeräuber John Gow war kaum gehängt, als seine Freunde, um seinen Todeskampf zu verkürzen, sich an seine Beine hängten. Die Gerichtsdiener untersagen ihnen dies nicht, der Strang reißt, und die Exekution muß, weil der Unglückliche noch röchelt, von Neuem beginnen.

Jarvis Elwis, welcher, der Ermordung des Sir Thomas Overbury angeklagt, hingerichtet wurde, bestieg die Leiter, setzte sich auf eine Sprosse und wollte seine Rede beginnen, als er bemerkte, daß er unbequem sitze; er gebot dem Henker, der Leiter eine bequemere Lage zu geben, bestieg sie und hielt alsdann eine dreiviertelstündige Rede. Plötzlich bemerkt er einen seiner früheren Komplizen, der zu Pferde in der Nähe des Schaffots Aufstellung genommen

hatte. „Maximilian!“ ruft Elwis, „Du weißt, wie oft wir die Nacht zum Tag und den Tag zur Nacht gemacht haben, ich bitte Dich, schände den Sabbath*) in Zukunft nicht mehr, Gott könnte Dich strafen!“

„Dein Schicksal wird mir stets vor Augen schweben!“ rief Maximilian.

Bisweilen ließen sich die Richter selbst in Gespräche mit den Delinquenten ein. Politische Verbrecher suchte man oft zu bewegen, daß sie ihre Handlungen öffentlich für schlecht erklären und ihre Reue darüber aussprechen sollten.

Um den Herzog v. Monmouth waren vier Richter in der Stunde seiner Hinrichtung, die in ihn drangen, er solle vom Gerüst herab bereuen, einen Aufstand gegen den König erregt zu haben. Er trat an den Rand des Gerüstes und sprach: „Ich sterbe sehr reuevoll!“

„Sie können vor dem Tode kein besseres Werk thun, als Ihre Reue durch ein öffentliches Bekenntniß an den Tag zu legen.“

„Ich habe in meinem Manuscripte, welches in Ihren Händen ist, gesagt, was ich zu sagen hatte, und berufe mich auf dasselbe; ich sterbe gefaßt, denn ich weiß, daß ich zu Gott gehe!“

„Doch Ihr Bekenntniß muß öffentlich sein und alle Punkte berühren!“

*) In England gebietet die Sitte, am Sonntage sich völliger Unthätigkeit hinzugeben. Wer am Sonntage eine Pfeife raucht oder eine Zeitung liest, „schändet den Sabbath“, was nach der öffentlichen Meinung ein schlimmes Verbrechen ist.

„Mylord," entgegnete der Herzog, „ich beschwöre Sie, lassen Sie mich in Frieden sterben!"

„Alsdann können wir nicht mit der Innigkeit für Ihr ewiges Wohl bitten, mit der wir es gethan hätten, wenn Sie ein öffentliches Bekenntniß abgelegt hätten!"

„Mein reines Gewissen ist die beste Fürbitte bei Gott. Ich habe Niemand Unrecht gethan!"

„Wie?" fragte der Lord Oberrichter, „Sie sind nicht in das Reich eingefallen und haben das Blut Unschuldiger mit bewaffneter Hand vergossen?"

„Das gestehe ich und bereue es!"

Diese Worte sprach der Herzog zu leise, als daß die versammelte Menge sie hätte verstehen können, daher wiederholte sie der Richter mit lauter Stimme im Zusammenhange mit dem Vorhergesagten.

Hierauf drang man in ihn, für den König zu beten, damit dieser seine, des Herzogs Frau und Kinder schone.

„Meine Frau und meine Kinder, was haben die verbrochen? Handelt mit ihnen, wie Euer Gewissen es Euch räth!"

Nach langem Zureden ließ sich der Herzog bewegen, dem stets wiederholten Rufe der Umstehenden: „O, betet, Gott schütze den König," ein Amen hinzuzufügen. Hierauf näherte er sich dem verhängnißvollen Block und begann sich zu entkleiden. Die Richter aber gaben ihn auch jetzt noch nicht los; sie drangen abermals in ihn, er sei Soldat gewesen, so solle er die Soldaten, welche das Gerüst umgaben, zur Treue gegen den König ermahnen und ihnen sein eigenes Schicksal entgegenhalten.

Der Herzog aber wendete sich zum Scharfrichter und gab ihm zehn Guineen.

„Dies nimm und vollführe Dein Amt gut, fehle mich nicht, wie den Lord Russel; ich höre, ihn hast Du erst beim dritten oder vierten Streich getödtet. Wenn Du mich auf den ersten Streich sicher triffst, so erhältst Du von meinem Diener noch zehn Guineen.“

„Ich hoffe sie zu verdienen,“ entgegnete der Henker.

Der Herzog legte das Haupt auf den Block, doch erhob er es noch einmal und bat den Henker, ihm das Beil zu reichen, damit er fühlen könne, ob es hinlänglich geschärft sei. Als er sich hiervon überzeugt hatte, legte er den Kopf auf den Block zurück. Tiefes Schweigen herrschte rings; das Beil blitzte und fiel dumpf. Ein Schreckensruf durchflog die Reihen des Volkes. Der Henker hatte gefehlt, und der Herzog, nur leicht verwundet, wollte aufspringen, sich über seine Ungeschicklichkeit beklagen. Doch in demselben Augenblick folgte ein zweiter, ein dritter Streich, noch war der Kopf nicht vom Rumpf getrennt, und alle Glieder des Scharfrichters zitterten krampfhaft. Derselbe warf das Beil endlich von sich und schrie: „Gott straf' mich, ich bringe es nicht zu Ende; ich habe nicht den Muth!“

Die Menge drang wüthend auf ihn los; kaum konnten die Soldaten sie zurückhalten.

Die Richter geboten ihm, bei Gefahr seines Lebens seine Schuldigkeit zu thun. Er nahm das Beil wieder auf, that noch zwei Streiche, und als auch diese noch nicht hinreichten, den Kopf völlig vom Rumpfe zu trennen,

schnitt er dem Unglücklichen die Sehnen des Halses mit seinem Taschenmesser durch. —

Die hier aufgeführten Beispiele fallen fast sämmtlich in die Zeit der Regierung der Tudors und Stuarts. Vor dem Auftreten Heinrich's VII. läßt sich die Sitte, Reden vom Schaffot zu halten, nicht nachweisen, und nach Jakob II. werden die politischen Hinrichtungen zu selten, als daß wir, wie früher, durch Aufzählung derselben zu allgemeinen Resultaten kommen könnten. Der Grund dieser erfreulichen Erscheinung war theils eine Umgestaltung der Kriminaljustiz, theils die höhere Gesittung, welche nach und nach eintrat. Das Schaffot wurde in der Folge nie mehr, weder zur Rednerbühne noch zum Theater, mißbraucht.

Höchst interessant und äußerst belehrend aber sind diese Schaffot-Reden, so seltsam sie uns auch erscheinen mögen, für den Kulturhistoriker, den Psychologen und den Philosophen, wie unsere Leser selbst aus der vorliegenden kleinen Skizze deutlich ersehen werden.

Unsere Elbkönigin.

Bilder aus Hamburgs Geschichte.

Von

H. v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

Von allen deutschen Städten ist die stolze Elbkönigin Hamburg sicher eine der interessantesten und für die Entwickelung unseres Vaterlandes wichtigsten. Von ihr aus, als Schwesterstadt Lübecks und Bremens, gewann der Deutsche zuerst den freien Blick über das Weltmeer, wie kaum eine andere hat sie dazu beigetragen, die deutsche Handelsflagge zu einer Macht im Weltverkehr zu erheben. Wer einmal auf den Quais des Hamburger Hafens gestanden, wer die mächtigen Speicher der alten Hansestadt durchwandert, wer in der dortigen Börse Millionen, nicht in fiktiven Spekulationswerthen, sondern in wirklichen Waaren, in wenigen Minuten geräuschlos umsetzen sah, der begreift wohl, warum sich der Hamburger mit so hohem Stolz als Bürger seiner Vaterstadt fühlt: Hamburg ist die erste Handelsstadt nicht nur des deutschen Reiches, sondern des ganzen Kontinentes überhaupt.

Trotzdem ist Hamburg in der Reihe der großen europäischen Handelsstädte eine der jüngsten, sie kann nicht auf eine bis in die altersgraue Vorzeit reichende Ver-

gangenheit blicken, die Wogen der Civilisation und des Verkehrs schlugen, von den Küsten des Mittelmeeres ausgehend, erst ziemlich spät an das Nordseegestade. Mit Karl dem Großen hebt die Geschichte Hamburgs erst an, der gewaltige Karolinger war es, der, nachdem er das widerstrebende Sachsenvolk fast aufgerieben hatte, bei dem früheren Wendenflecken Hammaburg im Jahre 804 am Vereinigungspunkte der Bille und Alster eine Burg und eine Kapelle gründete.

Die älteste Geschichte dieser Burg und der sich bald unter ihrem Schutz bildenden Ortschaft meldet nur von Kriegszügen, Plünderungen und Neugründungen, Wenden und Normannen kämpften abwechselnd um den Besitz der bald aufblühenden fränkischen Pflanzstätte, und auch nachdem der christliche Glaube längst im Norden festen Boden gefaßt hatte, wurde Hamburg wiederholt gänzlich zerstört, aber nur, um stets neu und volkreicher als vorher aus den Trümmern zu erstehen. Es war sehr bedeutungsvoll für den Ort, daß er schon früh, schon seit dem Jahre 831, zum Sitz eines Erzbisthums erkoren und dadurch ein Centralpunkt für den ganzen Norden geworden war; tüchtige Kirchenfürsten, die Erzbischöfe Ansgar und Rimbert, Adaldag, Unwan und Adalbert sorgten mit Umsicht und Energie für das Gedeihen der Stadt.

Mit dem 12. Jahrhundert traten endlich ruhigere Zeiten ein. Die eigenartige Lage des Ortes an dem Punkte der Elbe, wo die Meeresfluth aufhört, fühlbar zu sein, begünstigte die Vergrößerung der Ansiedelung und machte

Hamburg bald zum natürlichen Vermittler zwischen dem See- und Landhandel. Verständige Fürsten aus dem Schauenburg'schen Grafenhause, das seit 1110 über Hamburg herrschte, hoben den Verkehr, die fruchtbaren Marschen der Umgebung wurden allmählig kultivirt, und als Kaiser Friedrich I. die Elbe von der Mündung an bis Hamburg von jeder Art von Zoll befreit hatte, konnte der Seehandel sich erst recht frei entfalten.

Schon fing die Stadt an, sich zu fühlen: sie ging mit dem stolzen Lübeck, damals dem Vororte des Hansabundes, Hand in Hand und begann allmählig alle Rechte ihres Landesherrn an sich zu kaufen. Das hamburgische Geld hatte guten Klang, die schauenburgischen Grafen waren meist in finanziellen Nöthen, und so ging erst die niedere Gerichtsbarkeit, die Verwaltung, das Eigenthumsrecht fast der ganzen Umgegend in die Hände der Stadt über, bis schließlich der landesherrliche Vogt fast nur noch der Form halber auf der gräflichen Burg saß. Der Handel gewann immer weitere Gebiete, in London hatten die Hamburger Kaufleute sogar ihren eigenen Aldermann bei der Genossenschaft deutscher Handelsherren im berühmten Stahlhof. Auch wehrhaft war die Stadt damals in hohem Grade. Als mit kräftiger Hand die verbündeteen Hansestädte gegen das Piratenunwesen, das die nordischen Gewässer unsicher machte, auftraten, war es im Jahre 1402 ein Hamburger Geschwader, das gegen die gefürchteten Seeräuber, die Vitalienbrüder, den Hauptschlag führte und angesichts der Insel Helgoland die Flotte der Seeräuber enterte. Am

10. Juli wurden die Gefangenen, unter ihnen ihr Hauptmann Störtebeker, auf dem sogenannten Grasbrook in Hamburg durch den Scharfrichter Rosenfeld enthauptet. Die Chronik berichtet hierbei, der Henker sei „ein gar trutziger Mann“ gewesen. Als ihn nämlich nach gethaner Arbeit einer der Rathsherren gefragt habe, ob er nicht müde sei, habe er erwiedert: „Mit nichten, ich könnte gleich noch den ganzen wohlweisen Rath abthun.“ Ob dieser gefährlichen Aeußerung habe ihn sofort der jüngste Rathsherr, dieweilen kein zweiter Scharfrichter zur Stelle war, mit dem Schwerte hinrichten müssen.

Um das Jahr 1400 hatte Hamburg bereits 12,000 Einwohner, und es gab 1075 Meister der Gewerke und Zünfte in der Stadt. Eine alte interessante „Aemterrolle“ weist die Letzteren ausführlich nach. Da standen obenan die Kaufleute, die nach Flandern handelten — die sogenannten Flanderfahrer — die Lübecksfahrer, die Islandsfahrer und die englischen Kaufherren, dann folgten die Brauer, die Goldschmiede, die Bäcker, die Makler, die Kerzengießer, die Heringswascher u. s. w., selbst Speckschneider, Theerkocher, Bartscheerer, Spindeldreher und Vogelsteller fehlten nicht in der langen Reihe. Das von der Stadtbefestigung umschlossene Gebiet hatte sich mächtig vergrößert; um die alte Petri- und die Nikolaikirche erhoben sich jetzt geschlossene Viertel, hier und dort war sogar eine Straße gepflastert, selbst eine öffentliche Volksschule bestand seit dem Ende des 13. Jahrhunderts neben der alten geistlichen Domschule, an der außer Lesen und Schreiben Latein, Rhetorik und Gesang gelehrt wurde. Die Herren Schüler

müssen dabei ein ziemlich freies Leben geführt haben, denn wiederholt berichten die Chroniken, daß sie Nachts die Gassen durchschwärmten, aus Muthwillen in fremde Häuser einbrächen, ja selbst in den Kirchen absichtlich falsch sängen, was als Gipfel ihrer Bosheit angesehen worden zu sein scheint.

Trotz des Gedeihens fehlte es natürlich nicht an Unruhen im Innern des Gemeinwesens; wie in allen Städten wiederholten sich während des ganzen Mittelalters auch in Hamburg immer wieder die Zwistigkeiten zwischen der breiteren Masse der Bürgerschaft und dem hohen „wohlmeinenden und wohlweisen" Rath, dem Volke und der Aristokratie, welche die städtischen Aemter meist als einträgliche, wo möglich erbliche Sinekuren betrachtete. Gerade in den großen Hansestädten herrschten die Geschlechter fast unumschränkt, und der Hansebund als solcher hielt darauf, daß es so bleibe. Als z. B. 1375 in Braunschweig ein Aufstand der Bürger gegen den Rath von Erfolg begleitet gewesen war, wurde die Stadt sofort aus dem Bunde ausgestoßen und erst fünf Jahre später wieder in Gnaden aufgenommen, nachdem acht ihrer angesehensten Bürger barfuß und barhäuptig im Rathhaus zu Lübeck erklärt hatten, daß die Meuterei nur aus blinder Heftigkeit geschehen und allen Braunschweigern höchst leid sei. In Hamburg verliefen die Streitigkeiten ohne dauernde tiefere Schädigung des Gemeinwesens, und 1410 kam ein Vergleich zu Stande, durch den die Bürgerschaft, vertreten durch das Collegium der „sechzig Aeltesten", sogar einen Antheil an der höchsten Gewalt erhielt.

Mit dem Aussterben der schauenburg-holsteinischen Grafen war inzwischen die Landesherrschaft über Hamburg an Dänemark gekommen, aber auch die dänischen Könige sahen in derselben meist nur eine Geldquelle und ließen der reichen Stadt, die 1510 zu einer freien Reichsstadt erklärt worden war, im Uebrigen alle ihre Rechte. Während Dänemark sich mit Lübeck in fortdauerndem Streit befand, zog sich auch der Ostseehandel mehr und mehr von der Travemündung fort und nach Hamburg hin, das eine kluge Neutralität zu wahren suchte. Der Erfolg blieb nicht aus, die Stadt wuchs, die alten hölzernen oder fachwerkenen Bürgerhäuser machten festen Steinbauten Platz und die Bürger begannen sich mächtig zu fühlen. Der Luxus nahm überhand, in dem Rathskeller flossen die edlen Südweine bei festlichen Schmausereien in Strömen, und für Gaukler, Seiltänzer und Jongleurs galt Hamburg als ein einträgliches Pflaster, selbst der hohe Rath beliebte dann und wann die „fahrenden Künstler“ öffentlich zu beschenken.

Der gewaltige Umschwung, der sich mit der Entdeckung Amerika's und der Auffindung des Seeweges nach Ostindien in den gesammten europäischen Handelsbeziehungen sonst zu Ungunsten Deutschlands vollzog, wurde von den klugen Elbkaufleuten geschickt genug benutzt, sie traten gleichsam das Erbe des Hansebundes an: schon am Ende des 16. Jahrhunderts waren zahlreiche Hamburger Firmen in Spanien und Portugal etablirt, während umgekehrt englische, holländische und portugiesische Kaufleute sich in Hamburg ansiedelten. Der Handel der Stadt begann mehr und mehr den internationalen Charakter anzunehmen, der

ihn bis heute auszeichnet. Schon 1558 wurde nach dem Vorgang von Antwerpen eine öffentliche Börse errichtet, und 1619 die berühmte Hamburger Bank begründet, die durch ihre unerschütterliche Solidität bald zu einem Weltruf gelangte.

Die Reformation und ihre Folgen, der dreißigjährige Krieg, der fast ganz Deutschland verheerte, brachte Hamburg nur geringe Schädigung, es gelang der Stadt stets, sich mit Geldopfern von jeder drohenden Gefahr loszukaufen.

Mit dem wachsenden Reichthum gelangten aber auch höhere und edlere Aufgaben in der Stadt zur Verwirklichung. Die Wohlthätigkeitsanstalten Hamburgs waren von jeher berühmt, und die Schulbildung stand auf einer verhältnißmäßig hohen Stufe.

Merkwürdiger Weise verschafften der siebenjährige Krieg und später die französische Revolution, die halb Europa in Flammen setzten, Hamburg mehr Vortheile als Nachtheile; Hamburger Kaufherren übernahmen theilweise die Versorgung der Heere Friedrich's des Großen, und die Blockirung der preußischen Häfen lockte den Ostseehandel immer mehr nach der Elbmündung; während der französischen Revolution aber wurden ungeheure Getreidemassen von Hamburg aus durch die französische Regierung angekauft, um das hungernde Proletariat von Paris zu befriedigen, und endlich trieb die französische Okkupation Hollands fast den ganzen Handel dieses Landes nach der neutralen Elbstadt. Tausende von französischen Emigranten siedelten sich in Hamburg an, die Lebensmittel und die Miethen stiegen

fast plötzlich um 300 Prozent, enorme Vermögen wurden in jenen Jahren erworben und eine Ueppigkeit der Lebensweise riß ein, die den alten soliden Bürgern im höchsten Grade bedenklich schien.

Der Rückschlag blieb denn auch nicht aus; mit dem Jahre 1799 begann eine ganz außerordentliche Krise und erschütterte den Wohlstand Hamburgs auf das Heftigste, über sechzig angesehene Familien erklärten innerhalb weniger Monate ihre Zahlungsunfähigkeit, und die bald darauf erfolgende Sperrung der Elbe durch englische Schiffe steigerte die Schwierigkeiten noch mehr.

Aber das Schlimmste stand erst bevor. Mit dem Sturze der preußischen Macht, mit den unglücklichen Niederlagen von Jena und Auerstädt war ganz Norddeutschland wehrlos in die Hände Frankreichs gegeben, und Napoleon zögerte nicht, auch die Hansestädte in Besitz zu nehmen. Am 19. November 1806 besetzte der Marschall Mortier Hamburg, die Fremdherrschaft begann und wurde schließlich am 1. Januar 1811 durch ein Dekret des Kaisers, mittelst dessen er die freie Stadt zu einer Stadt des großen französischen Reiches machte, für permanent erklärt. Französische Gesetze galten seitdem allein, französische, in Hamburg gedruckte Zeitungen posaunten die großmäuligen Siegesberichte des Korsen aus, und französische Zollbeamten wachten mit Argusaugen über die Aufrechterhaltung der Kontinentalsperre, mit welcher Napoleon durch den Ausschluß aller englischen Waaren vom Kontinent den britischen Handel und die britische Industrie zu vernichten suchte. Der Hafen war gesperrt, mehr als 300 Schiffe

vermoderten unthätig an den Quais, die Konscription für das französische Heer wurde eingeführt, harte Steuern, mit Unerbittlichkeit eingetrieben, belasteten alle Bürger, die Einführung von Kolonialwaaren war bei Zuchthausstrafe verboten.

Die Zeit war traurig, unendlich traurig, aber sie hatte auch ihre grotesken Seiten, wie dies bei dem streng nach dem Buchstaben des Gesetzes durchgeführten Zollabschluß fast unvermeidlich war. Während an den Thoren, die nach Altona führten, Männer und Frauen auf die brutalste Weise nach zollpflichtigen Gegenständen untersucht wurden, bildeten sich in der Nachbarstadt, in welcher die Kolonialwaaren um mindestens die Hälfte billiger waren, ganze Schmugglerkompagnien, die täglich erfindungsreicher an Listen wurden. In Perrücken, in doppelten Hutböden und hohlen Spazierstöcken wurde Thee, Zucker oder Kaffee geschmuggelt, Pudel mit Doppelfell waren nichts Seltenes, und wer beim Schmuggeln abgefaßt wurde, dem ersetzten förmlich organisirte Versicherungsgesellschaften den Schaden. In Helgoland aber entstand, wie man zu sagen pflegte, Klein-London. Die Insel wurde zum Hauptstapelplatz des unermeßlichen Schleichhandels, die ersten englischen und auch Hamburger Firmen hatten hier ihre Comptoire und Magazine, sogar eine öffentliche Börse fehlte nicht, und täglich legten an der einsamen Felsklippe 200 bis 300 Fahrzeuge an. Von hier aus gingen die Waaren an die holsteinische Küste, wurden in aller Heimlichkeit in den Bauernhäusern versteckt und bei passender Gelegenheit nach dem Inland weiter befördert — keiner noch so

strengen Maßregel gelang es, den Schmuggel zu unterdrücken, und oft genug zogen selbst die höheren französischen Behörden ihre Sporteln aus der Duldung desselben. Wie diese fortgesetzte Hintergehung der Gesetze aber die Bevölkerung demoralisirte, wie der stete Kriegszustand gegen die Douaniers sie verrohte, wie wenig günstig der Schmuggel selbst auf die oberen Klassen der Gesellschaft wirkte, bedarf keiner Erörterung.

Hamburg bot in jenen Tagen das traurige Bild eines allgemeinen unaufhaltsamen Hinsiechens trotz der großen Einnahmen, die Einzelne aus dem Schleichhandel zu ziehen wußten. Der wirkliche Verkehr lag gänzlich darnieder, die großen Zuckersiedereien, die Kattunfabriken und Tabakhandlungen waren ruinirt, die Zinsen der Staatsschuld wurden nicht mehr bezahlt, die milden Stiftungen verkamen, da Niemand Zuschüsse leistete und leisten konnte. Was bedeuteten dagegen die auf die Stimmung des niederen Volkes berechneten Maßnahmen der französischen Verwaltung, die auf ihren Befehl veranstalteten öffentlichen Festlichkeiten, die befohlene Rückgabe der kleinen Pfänder aus den Leihhäusern — jeder Verständige nannte sie doch nur Blendwerk.

Aber während die offiziellen Blätter immer neue Siegesbulletins Napoleon's brachten, während in Hamburg noch am 6. Dezember 1812 ein feierliches Tedeum den Einmarsch der großen ruhmgekrönten Armee in Moskau verherrlichen mußte, war die Entscheidung schon gefallen. Am Weihnachtsabend wurde die erste Kunde von dem Untergang des Napoleon'schen Riesenheeres auf den Eisfeldern

Rußlands laut, und Jubel tönte aus Tausenden von Herzen, man hielt die Stunde der Erlösung von dem unerträglichen Joch für gekommen.

Aber Hamburg frohlockte zu früh. Wie kein anderer Fleck deutscher Erde sollte die alte stolze Reichsstadt den Kelch der Schmerzen bis zur Neige leeren. Wohl rückte Mitte März 1813 der russische Oberst Tettenborn, als Erretter und Befreier begrüßt, mit einem Häuflein Kosaken in die von den Franzosen geräumte Stadt ein, aber schon am 30. Mai besetzte Marschall Davoust Hamburg wieder, und ein kaiserliches Dekret erklärte den unglücklichen Ort wegen seiner „aufrührerischen" Gesinnung vorläufig für drei Monate „außer dem Gesetz" und der Militärdiktatur unterworfen. Doch es sollte noch weit schlimmer kommen. Der ausgesogenen, verarmten Bürgerschaft wurde eine Kontribution von 48 Millionen Mark Banco (72,000,000 Mark) auferlegt, alle Waffen wurden konfisziert und all' die zahllosen Pamphlete und Karikaturen, die während des kurzen Freiheitsrausches erschienen waren, mußten binnen 24 Stunden auf der Präfektur abgeliefert werden. Marschall Davoust hatte guten Grund, auf die Erzeugnisse des Volksspottes giftgeschwollen zu sein, sie hatten ihn selbst besonders hart mitgenommen.

Bald erschien der Befehl Napoleon's, Hamburg und Harburg durch großartige Festungsanlagen in einen Waffenplatz ersten Ranges umzuwandeln. Das Vorspiel der Belagerung begann. Mit rücksichtsloser Gewalt wurden die Bürger als Arbeiter für die neu anzulegenden Werke zusammen getrieben, wo mehr als vier Personen auf der Straße

zusammen standen, schritt die Militärbehörde „wegen unerlaubter Zusammenrottungen" mit Körperstrafen ein, die Bevölkerung mußte sich auf sechs Monate verproviantiren und in der härtesten Winterkälte, Ende Dezember — zwei Monate nach der Schlacht von Leipzig, die Deutschland befreit hatte — wurden an 20,000 Personen, welche nicht die Mittel hatten, sich auf so lange Zeit zu versorgen, erbarmungslos aus der Stadt gestoßen. Davoust ließ die Vorstädte niederbrennen, die Kirchen verwandelten sich in Pferdeställe und Strohmagazine, und als dann endlich das Belagerungsheer anrückte, fingen bald Hungersnoth und Seuchen in der Stadt um sich zu greifen an. Die Lebensmittelpreise stiegen enorm; der Sack Korn kostete im Februar circa 180 Mark nach heutiger Währung, ein Huhn 15 Mark, ein Ei 1,20 Mark, ein Pfund Butter 6 Mark. Die Verzweiflung stieg auf's Höchste. Es kam so weit, daß die hungernden Einwohner Katzen und Hunde schlachteten und aus den Abfallgruben sich erfrorene Kartoffeln zur Speise suchten — dazwischen aber klang wie Hohn die im April erfolgende Aufforderung des Kommandanten, „bei der jetzt wiederkehrenden guten Jahreszeit alle Gartenanlagen sorgfältig in Stand zu setzen."

Der Mai brachte endlich Erlösung — es war aber auch die höchste Zeit. Marschall Davoust sah schließlich ein, daß die Sache Napoleon's endgiltig verloren sei; er ließ seine Truppen für Ludwig XVIII. vereidigen und am 25. Mai begann die Räumung der Stadt. Nicht weniger als 140 Millionen Mark Banco (210 Millionen Mark Reichswährung) hatte die Fremdherrschaft Hamburg

gekostet, aus der Hamburger Bank, d. h. dem Privateigenthum der Kaufherren, hatte die französische Verwaltung allein fast 8 Millionen Mark Banco entnommen, auf deutsch gestohlen. Nur circa 6 Millionen Franken erhielt die Stadt für die aus der Bank genommenen Gelder nach langwierigen Verhandlungen später von Frankreich zurück.

Hamburg lag gänzlich darnieder. Aber niemals hat sich der Unternehmungsgeist, die Tüchtigkeit seiner Bürger glänzender entfaltet, als nach jenen trüben Tagen. Kaum war der Bann des französischen Joches von der Stadt genommen, so belebte sich der Handel auf's Neue, die alten Verbindungen mit England wurden wieder aufgenommen, neue mit Nord- und besonders Südamerika, wie Ostasien angeknüpft. Die lange nun folgende Friedensepoche kam dem Gedeihen des Verkehrs mächtig zu Hilfe, wie ein Phönix erhob Hamburg sich aus tiefster Erniedrigung. Die Entwickelung des Eisenbahnwesens, die sich bald anschloß, die immer mehr an Bedeutung gewinnende Dampfschifffahrt thaten das ihrige; der altbewährte Kaufmannsstand betrat auf's Neue die Pfade der Hansa. Ueberall im Ausland entstanden Comptoire und Filialen der Hamburger Häuser, die Söhne der ersten Familien gingen in die Fremde, die neuen Verkehrsverhältnisse an Ort und Stelle zu studiren, ihre Firmen selbst zu vertreten. Der Wohlstand wuchs mächtig, selbst die schweren Handelskrisen der vierziger Jahre wurden ohne tiefere Nachwirkungen überwunden. Nicht freilich, als ob das Unglück Hamburg nun gänzlich verschont hätte, im Gegentheil: der 5. bis 8. Mai 1842 sah tiefes, entsetzliches Unheil über die Stadt herein-

brechen, ein gewaltiger, beispielloser Brand äscherte in diesen drei Tagen 1749 Häuser und 102 Speicher ein. Nicht weniger als 20,000 Menschen waren obdachlos, der Schaden wurde auf 90 Millionen Mark Banco veranschlagt; sieben Kirchen, das Rathhaus, die Bank, zahlreiche Stiftungen und öffentliche Gebäude waren ein Raub der unersättlichen Flammen geworden. Aber wieder zeigte sich die Zähigkeit, die Redlichkeit, Solidität und Energie der schwer getroffenen Bürgerschaft; trotz aller Verluste erlitt der Handel keine Stockung, und aus den rauchenden Trümmern erhob sich bald, schöner und prächtiger denn je, das neue Hamburg.

Mit kluger Mäßigung wußte die Stadt sich 1866 ihre Selbstständigkeit zu erhalten, indem sie rechtzeitig Anschluß an Preußen suchte und fand, mit voller Hingebung gab sie sich den nationalen Errungenschaften jenes und des Jahres 1870 hin: Hamburg ist allezeit ein treues Glied des neuen deutschen Reiches gewesen, und die Bande, welche das städtische Gemeinwesen mit der ganzen Nation verknüpfen, haben sich von Jahr zu Jahr inniger und fester gestaltet. Deutschland sieht mit Stolz auf seine erste Handelsstadt, der es die Beziehungen zu dem großen internationalen Welthandel verdankt, und Hamburg fühlt in jenen Beziehungen am meisten, was es heißt, Mitglied eines starken Staates zu sein, der den Willen und die Kraft hat, seinen Handel selbst in den entferntesten Meeren zu schützen.

Wie der Verkehr Hamburgs sich gerade seit der Neubegründung des deutschen Reiches gehoben hat, das beweisen

vielleicht Zahlen am besten. Während 1861 in den Hamburger Hafen 5139 Schiffe von zusammen 1,887,000 Registertonnen einliefen, war diese Zahl im Jahre 1883 bereits auf 6352 Schiffe gestiegen, von zusammen 3,351,700 Registertonnen. Der Schiffsinhalt hat sich also fast verdoppelt, und während der Betrag der Versicherung gegen Seegefahr 1865 rund 900 Millionen Mark betrug, hob er sich 1882 bis auf 1830 Millionen.

Noch eine große Umwälzung steht Hamburg allerdings bevor. Bisher gehörte die Stadt nicht zum deutschen Zollverbande, alle ausländischen Waaren konnten daher zollfrei in ihr Gebiet eingeführt werden. Durch eine Vereinbarung zwischen der Stadt und dem Reich vom Jahre 1881 hört aber diese exceptionelle Stellung mit dem 1. Oktober 1888 auf, nur ein kleiner Freihafenbezirk bleibt außerhalb des Reichszollgebietes. Auf diesem räumlich beschränkten Gebiet wird sich in Zukunft der große internationale Handel abspielen müssen, und hier sind augenblicklich umfassende Bauarbeiten theils zur Vergrößerung der Hafenanlagen, theils zur Errichtung neuer Speicher in der Ausführung begriffen, zu deren Kosten das Reich ungefähr die Hälfte mit 40 Millionen Mark zugeschossen hat. Wieder fällt damit ein guter Theil des alten, vom Brande des Jahres 1842 verschonten Hamburg. Nicht weniger als 500 Privatgebäude mußten niedergerissen werden, um Raum für die neue, von tiefen Kanälen durchzogene „Lagerstadt" zu schaffen. Noch kann man vielleicht die wirthschaftlichen Folgen der 1888 eintretenden Veränderungen nicht völlig übersehen, aber das Urtheil aller Einsichtigen geht doch

dahin, daß Hamburg, wenn es auf der einen Seite bisherige Vergünstigungen einbüßt, auf der anderen mit dem Fallen der Zollschranke nach dem Festland einer neuen Blüthezeit entgegengeht.

Gerade der Zollanschluß an das Reich und die Errichtung des Freihafengebietes wird die Stadt in die Möglichkeit versetzen, die neuerdings so gefährlich gewordene Konkurrenz anderer festländischer Seehäfen, besonders Antwerpens, siegreich zu bestehen und auch ferner die erste Handelsstadt des europäischen Kontinents zu bleiben.

Mannigfaltiges.

Die verscherzte Königskrone. — Im Jahre 1789 stand Bernadotte, der spätere General Napoleon's und König von Schweden, als Sergeant in Grenoble, exercierte seine Rekruten ein und lebte so sorglos dahin, wie ein junger Sergeant das eben zu thun pflegt. Da erschien der berüchtigte „Ziegeltag". An diesem Tage entstand in Grenoble ein Aufruhr gegen die königlichen Truppen und der Name „Ziegeltag" stammt daher, daß alle republikanisch gesinnten Frauen in Grenoble auf die Dächer stiegen und einen Hagel von Ziegeln auf die königlichen Truppen warfen. Dem Sergeant Bernadotte flog auch ein solcher revolutionärer Stein auf den Kopf. Man hielt ihn für todt und trug ihn in's Hospital. Während man seine Wunde untersuchte, schlug er indeß die Augen wieder auf und erblickte unter den Umstehenden ein blondes, blauäugiges Mädchen, das von seinem Schmerz gerührt zu werden schien. Ihre Schönheit machte tiefen

Eindruck auf ihn. Er dachte nur noch an die schöne Amalie und sobald er sich wieder erholt hatte und zu seinem Regiment — die Ruhe war inzwischen wieder hergestellt — zurückgekehrt war, gab er sich alle Mühe sie aufzufinden. Drei Wochen lang suchte er sie vergebens, endlich aber fand er sie wieder. Sie war eine arme Näherin und stand allein in der Welt. Bernadotte bemühte sich nun eifrig, ihre Liebe zu gewinnen, hatte aber mit einem gefährlichen Nebenbuhler zu kämpfen, einem Uhrmachergehilfen. Der verliebte Sergeant bot ihr seine Hand, aber das Mädchen zog schließlich den ehrsamen Bürger doch dem Soldaten vor. Da ging Bernadotte zu dem Uhrmacher und sagte: „Sie lieben Amalie, ich liebe sie auch, wir werden um sie kämpfen." Der Zweikampf fand in der That statt und der Uhrmacher wurde verwundet, aber der Sieger hatte nichts gewonnen, Amalie verschmähte ihn nun erst recht und einen Monat später war sie die Frau des Uhrmachers. Sie hatte jedoch in ihrem Ehestande vieles Unglück; der Mann starb, sie verarmte und mußte schließlich als altes Mütterchen in einem Wirthshause Gläser waschen, der ehemalige Sergeant Bernadotte aber war König von Schweden geworden. „Ach," sagte sie oft, „hätte ich doch den Herrn Bernadotte genommen, so könnte ich jetzt Königin sein. Ja, ja, wenn man jung ist, hat man keine Ueberlegung." Sie lebte noch bis zum Jahre 1841. In Grenoble nannte man sie allgemein la Majesté. C. T.

Der Kampf der Steinkohlen. — Die Steinkohlen sind dem Menschen seit dem Alterthume bekannt, und schon im 4. Jahrhundert v. Chr. wurde in Griechenland dieses Brennmaterial von Schmieden und Erzarbeitern benutzt. Aber erst als das Holz selten wurde und man in vielen Gegenden das gänzliche Verschwinden der Wälder fürchten mußte, wandte man sich allgemeiner zu den „schwarzen Diamanten". Leicht war aber im Anfange ihres Auftretens die Benutzung der Steinkohlen nicht, und sie hatten einen schweren Kampf zu bestehen, ehe man sie allgemein duldete. Unsere

Vorfahren waren nämlich über die Verpestung der Luft durch den Qualm und Rauch der Kohlen sehr empört. Unter der Herrschaft Eduard's II. (1306 bis 1327) wurden die Steinkohlen zuerst in London in größerem Maßstabe als Brennmaterial benutzt. Eine große Anzahl von Beschwerden über diese lästige Neuerung lief beim König ein, und dieser sah sich im Interesse des Gesundheitszustandes der Hauptstadt veranlaßt, in einer Proklamation auf die Schädlichkeit des Kohlenrauches hinzuweisen. Aber wenn auch selbst die Aerzte dem Kohlenqualme die Erzeugung von ansteckenden Krankheiten und manche andere Schädigung der Menschen, Thiere und Pflanzen zuschrieben, so wurde doch durch die königliche Bekanntmachung nichts gebessert. Die Schornsteine sandten den Steinkohlenrauch nach wie vor lustig in die Luft und die Petitionen der Bürger Londons mehrten sich von Tag zu Tag. Eduard II. wußte keinen anderen Rath gegen die unangenehmen Kohlen, als die Einsetzung einer Kommission, der es zustand, ohne Weiteres die Feuerungsstätten für Kohlen zu zerstören und die Besitzer zur Verantwortung zu ziehen. Die Kommission ging gegen die Luftvergifter sehr streng vor, sie ließ sogar einen Kohlenkonsumenten seines Vergehens wegen auf die Folter spannen. Aber auch diese drakonische Strenge fruchtete nichts. In anderen Ländern spielte sich ein ähnlicher Kampf ab. Im Jahre 1348 verwarnte der Magistrat zu Zwickau die Metallarbeiter, nicht mit Steinkohlen die Luft der Stadt zu verpesten. Doch alle Verbote und Strafen waren fruchtlos. Die Steinkohlen brachen sich überall Bahn und werden heute aller Orten verbrannt, ohne daß man deshalb gestraft würde, freilich auch ohne daß ihr Rauch angenehmer geworden wäre. J. E.

Der redende Stein. — Unterhalb Paris liegt in der Seine ein Felsen, der vom Volke der „redende Stein" genannt wird. Dieser Felsen kommt nur in höchst trockenen Sommern zum Vorschein. Das vorletzte Mal sah man den redenden Stein im Jahre

1755. In dem gleichen Jahre wurde Lissabon durch ein Erdbeben zerstört und bald nachher begann der siebenjährige Krieg. Auf diesem Felsen sind folgende Worte eingehauen und darum heißt er auch der „redende" Stein: „Diejenigen, die mich gesehen haben, die haben geweint, und Diejenigen, welche mich wieder sehen werden, die werden abermals weinen." Im Sommer 1870 war der Stein wieder zu sehen. v. d. S.

Ein Hirschgespann. — Unsere Leser haben gewiß von einem wirklich zahmen Hirsch nur als von einer großen Seltenheit gehört; das Höchste nun, was in der Zähmung von Hirschen geleistet worden, ist dem Grafen v. Orford, einem der vielen originellen Sonderlinge, an denen die hohe Aristokratie Altenglands so reich ist, gelungen. Mit ausdauernder Energie brachte er es dahin, vier Hirsche zu einem Kutschgespann auszubilden, mit dem er täglich auf seinen Besitzungen Spazierfahrten unternahm, bis ihn diese sonderbare Passion eines Tages in die höchste Lebensgefahr brachte. Er begegnete nämlich mit seinen vier Hirschen einer Koppel Schweißhunde, die sich beim Anblick derselben von ihrem Führer losriß und nun das sonderbare Gespann in rasenden Galop setzte, der dem Grafen beinahe das Leben gekostet hätte. Endlich retteten sich die gehetzten Thiere vor ihren Verfolgern in ein Bauerngehöft, aber der Graf schwur in dieser Stunde, niemals wieder mit seinen Hirschen zu fahren. J.

Friedrich's des Großen Sterbehemd. — In den letzten Jahren seines Lebens trieb Friedrich der Große die Sparsamkeit bis auf's Aeußerste. Viele seiner Röcke waren sehr abgetragen, seine Stiefel abgenutzt, die Hüte ganz schäbig, Hemden und Taschentücher defekt und fast kein Beinkleid hatte er, das nicht mehrfach ausgebessert war. Bei seinem am 17. August 1786 erfolgten Tode fand man unter des Königs Leibwäsche daher kein einziges Hemd vor, das geeignet gewesen wäre, die irdischen Ueberreste des größten Monarchen seines Jahrhunderts zu bekleiden.

Da war es der Kammerhusar Schöning, der zu diesem Zwecke eines seiner noch ungebrauchten Hemden hergab. Seine Braut hatte es ihm kurz vorher geschenkt, gewiß nicht ahnend, daß es Friedrich's des Großen Sterbehemd werden würde. E. K.

Uebel gewählte Ausrede. — Als die Köchin einer Hausfrau, die in dergleichen Dingen „Bescheid wußte", einen über vier Pfund wiegenden Braten vollständig verbrannt hatte, warf sie ihn weg und entschuldigte sich bei ihrer Herrin damit, daß sie angab, die Katze habe das Fleisch gefressen. „Sehr wohl," meinte die Hausfrau, „das werden wir gleich sehen." Damit nahm sie die Katze, setzte sie auf eine Wage und fand, daß sie gerade vier Pfund wog. „So, Friederike," sagte sie dann, „die vier Pfund Fleisch sind da, aber wo bleibt nun die Katze?" St.

Ein sonderbarer Finanzplan. — Die Lacedämonier wollten einst den hungernden Bewohnern von Smyrna Korn senden, und um dies zu erschwingen, legten sie sich freiwillig ein allgemeines Fasten auf. Dieser Zug erinnert an den Vorschlag des Grafen Cervantes, der vor etwa fünfzig Jahren ganz Spanien wollte fasten lassen, um die immer drückender werdenden Landesschulden zu bezahlen. „Alle Einwohner von 14 bis 60 Jahren," schlug er vor, „fasten einmal alle Monate bei Wasser und Brod. Was sie da an Wein, Fleisch, Fisch, Ei, Gemüse u. s. w. ersparen, wird von ihnen abgeliefert, zu Geld gemacht und in eine allgemeine Sparkasse gethan. In Zeit von zwanzig Jahren hat dann Spanien seine Schulden alle bezahlt." Er rechnete sechs Millionen Einwohner, deren jeder durch jenes Fasten mindestens je einen Real (etwa 40 Pfennig) ersparen würde. Das wären also alle Monat über 6 Millionen Realen gewesen. Der sonderbare Vorschlag fand indeß keinen Anklang und Spanien hat seine Schulden heute noch. K. St.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9550

